Bibliotheca

4720
XII, 3.

Walther Schulzens

Reise nach Ostindien

in den Jahren 1658 bis 1665.

Ein

Beytrag zur Geschichte

der

Holländer in Ostindien.

Nebst der

Schiffbruchsgeschichte des Schelling.

Jena in der Crökerschen Buchhandlung.
1808.

Cas A 3493

Bibliotheca Casimiriana

Vorrede.

Gute Reisebeschreibungen sind unstreitig die interessantesten Schriften für die Lesewelt. Sie belehren mit der angenehmsten Unterhaltung, und erwecken mehr Theilnahme als ein Roman, da die Wahrheit uns jederzeit stärker anspricht als die schönste Dichtung. Dieß ist die Ursache, warum ich geglaubt habe, daß Auszüge aus den interessantesten älteren Reisebeschreibungen, dem Publikum nicht unwillkommen seyn möchten; wenigstens ich fand in denselben mehr Unterhaltung

als mir die meisten neueren gewährten. Ihre Erzählungen sind reich an Abentheuern und Begebenheiten, denen die ältere Zeit und das Leben, Treiben und Denken der Menschen dieser Zeit, einen Anstrich von Romantischen giebt, der unsrer Egoistischen nur angedichtet werden kann. Auch wo man Bekanntes erwartet, in der Geographie, Natur- und Völkergeschichte, geben ihre besondern Ansichten demselben Neuheit.

Die Aufnahme des Werkchens wird entscheiden, ob die Fortsetzung folgen soll. Dieses erste Bändchen enthält Walther Schulzens Reise nach Ostindien, die in Amsterdam 1676 in Folio, mit vielen Kupfern, deutsch, und daselbst 1707 französisch erschien. Ich bin ganz dem Verfasser gefolgt, und sind Geographische oder Naturhistorische Unrichtigkeiten darinnen, so fallen sie ganz diesem zur Last, da ich sie nicht verbessern mochte, um ihm nicht das Eigne zu nehmen,

oder wohl gar das damals Wahre, der Folgezeit zu, Gefallen zur Lüge zu machen. Können Menschen, Thiere, Gegenden nicht jetzt anders seyn als sie zu seiner Zeit waren? — Giebt doch die Zeit mit jedem Jahre uns solche Veränderungen.

Das Ueberflüßige, Wiederholte habe ich weggelassen. Etwas genauer bin ich ihm im letzten Theile seiner Erzählung, der Zurückreise und dem Seekriege mit den Engländern, gefolgt, zu zeigen, daß diese Nation, die Ansprüche, welche sie jetzt auf Meerherrschaft macht, schon damals versuchen wollte, daß sie schon damals, diese zu erlangen, Nichts heilig genug hielt, keine Neutralität, keine Flagge respectirte.

Die Schiffbruchsgeschichte des Schellings, welche der Amsterdamer deutschen Ausgabe beygefügt ist, wird jeden Gefühlvollen Leser mit Schaudern erfüllen. Ich hielt

nicht für überflüßig auch sie zu geben, ob sie gleich neuer besonders herausgekommen ist.

Noch sind die interessanten Reisen eines Tavernier, Olearius, Neuhoff, Dampierre, Dapper, den Augen des größeren Publicums in Folianten, in Bibliotheken verborgen. Sie werden nach einer günstigen Aufnahme dieses Bändchens folgen.

Der Herausgeber.

Erstes Kapitel.

Abfarth aus Holland. Das Kap. Sturm. Sillebar.

Kräftig und schön, wie die Seerose, blühte Holland aus seinen Gewässern auf. Die Nation hatte den langen heißen Kampf der Freyheit gekämpft, während demselben den Handel der Welt an sich gebracht, der sie reich und geehrt in Europa, und durch die Namen Tromp und Ruyter gefürchtet auf den Meeren machte. Jeder Befehlshaber auf den Gewässern hieß und war Seeheld, und wer Muth und Kraft fühlte, drängte sich an die Schiffe, das reiche wundervolle Indien zu schauen, seine gesegneten Küsten und Handelsplätze vollends aus den Händen der, Spanien unterthänigen, Portugisen zu reisen und bereichert mit Schätzen und Erfahrungen, den Raub im Alter an den Vaterländischen Kanälen mit fröhlichem Zuschauen der immer herrlicher sich erhebenden Nation zu verzehren.

Etwas über 19 Jahr alt trieb auch mich der Geist der Nation, die unüberwindliche Lust Wunder der Natur und Treiben der Menschen in fernen Welttheilen zu sehen und Begierde mich in meiner Wissenschaft als Wundartzt zu vervollkommnen aus meiner Vaterstadt Harlem zur See. Gern nahm mich die Ostindische Compagnie in Dienste, und im Texel das Schiff Nieport als Unterchirurg an Bord.

Unter dem mir ungewohnten wüsten Tumult und Jubel der Seeleute, lichteten wir am 16ten April 1658 nebst den Schiffen Leerdam und Dauphin die Anker, segelten bey dickem Nebel durch den Kanal, und gaben bey Ausgange desselben einem von Barbados kommenden Rotterdammer unsre letzten Grüße und Briefe mit. Das nun folgende helle und liebliche Wetter ließ uns schon am 7ten May die Canarischen Berge sehen, von denen an wir uns mit Fischen bis zur Linie belustigten. Doraden, Beniten, Corretten, fliegende Fische waren nun unsre tägliche Speise, auch ließ ich mir manchmal ein Stück von jungen Hay und Meerschwein gelüsten, das aber einen guten Magen und gutes Glas Wein erfoderte. Nachdem wir die Linie passirt hatten, verließ uns zuerst Leerdam, der seine Farth zwey Grade westlicher nahm, doch

sechs Wochen später als wir, vor Batavia ankam, sodann der Dauphin, der auf Guinea zusteuerte, wogegen wir am 16ten Juny ein mit vollen Segeln auf uns zueilendes Schiff erblickten, welches wir mit Einbruch der Nacht für ein ziemlich großes Portugisisches erkannten, und uns ungesäumt zum Schlagen fertig machten, doch segelte der Feind, als er uns am Morgen so gut bewaffnet fand, schleunig nordwärts ab, und wir wandten uns nach Süden wo wir, nachdem wir Trinidat ansichtig geworden, ein anderes gewahrten, welches aber die einfallende Nacht von uns schied. —

Ehe wir noch die wolkenhohen Spitzen des Kaps entdeckten, hatten wir zu Anfang des Juli einen gewaltigen Sturm auszuhalten, ich den ersten, dessen ungeheure Wellen mir das Schiff jeden Augenblick zu verschlingen schienen, noch fürchterlicher machte ihn die hereinbrechende Nacht, doch zertheilten sich nun bald die Wolken und die Sterne blickten wieder auf ruhige See. Endlich landeten wir am 25sten Juli in der Tafelbay.

Unser Schiff lag ganz allein in dem Hafen dieser neuen Kolonie, deren sich Holland seit 6 Jahren bemächtigt hatte, und schon zeigte sich

überall der Niederländische Fleiß in den üppigen Wiesen und seegenreichen Feldern. Mit Vergnügen sah ich schöne Wohnungen aufsteigen und Festungswerke sich erheben, welche diesen Ort, zum Erfrischungsplatz unsrer Ostindienfahrer bestimmt, verschönern und beschützen sollten. Mit dem Schifsschreiber bestieg ich auch den Löwenberg, der mit den wohlriechendsten Blumen und Kräutern bedeckt uns durch die köstlichste Aussicht erfreute, und eine Menge Gazellen und Steinböcke belustigte uns auf dem Rückwege. Doch verbitterte uns ein hinter den Felsen aufsteigender Löwe dieses Vergnügen, der ob er sich gleich bald ins Dickigt begab, uns jedoch zur schnellen Flucht ans Ufer mahnte, wo wir in schmutzige Felle und stinkende Gedärme gekleidet eine Truppe Hottentotten fanden, die uns um ihr Hauptbedürfniß, um Tabak baten.

Wir verließen nach eingenommenen Erfrischungen das Vorgebürge der guten Hoffnung und nahmen unsre Farth nach Süden zu, um die Westwinde zu benutzen, die wir auch unterm 48sten Grad erhielten, aber mit ihnen solchen Sturm und Kälte, daß der Schnee und Hagelschauer uns zwangen die Winterkleider hervorzusuchen. Vierzehen Tage trieb das Schiff mit günstigen Winde, als Nachmitternacht ein Or-

kan ausbrach, die Winde rund um den Compaß flogen, und dann wie aus der Mitte des Himmels auf das Schiff herabstürtzten, daß sogleich die Seegel zerissen und davon geführt wurden; dabey war das Meer, welches zuvor stark brausete, ganz eben, doch schien das Schiff vom Wind hinunter gedrückt zu werden, wurde aber sogleich auf die Seite geworfen, daß Bord und Wände unter Wasser standen und der Untergang unvermeidlich schien. Indessen wir mit Pumpen und Schöpfen das möglichste zu unserer Rettung thaten, und der Morgen immer verzog, brachen die fürchterlichen Winde von Westen nach Osten hinaus und sogleich erhob sich das Meer tobend bis an die dunklen Wolken, doch stand nun das Schiff weniger im Wasser. Mit anbrechenden Morgen wurde es stiller und um Mittag hatte sich Wind und Wetter völlig gelegt, wir spannten andere Seegel auf, und richteten unsern Lauf Ost-Nord-Ost.

War es die ausgestandene Arbeit und Angst beym Sturm, oder Veränderung des Klima, genug im September brach eine Seuche, ganz der Pest ähnlich, mit Beulen, Nasenbluten und Sinnlosigkeit verknüpft aus, welche in kurzer Zeit von der 170 M. starken Besatzung 40 M. mit dem Ober- und Untersteuermann, Prediger und Schrei-

ber wegraffte, dazu kam, daß wir durch die stätigen Süd-Ost Winde unter der Straße von Sunda auf die Westseite von Sumatra getrieben wurden. Ein Umstand welcher uns leicht den Mühseligkeiten einer eben so langen Fahrt, als wir zurückgelegt hatten, aussetzen konnte, indem wir wegen der herrschenden Südostwinde, welche gemeiniglich bis im November anzuhalten pflegen, sobald nicht Batavia zu erreichen hoffen konnten. In dieser dringenden Noth wurde beschlossen an der Küste von Sumatra anzulegen, wir seegelten also an den grünenden lustigen Lande hin, und giengen in dem berühmten Hafen von Sillebar vor Anker.

Um den Einwohnern, die sich Haufenweise an den Ufern sehen ließen ein Zeichen zu geben, an das Schiff zu kommen, lösten wir ein Stück und ließen eine weiße Fahne wehen, doch weder an diesem noch am folgenden Tag näherte sich jemand, welches allgemeine Betrübniß unter unsern vielen Kranken erweckte. Es wurde deswegen das Boot mit einigen der Kühnsten insgeheim bewaffneten Leuten ausgesetzt, die jedoch da sie niemand am Lande trafen, eine Farth nach der Bucht, an welcher das Städtchen Sillebar liegt, unternehmen mußten.

Hier trafen sie einige Einwohner auf deren Fragen sie durch Dollmetscher die Bitte um Er-

frischungen und Wasser an das Oberhaupt oder Orancay gelangen ließen; worauf dieser ihnen alles was das Land hervorbrachte, versprach, einen schönen hellen Bach zeigte und überdieß Geiseln an das Schiff zu senden sich erbötig zeigte, das letztere Erbieten schlugen sie aus, und kamen mit etwas frischen Wasser und der eben so erfreulichen Nachricht zurück. Am andern Morgen trat man sogleich den Zug mit ledigen Wassertonnen, Geld, Waaren und einigen geladenen Flinten an; doch traten anfangs blos die Dollmetscher, als sie eine große Menge Eingebornen um den Orancay versammelt sahen ans Land, welche das gestrige Anbringen wiederholten, wieder eben so freundschaftliche Versicherungen und an uns die Einladung erhielten mit den Booten weiter hinauf in die Bucht an das Städtchen zu gehen, wo wir beßeres Waßer und, da das Land von Gebüsch frey, einen schönen Marktplatz finden würden, Die Unsrigen vermutheten bey dieser Nachricht Verrath und ließen bitten die Lebensmittel in leichten Fahrzeugen an das Schiff zu bringen und das Waßer vom ersten Platz verabfolgen zu laßen. Auf diese erhaltene Antwort bestätigten die Indianer den wider sie gehegten Verdacht, fielen unsere beyden Dollmetscher an, und säbelten sie auf der Flucht nach dem Boote nieder. Die Boote entfernten sich beym

Anblick dieses traurigen Schauspiels, von den Drohungen der Indianer begleitet, aufs schnellste, feuerten einigemal unter sie, und brachten uns, statt der gehofften Erfrischungen, diese betrübte Nachricht.

Dieses Unglück, das, wenn wir den Versprechungen der Eingebornen traueten, uns alle treffen konnte, wurde durch ein in der folgenden Nacht hereinbrechendes Ungewitter vermehrt, das uns ans Land zu werfen drohte, wo wir diesem verrätherischen Volke in die Hände gefallen wären; doch klärte es sich am Morgen auf, und wir spannten die Seegel auf, wo möglich Batavia noch zu erreichen. Wegen der immer noch widrigen Winde lavirten wir noch einige Tage an der Küste hin, bis sich diese in den ersten Tagen des Octobers drehten, und uns die Strasse Sunda erreichen ließen. Vergebens hofften wir von den an der grünenden Küste von Java ab und zu fahrenden Indischen Fahrzeugen Erfrischungen zu erhalten, sie entflohen bey unserm Anblick und vergewißerten uns, daß der König von Bantam mit den Holländern in Krieg verwickelt sey, welches zwey Holländische Kriegsschiffe bestätigten, die den Handel der Javanen zu stören, auf der Höhe von Bantam lagen. —

Zweytes Kapitel.

Ankunft in Batavia. Sinesen. Amok-Rufer. Abentheuer von 13 Matrosen

Endlich langten wir am 5ten October auf der Rhede von Batavia an, wo dem Besuch des visitirenden Fiscals, eine Menge Sinesen (die Juden Indiens) folgten, die sogleich ihren Handel mit den Matrosen anfiengen. Angenehmer waren uns die Fruchthändler, von denen wir die köstlichen Erzeugnisse des Landes wohlfeil kauften; doch wurden einige Unmäßige das Opfer ihrer Begierden, und fanden in dem ersehnten Batavia ein frühes Grab. —

Kaum war unser Schiff entladen, als es schon mit einer Fracht Reis nach Banda beordert wurde, und gern wäre ich mit dahin gereiset, wenn mich der Befehl, in Batavia zu bleiben, nicht verhindert hätte; ich nahm daher Abschied von meinen bisherigen Reisegefährten,

besonders von meinem werthen Freund dem Oberwundarzt Herrmann Benedict, den ich niemals wiedersah, weil er sich in Banda häußlich und ehelich festsetzte, und nie wieder ins Vaterland kam. — Mein Bestimmungsort war das Schloß, wo ich mit den übrigen Aerzten ein Lazareth übernahm, das mir jedoch Zeit genug lies mich in der Stadt und Gegend umzusehen. So sah ich am 23 Januar 1659 das Neujahrsfest der Sinesen mit an, welches sie sehr feyerlich und vergnügt begiengen. Vor den Häusern der Vornehmen waren Schaubühnen, worauf Stücke aus der Geschichte ihrer Heldenzeit aufgeführt wurden. Einige schwärmten mit Masken, in Thierhäute genäht in den Straßen umher, andere feyerten religiöse Gebräuche, noch andere vergnügten sich mit Spielen, von welchem sie solche Liebhaber sind, daß manche vom Mittag bis in die späte Nacht in ihren Häusern oder auf den Straßen, unter einem Baume sitzen, und alles bis auf Weib und Kind, die der Gewinner zu Sclaven macht, verspielen, ja oft ihre eigene Freyheit, ob es gleich von der Holländischen Regierung verboten ist und streng geahndet wird. —

Diese Nation, außer ihrem Vaterlande in ganz Ostindien zerstreut, gleicht völlig den Juden in Europa, und wird, wie diese, mit ihren Sitten und Gebräuchen geduldet und geschützt. Sie

tragen langes Haar geflochten, mit einer Nadel auf dem Kopf befestigt und halten viel darauf, so daß der Tartarische Befehl, nach der neuerlichen Eroberung von China, das Haar nach Tartarischer Gewonheit abzuscheren, diesem Volk mehr Blut gekostet hat, als die Eroberung des ganzen Reichs. Ihre in Ostindien meistens aus weißer und blauer Baumwolle gemachten Hemden, mit sehr weiten Ermeln, bedecken die Hosen, und die Sandalen, an den Füßen sind sie mit Spangen befestigt. Die Weiber, meistens gebohrne Malayinen, tragen sich, nach Art der Landeseingebohrnen, in leichter baumwollener Kleidung, F o t a s genannt, mit ungeflochtenen doch zierlich aufgestecktem Haar. — Der Sinese in Indien ist listig und betrügerisch im Handel, gelehrig in Künsten und Handwerken, ein guter Seemann, ein starker Spieler, übrigens sehr höflich, doch ernsthaft in allen seinen Handlungen. Seine Bedürfniße sind wenig, seine Wohnung klein und ärmlich und sein Hausgeräth dürftig; am meisten wenden sie verhältnißmäßig auf ihre Gräber, die aus Gewölben, an dem Wege nach Jacatra liegend, bestehn.

Im Monat Februar wurde unter schrecklichen Martern ein Indier hingerichtet, der fünf Menschen als Amock-Rufer umgebracht hatte.

Vom Genuß des Opiums bis zur Sinnlosigkeit berauscht, rennen diese Menschen durch die Strassen und ermorden jeden, dessen sie sich bemächtigen können, mit dem bey sich führenden Dolch oder Säbel, indem sie unabläßig Amock rufen. Diese unsinnige Gewohnheit ist so häufig, daß dieses während meines kurzen zweymonatlichen Aufenthaltes in Batavia, der dritte Amockrufer war, der hingerichtet wurde. —

Vor meiner Ankunft in Indien hatte man in Batavia Nachricht erhalten, daß das Schiff der Drache, von Holland nach Ostindien bestimmt, an den Küsten unbekannter Süd-Länder gescheitert sey, und schickte sogleich das Fluitschiff, der wachende Boyer genannt, ab, wo möglich, das übrige Volk und Gut zu retten; dieses fand auch glücklich das Wrack; doch das Zelt am Lande, worunter die im Boot geretteten, sich aufgehalten hatten, war zerrißen, und keine Spur von Gütern, Schiffsgeräth und Schriften, nicht das geringste Zeichen wohin die Verunglückten gekommen, war vorhanden, so sehr man rief, blies, schoß und die Gegend durchsuchte. Man kehrte sich nach den gescheiterten Schif, doch es war ganz von den Wellen überströmt, und also nichts zu thun als nach Batavia zurückzusegeln, besonders da das Schiff für den Stürmen nicht si-

cher lag. Um Wasser einzunehmen, wurde nochmals das Boot ausgesetzt, und die Mannschaft desselben, welche bald einen kleinen Bach fand, zerstreute sich ein wenig auf dem Lande. Indessen entstund ein heftiger und stark anhaltender Sturm welcher den Schiffer zwang in See zu gehen, der nun glaubte, daß das Boot verunglückt sey, und nach einer gefahrvollen Fahrt wieder in Batavia ankam.

Die Mannschaft des Bootes kam nach ruhig gewordener See, um wieder an Bord zu gehen, doch wer beschreibt das Schrecken dieser Unglücklichen, als sie das Schiff verschwunden und sich im höchsten Elend verlassen sahen; mit vor Schrecken verschlossenen Mund und Herzen sahen sie in die weite leere See hinaus, auch der Kühnste verstummte; bis einer der 13 Verlassenen endlich den Vorschlag that ans Land zurückzukehren, und für den sich einfindenden Hunger einige Speise zu suchen. Doch weder die öde sandigte Felsenküste, gegen welche die Wogen mit fürchterlichen Brausen schlugen, noch das da liegende Wrak, reichte ihnen das geringste für ihr Bedürfniß. Naß, hungrig und erfroren, klagten die meisten mit stillen Seufzern oder in Verzweiflung ausbrechenden Geschrey den tauben Felsen ihr Elend, wenige suchten nach etwa

Eßbaren, und fanden glücklicherweise ein wohlschmeckendes Schaalthier, dessen ausgeworfene Menge eine Zeitlang die ganze Gesellschaft erhielt. — Die Betrachtung jedoch, daß diese nicht immer zu ihrer Nahrung hinreichen würden, brachte sie zu den Entschluß sich den Wellen zu überlassen, ob sie vielleicht wenigstens ein Land das ihnen nahrhaftere Speise böte, finden möchten. Man fieng also ungesäumt an das Boot dicht zu machen, sammlete eine Anzahl Schaalthiere, füllte die Wassertonnen und brachte das Fahrzeug aufs Wasser.

Ihren Lauf nach den Gestirnen richtend, hegten sie die Hofnung die Süd-Küste von Java zu erreichen und schwebten einige Tage auf den Wogen, die bey eintretenden widrigen Winde immer über sie zusammen schlugen und das Boot zu verschlingen drohten, die Schaalthiere wurden dabey stinkend, ein wenig Wasser war noch ihre einzige Nahrung und ihre ausgemergelten Körper wurden am Tage von unleidlicher Hitze ausgetrocknet und erstarrten in der Nacht vor Kälte. Aufs höchste war ihr Elend gestiegen als sie endlich an einem hellen Morgen die südlichen Gebirge von Java erblickten. Aller Herzen, aller Kräfte erhoben sich jetzt und bald erreichten sie die Küste, an der sie, vor Wolkenhohen Ber-

gen, eine liebliche Ebene sahen, durch die, unter fruchtbaren Bäumen, ein Bach dem Strande zufloß, doch leider konnten sie bey der Annäherung, wegen der heftigen Brandung, das Ufer nicht erreichen, und ihnen entfiel wieder der Muth, da sie kein Mittel sahen an das schöne Land zu kommen. Neun von ihnen, welche schwimmen konnten, wagten es sich in die Brandung zu stürzen und erreichten glücklich das Ufer, wo sie sich sogleich mit Früchten labten, indeß die vier im Boot gebliebenen bey einbrechendem Abend sie baten zurükzukehren, doch jene suchten sie zu überreden, durch die Brandung zu setzen, was sie jedoch nicht wagten, in Hofnung daß am andern Tag das Meer stiller werden möchte. Mit Anbruch des Tages aber sahen sie sich durch einen starken Strom an eine andere Küste mit hohen Bergen und dickem Gebüsch besetzt, getrieben, wo sie zwar das Land erreichten, aber zur Stillung ihres Hungers blos Baumblätter fanden. Sie befestigten nun das Boot und giengen aus, die übrigen 9 längst der Küste zu suchen, doch konnten sie, wegen der ins Meer hineinstehenden steilen Klippen, nicht weit vorwärts dringen, unterdessen ein Sturm ihr befestigtes Boot in der Brandung zertrümmert hatte.

Dieses neue Unglück nahm ihnen den Muth nicht, einen Versuch zu machen, gegen Westen an

der Küste hinzukommen, da ihnen der Weg nach Osten, der sie ihren Kameraden zuzuführen schien, versperrt war, und sie folgten einige Tage dem Ufer, das von unersteiglich hohen Bergen eingeengt, sie nöthigte durch Sümpfe, Wälder und tiefe Wasserrisse ihren Weg zu nehmen und durch Bäche zu waten, von einer Menge Kaymans bewohnt, wobey sie sich von Kräutern, Wurzeln und Blättern nährten. Am 3ten Tag wurden sie endlich zwey kleine Kanots am Ufer und zugleich einen ins Gebüsche führenden Pfad gewahr, dem sie folgten, und unter dickbelaubten Bäumen, in einer Fischerhütte, einen alten Indischen Einsiedler trafen, der, als er vier weiße, noch nie gesehene, Männer, von Hunger und Elend entstellt den Gespenstern gleich, erblickte, eben so sehr vor Schrecken erstarrte, als diese Unglückliche sich freuten, einen Menschen zu sehen. Zwey von ihnen erzählten nun dem alten Fischer ihr Unglück in malayscher Sprache, und ungesäumt brachte ihnen dieser, von ihrem Elend gerührt, Reis und gebackne Fische, die sie vorsichtig verzehrten und, nachdem sie sich nach einigen Tagen erholt hatten, bey ihm zu bleiben, beschlossen.

Hier lebten sie nach erhaltenen Unterricht, eine lange Zeit bey dem gastfreyen Alten vom Ertrag der Jagd und des Fischfangs, bis sie ein=

einstens von einer Menge räuberischer Javanen angefallen wurden, die sie bis in die Hütte verfolgten, um das Geständniß, wo ihr Schiff gescheitert sey, und was sie an Gütern geborgen hätten, von ihnen zu erfahren; doch ihr Wirth wuste durch seine Bitten und die Erzählung des Unglückes seiner Gäste, die Räuber dergestalt zu besänftigen, daß sie sich sogar erboten, sie nach der Residenz des Javanischen Kaysers Mataram zu führen. — Mit vielen Thränen und innigem Dank nahmen sie nun von dem rechtschaffnen Greis Abschied und reiseten mit ihren Führern über Berge und Wälder nach Mataram und von da nach Japare, wo sie in der Holländischen Factorey freundlich aufgenommen wurden, und die Indianer eine ansehnliche Belohnuug erhielten. —

Diese vier Abentheurer kamen bey meiner Anwesenheit, nachdem man sie zuvor in Japare wohl gepflegt hatte, in Batavia an, und erzählten ihr kaum glaubliches ausgestandenes Elend; doch von den übrigen neun Unglücksgefährten derselben hat man nie etwas vernommen.

Drittes Kapitel.

Projekt der Reise durch die Südsee nach Amerika. Amboina. Ternate. Spanier auf den Molucken. Großes Ternatisches Reich.

Meine unwiderstehliche Reiselust ließ mir, als ich das herrliche Batavia mit seinen Umgebungen genug durchwandert und besehen hatte, keine Ruhe, besonders da zwey Schiffe ausgerüstet wurden, um unter dem Befehl des Oberkaufmanns Wilhelm Reyersen von Batavia aus durch die große Südsee nach Amerika zu gehen; auch setzte ich endlich mein Vorhaben, diese Fahrt mit zu machen, durch Reyersens Fürsproche, nach vielen Weigerungen der Regierung, durch, und gieng im März 1659 an Bord des Rothen Hirsches, welcher nebst dem Finken nach Amerika beordert war. Drey andere Schiffe nach Amboina und Timor bestimmt, begleiteten uns.

Am 10ten Tage nach unsrer Abreise, nachdem wir durch widrige Winde gezwungen waren,

oft zu ankern, legten wir bey der Stadt Japare an, die an der Küste von Java wohl befestigt, neben einen hellen Bach und mit einem Hafen versehen liegt, und einen, von beynahe allen Indischen Völkern stark besuchten, Markt hat. — Die Einwohner sind gröstentheils Mahometaner, und besitzen in der Stadt eine schöne Moschee, zu welcher mich die Neugierde trieb. — Ich trat durch die äußerste Pforte auf einen angenehmen Rasenplatz, mit herrlichen Bäumen und schönen Lusthäusern übersäet. Um den Tempel selbst gieng ein fischreicher Wassergraben, in welchem sich einige Weiber badeten, und über welchen ich mich auf einer Brücke, der innern Pforte näherte; auch hätte mich gewiß die Neugierde in den Tempel selbst getrieben, wenn mir nicht ein Haufe wohlbewaffneter Javanen entgegengetreten wäre, welche Anfangs Mine machten meinen unwissend begangenen Frevel streng zu ahnden, doch ließen sie mich endlich auf Fürsprache eines Priesters frey. Die Moschee selbst war nach Chinesischer Bauart mit übereinander liegenden Dächern. —

Auf unsrer, bey stürmischer Witterung fortgesetzten Fahrt, verließen uns zuerst zwey Schiffe, die in Celebes landen sollten, zwey andere wurden durch widrige Winde von uns getrennt, so daß wir unsere Reise nach Amboina, wo der Finke

wieder zu uns stoßen sollte, allein fortsetzen mu-
sten. Zu Anfang des April erblickten wir die
hohen Berge der Insel Boero, mit deren Um-
segelung wir drey Wochen zubrachten, und beyna-
he an den sie umgebenden Klippen, an welche
uns bey stürmischer dunkler Nacht und dickem
Nebel ein Meerstrom trieb, gescheitert wären. —
Am Morgen darauf, als es sich völlig ausgehellt
hatte, besuchte uns in seinem Fahrzeuge ein Indi-
scher König von der Insel Anblan der uns mit
Früchten beschenkte, welches wir mit Confituren
und Arak erwiederten. Aus einem lächerlichen
Irrthum, hielt er eingemachten Ingwer An-
fangs für Speck und weigerte sich mit vielem
Unwillen, als ein eifriger Mahometaner, davon zu
essen, bis ihn der Schiffsschreiber aus seinem
Irrthum half. Wir erblickten am folgenden Mor-
gen Amboina, und landeten desselben Tages
noch bey der Festung Victoria.

Kein einziges von den mit uns von Batavia
abgegangenen Schiffen trafen wir hier, und nach
wenig Tagen kam uns Nachricht, daß eins da-
von gescheitert, doch Gut und Mannschaft meist
geborgen sey, ein zweytes entgieng dem Schiff-
bruch mit genauer Noth. Der Finke kam end-
lich auch, und wir wurden zunächst nach den
Molucken beordert, ließen auch bey der Festung

Oranien auf Ternate im Juni den Anker fallen, und schon hatten die Schiffe den nöthigen Proviant eingenommen um nach Amerika unter Seegel zu gehen, schon fiengen wir an die Anker zu lichten, als der Gouverneur des Platzes uns auf eingelaufenen Ordre befahl, die Seegel wieder einzuziehen, ja die beiden reichbeladenen Schiffe wurden nach einigen Tagen wieder entladen und sollten mit Gewürzen nach Batavia zurückgehen.—

So nahm denn diese Reise einen für mich sehr unerwünschten Ausgang, und anstatt einen neuen Welttheil zu sehen, muste ich mit der Kenntniß der Molucken begnügen, die ich mir theils durch eigene Ansicht auf Ternate, Amboina und anderen Inseln, theils durch die Nachrichten eines Freundes, den ich auf Ternate traf, verschafte. — Dieser Freund war ein gebohrner West-Indier, aber in Harlem, meiner Vaterstadt erzogen, mit mir aufgewachsen, und einige Jahre vor mir nach Ostindien gegangen, er wohnte seit der Zeit in Ternate, und war der Spanischen, Portugisischen und Malayischen Sprache ganz kundig, weswegen ich am liebsten in seiner Gesellschaft die Gegend besah, da er mir von Allem Auskunft geben konnte. —

Noch hatten die Spanier verschiedene Besitzungen auf den Molucken, und nur eine Meile

von Kastell Oranien auf Ternate die Festung Calamatte; doch hatten sie wenig Gewinn von ihren Niederlassungen, denn da sie die Gunst der Eingebohrnen verloren hatten, konnten sie blos in dem kleinen Bezirk ihrer Befestigungen Gewürz und Nelken sammlen, weil diese sie immer feindselig behandelten und ihre Pflanzungen verwüsteten, sie begaben sich also nach wenig Jahren, nachdem sie ihre Besitzungen zerstört hatten, nach den Manilhas.

Ich besuchte mit meinem Freund Calamatte, wo uns der Commandant äußerst höflich aufnahm und freundlich bewirthete; er war ein billigdenkender, rechtschaffener Mann, der die Zwistigkeiten der Spanier und Niederländer sehr verabscheuete; dieser brave Mann blieb einige Jahre nachher in einem Seegefecht wider die Tidoresen. — Ternate hat nur 7 Meilen im Umfange, besteht beynahe aus einem einzigen Berg, der zu meiner Zeit immer dampfte, und ganz mit Bäumen und Gebüsch, dem Aufenthalte aller Indischen wilden Thierarten, bedeckt ist, die Städte und Wohnungen aber liegen an der Fläche des Ufers. — Diese kleine Insel war sonst der Sitz eines mächtigen Königreichs, welches 72 Inseln begriff, unter denen die meisten des Ostindischen Archipelagus waren, so-

gar das große Celebes; Ternate war, so wie der Sitz der Regierung, so auch die Niederlage des ganzen Speceren- und Gewürzhandels, wohin selbst die Spanier und Portugisen giengen, doch bald sank es von seiner Größe; ein großer Theil der tributbaren Fürsten, fing an sich frey zu machen, die von Celebes, Macassar und Tidor fielen nicht nur ab, sondern suchten auch im öffentlichen Kriege die übrigen ternatischen Besitzungen an sich zu reißen; die Spanier, in diese Fehden sich mischend, eroberten indessen für sich die meisten Schlösser und Vestungen, auf Ternate, Tidor, Amboina, Banda, Timor und Solor, und die Portugisen legten befestigte Etablissements an, wodurch diese beiden Nationen Herren des Gewürzhandels wurden, das sie jedoch nicht lange blieben, da sich bald die Niederländer in die Gewogenheit der Eingebornen und Landesfürsten, und dadurch auf den Gewürzinseln selbst setzten. Zwar versuchten die Portugisen sie zu verjagen, doch wurden sie auf Ternate gänzlich geschlagen, den Siegern aber vom König die Erlaubniß gegeben, Terlucko, die erste Vestung, welche sie in Indien hatten, und sodann Oranien, zu bauen. Von dieser Zeit an ist die ostindische Compagnie immer in guten Vernehmen mit dem Könige geblieben, der zur Zeit meines Aufenthaltes, Man-

derzaha hieß, und sich nebst seinen Unterthanen zur Mahometanischen Religion bekannte. Er gieng nie ohne großes Gefolge aus, doch immer in holländischer Tracht, und war dabey sehr freundlich und gesprächig. Seine Unterthanen waren liebenswürdige Menschen, die ganz einfach, der Natur gemäß lebten, ihr Körper bis auf das unumgänglich nöthige unbedeckt, ihre stets offne Hütte nur mit dem nöthigsten versehen. Ihre Bedürfnisse sind eben so leicht zu befriedigen, als ihrer wenige sind, und ich verließ dieses glückliche Volk ungerne, um nach Amboina zurückzukehren; glücklich kam ich dort an, und wollte eben weiter nach Batavia zurückgehen, als ich vom Gouverneur Befehl erhielt, hier zu bleiben, dem ich, wiewohl gegen meine Neigung, gehorchen und mein Gut in die Festung Victoria bringen lassen müßte. —

Viertes Kapitel.

Boëro. Kriegszug gegen Ceram, Goram u. s. w. Cajelle. Orkan. Kreuzen gegen die Makassaren. Wasserhose.

In Amboina wurde ich zuerst auf ein im Hafen liegendes Schiff beordert, zur Aufsicht über die Kranken, und mit diesem, nach der kleinen Insel Boero, wo wir in der Bay Cajelle landeten. Kaum war hier das Schiff entladen, als wir nebst andern niederländischen Schiffen, und einer Menge indianischer Kriegsfahrzeuge, gegen die feindlichen Inseln Goram, Sallowacky, Manabocky u. s. w. aufbrechen mußten. Alle molukkischen Inseln mußten, Kraft des Vertrags mit den Niederländern, diesen Zug mitmachen, der in einer unzählichen Menge indischer Kriegsfahrzeuge bestund, die der Gouverneur von Amboina selbst commandirte. Die niederländische Flotte segelte von hieraus nordwärts, und ankerte zuerst an der Küste von Ceram, bey dem Städtchen Hattuwee, dessen Oberhäupter an Bord kommen, und einen neuen Frieden be-

schwören mußten. — Von ihnen mit Lebensmitteln reichlich versehen, giengen wir weiter nach Aracky, wo die Orancays aber weder unsre Einladung befolgten, noch auch dem ans Land gegangenen Admiral, eine freundliche Antwort gaben, weswegen wir uns in Erwartung der indischen Flotte zum Angriff bereiteten, und am 5ten October den Gouverneur von Amboina mit 44 Korrekorren zu uns stoßen sahen. Diese Korrekorren oder indische Kriegsfahrzeuge, waren ganz mit Kriegern angefüllt, und hatten an beyden Seiten außerhalb des Schiffs von Bambus erbaute Ruderbänke angebracht, auf welchen an 30 Ruderer Platz hatten. — Sogleich wurde Kriegsrath gehalten, die Oberhäupter der mitverbündeten Nationen, erhielten Ordre und Feldzeichen, und am andern Morgen wurde Araky besetzt, die Eingebornen sogleich in die Flucht geschlagen und in das Gebirge getrieben, wobey alle Fruchtbäume umgehauen und die Stadt niedergebrannt wurde. Die Gefangenen brachte man als Sklaven nach Amboina. — Aracky das an einem Meerbusen auf der großen Insel Ceram liegt, wurde nun verlassen, und mit 5 Schiffen von Banda verstärkt giengen wir nach Goram, wo die vornehmsten Negereyen oder Dörfer der Einwohner niedergebrannt einige von Steinen errichtete Schanzen erobert und in

dieselben einige Compagnien Soldaten zur Besatzung gelegt wurden. Unsre indischen Hülfstruppen hieben allen gebliebenen Feinden die Köpfe ab, trockneten sie an der Sonne oder am Feuer und brachten sie ihren Weibern mit. — Diese Köpfe hiengen alle während der Fahrt an dem Vordertheil ihrer Korrekorren und gaben einen wunderbar scheußlichen Anblick. —

Nachdem wir auf der Abfahrt von Goram wieder nach Ceram gegangen, und daselbst die von den unsrigen besetzten Schanzen visitirt hatten, auch einige Züge ins Innere des Landes gethan, giengen wir durch die kleinen lustigen Gewürzinseln, nach Amboina zurück. — Jede derselben hat eine kleine Schanze, wo die niederländische Besatzung von 2—3 Mann, wie Könige, in den angenehmsten fruchtbarsten Gefilden, und mit den Eingebornen im besten Vernehmen, leben.

Ich glaubte nun in Amboina von den ausgestandenen Strapazen auszuruhen, doch war ich kaum 2 Tage hier, als ich schon wieder Befehl erhielt, nach Boero zu gehen, um einer Unternehmung gegen die Macassaren beyzuwohnen, welche Boero, Manypes und Kielang bedrohten; auch giengen wir schon am 3ten Tage in der Bucht von Cajelle vor Anker, und be-

schäftigten uns in Erwartung weiterer Ordre mit Fischen und Besehen des Landes. Ich gieng mit unserm Fähndrich, dem in dem Gefecht auf Ceram die Hand weggeschossen war, an der niederländischen Festung weg, in die Negereyen der Indianer, die spärlich mit Hütten besetzt waren, und wo wir nur einige Weiber im Bad erblickten, die aber bey unserm Anblick sogleich die Flucht nahmen. Auf der Rückkehr besuchten wir den Kommandanten der Festung, Johann von Leipzig, der uns durch Kanots wieder an das Schiff, das eine halbe Meile vom Lande lag, bringen lies. Kaum waren wir aber auf der See, so sahen wir ein fürchterliches Gewitter über die Berge auf uns ankommen, welches uns, trotz unsrer Eile, nahe beym Schiff einholte, und uns zwang das kleine Fahrzeug den Winden zu überlassen. Wir flogen nun, unwissend wohin, denn wir konnten kaum drey Schiffslängen vor uns hinsehen, vorwärts, und befürchteten in die weite See getrieben zu werden. Wegen des von Blitz und Donner begleiteten Sturmes konnten wir einander selbst nicht hören, und der starke Platzregen drohte sowohl als die einschlagenden Wellen unser Kanot zu versenken. Als wir schon glaubten, verloren zu seyn, erblickten wir nahe vor uns den Strand, und giengen durch die

Brandung glücklich an der Vorbucht von Cajelle ans Land, wo wir unsern Weg nach der Festung, bis an den Hals durch die angeschwollenen Bäche watend, nahmen, und von dem Kommandanten, der uns schon verloren glaubte, freundlich anfgenommen, und des Nachts, als es wieder ruhig geworden war, an Bord befördert wurden. — Dieß war der fürchterlichste Orkan, den ich je in Indien erlebt hatte, er deckte die Hütten der Indier ab, riß die größten Bäume aus, und richtete erschreckliche Verwüstungen an.

Am andern Tag kam der Fiskal von Amboina, um, zum Schutz gegen die Makassaren, den Bau einer größern und stärkern Festung zu betreiben, wozu die Einwohner behülflich seyn mußten. Bey seiner Ankunft spürte man ein starkes Erdbeben, welches sich durch die ganzen molukkischen Inseln erstreckt, doch wenig Schaden gethan hatte. — Mit Ende des Decembers gieng der Fiskal zurück, uud nahm 50 der vornehmsten Boeronesen mit sich, über welche Untersuchung, wegen Einverständniß mit dem Feind, verhängt wurde, wir aber mußten an der Nordküste von Boero auf die Kriegsfahrzeuge der Makassaren kreuzen, wo wir, mit Anfang des Jahres 1660, durch ein von Amboina kommen-

des Schiff verstärkt wurden, das uns die Nachricht vom Frieden, zwischen der ostindischen Kompagnie und Bantam, brachte. Da sich der Feind nicht sehen lies, giengen wir nach Cajelle zurück, frisches Wasser einzunehmen, und sahen da die neue Festung schon in vortrefflichen Vertheidigungsstande. Bey unserer Zurückkunft auf unsere Station Tamahoo wurden wir, wegen der vielen Kranken, gezwungen, zu landen, und stellten sie auch, vorzüglich durch die vielen da wachsenden Limonien, merklich wieder her. Nach langen vergeblichem Kreuzen, da die Ruhr auf unserm Schiff zu grassiren anfieng, seegelten wir nach Cajelle zurück, und kauften unterwegs, für altes Eisen und Lumpen, aus zwey Fahrzeugen von der Insel Sulo, die besten Lebensmittel in Menge. Wir beredeten diese Fahrzeuge mit nach Cajelle zu gehen, wo sie auch ihre Waaren sehr bald absetzten. — Vor der Bucht begegnete uns der Finke, der unsre Station zu Tamahoo einnehmen sollte, und uns Nachricht von Batavia und dem Vaterland, von der im Sund gelieferten Schlacht zwischen den Niederländern und Schweden, und der Ankunft einer großen Menge Schiffe auf Amboina, brachte. —

Nachdem wir einige Tage in Cajelle ausgeruht, wurden wir zur Brandwache auf der

anderen Seite der Bucht beordert. Unsre Matrosen beschäftigten sich mit Fällen von Pallisaden, und wir hatten unterdessen das seltene Schauspiel einer Wasserhose, die anfangs gerade auf uns angetrieben kam, weswegen wir uns ungesäumt, durch Einziehung alles dessen, worin der Wind haften konnte, vorbereiteten, sie gieng aber vorbey, dem Lande zu, wo sie die höchsten Bäume ausriß und sich dann in einen starken Platzregen auflösete. — Ein kleines Schiff ward von ihr überfallen, und mit vollen Segeln umgestürzt, ein Theil der Mannschaft, 27 an der Zahl, rettete sich zwar im Boote und durch Schwimmen, doch vier, welche sich an das umgestürzte Schiff, in Hoffnung baldiger Erlösung gehalten hatten, ertrunken, als es vollends sank. —

Unser Schiff mußte, als es genug Pallisaden geladen hatten, die Kreuzer bey Tamahoo wieder ablösen, und nachdem es da einige Tage geblieben, wieder nach Cajelle zurück, um die Ladung Pallisaden voll zu machen, um damit nach Amboina zu fahren. Meine Beschäftigung während des Fällens der Sturmpfähle, war der Fischfang, womit ich unsre ganze Mannschaft versorgte, bis mir ein 19 Fuß langer Schwerdtfisch, den ich nebst 14 meiner Gefähr-

ten in einer Nacht fieng, das 90 Fuß große Netz zerriß, und so der Fischerey, da ich das Netz nicht wieder herstellen konnte, ein Ende machte. —

Boero, das wir nun verließen, ist bereits durch das niederländische Etablissement in der Bay Cajelle, ziemlich kultivirt, indem die Eingebornen schon 14 Negereyen in der Nähe des Forts angelegt haben, und sich mit dem Landbau beschäftigen. Sie sind meistens Mahometaner, doch beten sie zum Theil noch den Kayman, das ostindische Krokodill an, und leben ganz einfach in Kleidung und Nahrung unter der Botmäßigkeit der ostindischen Kompagnie.

Nachdem wir auf dem kurzen Weg von 24 Meilen, wegen schlechtem Wetter, 3 Wochen zugebracht halten, und die Lebensmittel ausgegangen waren, kam uns noch ein niederländisches Schiff, welches uns zu suchen ausgesandt war, zu Hülfe, und brachte uns endlich glücklich nach Amboina.

Fünftes Kapitel.

Unternehmung gegen Makassar. Seeschlacht mit den Portugisen. Bombardement von Makassar und Samboupo. Eroberung von Panakoke.

Die Insel Celebes, beynahe 300 Meilen im Umkreis, in der Mitte zwischen Batavia und Amboina, wurde zur Zeit meines Aufenthalts in Indien, in verschiedene Königreiche getheilt, worunter Makassar das mächtigste war. Die Beherrscher dieses Reichs waren von jeher abgesagte Feinde, oder nur verstellte Freunde der Niederländer, suchten sie aus den Molukken zu vertreiben, und hatten schon viele Kriege angefangen, die sie aber, sobald sie das Uebergewicht der Niederländer merkten, beendeten und einen betrüglichen Frieden anboten, den sie, bey der ersten Gelegenheit, wieder brachen, indem sie entweder die Eingebornen der Molucken aufhetzten, oder die wehrlosen, nichts Böses ahndenden Niederländer überfielen und niedersäbelten, wozu vorzüglich die Portugisen mitwürkten,

so daß die Etablissements auf den Moluckẽn, in beständiger Unruhe und Furcht waren. Diesem unerträglichen Zustand ein Ende zu machen, hatte die ostindische Kompagnie aus allen umliegenden Orten eine starke Kriegsflotte bey Amboina versammelt, welcher die Herren Johann van Damm u. Truytmann als Admirale vorgesetzt wurden, und die 33 Seegel und 2800 Mann stark, ohne daß wir jedoch die Ursache der Expedition wußten, gegen Süden hin auslief. — Bey den Inseln Lombatte u. Serbiette wurde die Ordre, nach Makassar zu gehen, bekannt gemacht, welches vielen bedenklich vorkam, da wir ein mächtiges Königreich und die Portugisen hier zu gleicher Zeit zu bekämpfen hatten; doch es galt hier des Batavers Heldenmuth, auch in den indischen Gewässern zu erproben. —

Als wir den Kanal von Lombatte erreicht hatten, und ohnweit Solor vor Anker giengen, hörten wir, daß die Portugisen die umliegenden Inseln schon geräumt und nach Timor sich geflüchtet hatten, auch besuchte uns die Königin von Solor mit einem großen und seltsamen Gefolg, und bat um Unterhaltung des Friedens und Errichtung eines Forts in ihrem Lande gegen die Portugiesen, welches letztere ihr auch

versprochen wurde, wenn wir von Makassar zurückkämen. Am 28ten May, nachdem wir uns in dem Kanal von Lombatte wegen widriger Winde lange aufgehalten hatten, wurde endlich die Flotte zusammengerufen, die Ordres vertheilet, und nach gehaltenem Kriegsrath, da wir eben die Insel Schiedam passirt hatten, wurde beschlossen, daß die beyden Herren Admirale mit 2 Schiffen nach Makassar gehen, um dem König nochmals den Frieden anzubieten, wir aber mit der Flotte langsam folgen sollten. Dieß geschah, wir aber blieben außer Angesicht des Landes bey Tanakeke vor Anker und machten uns zum Angriff fertig, wobey jedoch den vorher pralenden Amboinesen übel zu Muthe wurde, da sie sahen, daß es gegen die so gefürchteten Makassaren gieng. — Am 10ten Juni Mittags, sahen wir die 2 Admiralschiffe sich wieder lavirend nähern, wir seegelten ihnen sogleich entgegen, und sahen 2 makassarische Fahrzeuge, denen wir, jedoch vergeblich, nachsetzten. Die Admirale hatten bey Makassar, vor dem portugisischen Hafen, sechs reichbeladene portugisische Schiffe, von Makao kommend, angetroffen, und sie im Angesicht von Makassar und des Königes und seines Hofstaates angegriffen. Das Gefecht war sehr heiß, und der Ausgang unentschieden, als der portugiesische

Admiral, weil sein Pulver Feuer gefangen, in die Luft gesprengt wurde, zwey andere Schiffe brannten bis aufs Wasser ab, zwey wurden von den Unsrigen auf den Strand gejagt, und das sechste, reich mit Sinesischen Waaren beladen, wurde genommen, die Gefangenen aber mit einen kleinem Schiff ans Land geschickt.

Dieser Beweis des niederländischen Heldenmuths, setzte die ganze Stadt Makassar in Alarm, alles ward in die Waffen gerufen, und Strand und Schanzen mit Soldaten besetzt, so daß an friedliche Unterhandlungen nun nicht mehr zu denken war, und wir uns zum Angriff gegen Makassar fertig machten. Nach gehaltenem Kriegsrath lichteten alle Schiffe die Anker, (das eroberte, die Remedia, wurde bemannt.) und richteten den Lauf gegen die Stadt, wo wir, bey der Ankunft, viele weißgekleidete Reuter am Strande erblickten, und sogleich von allen Schiffen Feuer gaben, welches aber nicht erwiedert wurde, sondern es zeigte sich eine Jagd mit der Friedensfahne, und die darauf befindlichen Gesandten, wurden vor die Admirale geführt. Auf ihre Anfrage, warum wir mit einer so zahlreichen Flotte vor Makassar erschienen wären, wurde ihnen zur Antwort gegeben: Daß die Kompagnie zu oft durch ihre Frie-

„densbrüche und Treulosigkeiten beleidigt wor„den sey, als daß sie länger anstehen könne, „Genugthuung für die vielfältigen Frevel zu „verlangen, wir wären also hier, den Makas„saren Redlichkeit und treue Befolgung der Frie„densschlüsse zu lehren." Diese Antwort kam dem König sehr unerwartet, denn die Kompagnie hatte noch nie aus einem so hohen Ton mit ihm gesprochen, und er glaubte, daß es dießmal wieder mit Heucheley abgethan werden könne, betrog sich aber, denn am Abend wurde schon Anstalt gemacht, mit eilf Schiffen zu landen. Wir waren nur eine halbe Meile vom Ufer, das wir ganz mit Wachtfeuern und Fackeln bedeckt sahen, und hoben am 12ten Juni, sobald der Tag angebrochen war, die Anker. Als wir an das Vorufer von Celebes kamen, blieben wir bis neun Uhr da liegen, und sahen den Strand mit Fußvolk und Reutern besäet. Die eilf großen Schiffe setzten, sobald sich der Wind erhob, auf Makassar an, indem die übrigen kleinern, mit ausgespannten Segeln, sich stellten, als ob sie sich nicht weiter traueten, da doch in ihnen die Admirale und der Kern der Mannschaft war, die, wenn das Vordertreffen das Kastell Panakoke beschossen hätte, bey der Stadt vorbey, nach der Hauptfestung Samboupo geseegelt seyn, und, durch das heftige Beschießen derselben, die größ-

te Macht der Feinde dahin gezogen habe, im Hinterhalt landen, und Panakoke überraschen sollten. — Das Vordertreffen, welches die Admiralsflagge bey sich führte, gab dem Kastell Panakoke eine starke Lage, wodurch der Strand ganz von Feinden gereinigt wurde. Sie antworteten zwar, aber ihr Geschütz war zu hoch gerichtet und that wenig Schaden, wir aber giengen, nachdem wir ihnen noch einige Lagen gegeben hatten, tiefer in die Bay von Makassar, wo unsre Kugeln an den Gebäuden und den am Strand liegenden Fahrzeugen grosen Schaden anrichteten. Die Festung Samboupo, der wir uns nun nährten, empfieng uns mit heftigem Feuer, und richtete unsere Schiffe an Masten, Seegeln und Wänden sehr übel zu, daß unsre Zimmerleute vollauf zu thun hatten, doch that sie uns an Leuten wenig Schaden, und wir brachten durch unser ununterbrochenes Feuer alles in Allarm und nach Samboupo, auch 4000 Mann aus Panakoke, weil sie nicht glaubten, daß die übrigen kleinern Schiffe etwas gegen das Fort unternehmen könnten. Die Admirale aber, da sie sahen, daß wir der Hauptfestung so stark zusetzten, giengen mit ihrer Mannschaft an das Land und griffen Panakoke an, welches nur geringen Widerstand that, und als die Besatzung durch die Landpforte davon eilen wollte, sogleich

eingenommen, und mit Munition und Proviant versehen wurde. —

Als die Makassaren die Prinzenflagge von Panakoke wehen sahen, stürtzten sie sich in grosser Anzahl aus Samboupo heraus, das Fort wiederzunehmen, doch so heftig auch ihr Angriff war, so schnell wurden sie zurückgetrieben. Die Unsrigen verfolgten sie und zündeten eine Menge Gebäude an Ufer an, die in kurzer Zeit zur Asche wurden.

Wir giengen indessen von der Festung weiter, an der Stadt hinauf, die wir heftig beschossen, vor der Portugisen Quartier, die uns von ihren Batterien stark begrüßten, aber starke Antwort erhielten und bald zum Schweigen gebracht wurden. Nachdem wir der weiter oben liegenden Nordschanze, Joupadan, einige Lagen gegeben hatten, giengen wir wieder vor das Portugisische Quartier, wo unser Steuerruder an dem Ankerseil des auf den Strand getriebenen Portugisischen Admiralschiffes hängen blieb, und uns in Gefahr setzte, vom Feind genommen zu werden, denn sie schossen heftiger als je auf uns, aber, glücklicher Weise. auch das Anckerseil entzwey, wodurch wir wieder loskamen. Mit einbrechender Nacht giengen wir,

als wir das Portugisische Quartier noch eine Zeitlang beschossen hatten, wieder seewärts, und ankerten unter dem eroberten Fort Panakoke, wo wir mit Verwunderung unsern geringen Verlust in diesem so heftigen Gefechte vernahmen, und uns gute Hoffnung machten, den stolzen Feind zu einen beständigen Frieden zu nöthigen.

Sechstes Kapitel.

Waffenstillstand. Ueberlieferung der Gefangenen. Rückkehr nach Batavia. Makassarische Gesandte daselbst. Ausgang des Kriegs mit Makassar.

Am Morgen des 13ten Juni wurden zuerst die Blessirten unter die Wundärzte vertheilt, die Toden begraben, und dann fleisig an der Ausbesserung der Schiffe gearbeitet, um dem Feind aufs neue unter die Augen gehen zu können, als um 9 Uhr ein zierliches Schiff, mit der Friedensflagge, sich dem Admiral an die Seite legte. Der Gesandte auf demselben bat um Waffenstillstand und Frieden, der ihm Anfangs gänzlich abgeschlagen und ihm ihre vielfältigen Treulosigkeiten und Friedensbrüche vorgehalten wurden, endlich aber der Waffenstillstand auf 48 Stunden bewilligt, welcher, nach vielen Unterhandlungen, so weit ausgedehnt wurde, bis die Gesandten, welche man nach Batavia schicken wollte, zurückgekommen wären. Wir waren unterdessen diesen Tag und in der Nacht wohl auf

unsrer Hut, weil wir die Betrügereyen der Makasseren wohl kannten, auch vermehrte das beständige Schiessen und Trommeln, welches wir von der Landseite hervernahmen, unsern Verdacht, doch kam am andern Tag gegen Abend ein Prinz als Gesandter, der mit nach Batavia gehen sollte, da ihm aber ein Creditiv fehlte, wurde er nicht angenommen, und wir befestigten unterdessen Panakoke und schickten die eroberten Remedia nebst einigen andern Schiffen nach Batavia, unsern Sieg da zu melden. Eine der ersten Früchte desselben war die Ueberlieferung einiger Gefangenen die, bey der Wegnahme eines Holländischen Schiffs, mitten im Frieden von den Makassaren waren gemacht worden. Der Steuermann hatte groses Elend und Hunger ausgestanden, und war dadurch gezwungen eine große tode Schlange anzugreifen, in deren Bauch er ein ganzes Schwein fand, wovon er mit groser Lust und ohne alle üble Folgen gegessen hatte.

Im Juli wurde endlich in einem Kriegsrath beschlossen, Panakoke wohl zu befestigen und mit Lebensmitteln zu versehen, die unbeschädigten Schiffe unter Admir. Truytmanns Commando nach Byma zum Einkauf von Lebensmitteln zu schicken und sodann einen Versuch auf Timor und Solor zu machen, wo möglich die

Portugisen von da zu vertreiben, und Festungen daselbst zu bauen. —

Panakoke wurde also aufs beste befestigt, so daß die Makassaren es nicht wagen durften einen Angriff darauf zu thun. Vier runde Bollwerke waren mit starken metallnen Geschütz versehen, ein tiefer Wassergraben, Palisaden und Fußangeln umgaben sie, und vor demselben ließen wir vier Schiffe, die Portugisen zu beobachten. — Nach einem Dankfeste giengen wir zu Schiffe, und ankerten zuerst bey Tanakeke, wo uns Admiral Truytman, mit den unbeschädigten Schiffen verlies, um nach Byma, und von da nach Solor und Timor zu gehen; wir aber fuhren unter Damms Commando nach Batavia zu und liesen die Makassarischen Abgesandten vor Tanakeke mit vier Schiffen liegen, die lange nach uns in Batavia eintrafen.

Vor Batavia trafen wir eilf grose Schiffe seegelfertig zu einer Expedition gegen Makao unter dem Admiral van der Laen, die, so wie die Stadt Batavia unsern Sieg durch Freudenschüsse feyerten, ja in alle Besitzungen der Niederländer in Indien wurde die Nachricht davon gesandt und Freudensbezeigungen anbefohlen. —

Nach langen Unterhandlungen schloß man endlich mit den Makassarischen Gesandten einen ewigen, für uns vortheilhaften Frieden; doch schon nach einigen Jahren fiengen sie die alten Räubereyen zu Wasser und zu Lande wieder an, und belagerten 1666 die Festung auf der Insel Botton mit 10000 Mann, die aber vom Admiral Spielmann entsetzt wurde. — Die Feinde wurden von diesem total geschlagen, und suchten im Jahr 1667 abermals Frieden; als sie aber auch diesen wieder brachen, eroberten wir unter Spielmanns Commando ganz Makassar mit allen umliegenden Inseln und Herrschaften, die es mit ihm hielten, so daß nun alle diese östlichen Länder der Ostindischen Kompagnie unterworfen sind.

Siebentes Kapitel.

Reise nach Arakan. Bewillkommung daselbst. Abentheuer der übriggebliebenen Mannschaft eines gescheiterten Schiffs. Audienz. Feyerliche Erscheinung des Königs. Krieg des Grosmoguls Aureng-Zeb und seiner Brüder.

Nach einer Abwesenheit von 17 Monaten war ich nun wieder in Batavia, und begab mich, um unsers Schiffers jüngsten Sohn von einem Beinbruch zu heilen, nach der kleinen Insel Unruh, wo unser Schiff ausgebessert wurde. Hier erhielten wir Befehl nach dem berühmten Königreich Arakan zu gehen, und seegelten auch mit drey Schiffen, dem Hasselt, dem Freyherrn und der Remedia am 12ten September 1660 von der Rhede von Batavia ab. Als wir aus der Strasse von Sunda kamen, richteten wir bey gutem Wind unsern Lauf nach Nordost und steuerten sodann nach den Bengalischen Meerbusen, bey einfallender trüber stürmischer Witterung, daß die Schiffe von einander abkamen, und wir nicht wußten, ob wir Andaman und die Nicobaren passirt waren. Diese un-

angenehme Lage vermehrte sich, da der Süd-Westwind uns mit gröster Gewalt vorwärts trieb, daß wir an dem Vorgebürge von Pegu zu scheitern befürchten musten; wir zogen also die Seegel ein und liesen das Schiff treiben, welches durch die ungeheuren Wellen so herumgeschleudert wurde, daß wir unsern Untergang erwarteten, da wir uns immer mehr der klippenvollen Küste von Arakan nähern musten. Unsre Schiffer glaubten, daß dieser entsetzliche Sturm der in diesen Gegenden gewöhnliche, sogenannte Elefant sey. Nachdem der Sturm sich gelegt hatte, erblickten wir die Küste von Arakan, und mit ihr unsre zwey übrigen Schiffe, mit denen wir an der Insel Butting vor Anker giengen, wohin uns die Arakaner frische Lebensmittel um wohlfeile Preise brachten. Wir blieben in der Einfahrt des grosen Flusses liegen, und benachrichtigten die Holländischen Befehlshaber von unsrer Ankunft, worauf auch am andern Tag gegen Abend, nachdem wir bis an das Städtchen Orypenton hinauf gegangen waren; Herr Gerhard Voorburg, Oberbefehlshaber aller Niederländischen Comptoire in Arakan, uns besuchte. Bey Bandel, wo die Niederlassungen der Holländer sind, eine Meile von der Stadt Arakan, giengen wir mitten zwischen Häusern, Gärten und Wiesen vor Anker, und

erhielten da am andern Morgen den Bewillkommungsbesuch von den Räthen des Königs. Mit Sonnenaufgang kamen die königlichen Galeeren mit herrlichen Wimpeln und Flaggen geschmückt, unter sehr lärmender Musik auf uns zu, wir liesen die Flaggen wehen, die Trompeter blasen und die Stücke lösen. Der vornehmste Rath oder Sik wurde mit seinem unglaublich grosen Gefolge von Herrn Voorburg auf unserm Schiffe herrlich empfangen und beschenkt, so wie die übrigen Arakanischen Edlen alle, mit Pfeffer, Nelken, Muskatblumen, Zimmt und Spiegeln, und gieng, nachdem ihm das Creditiv überreicht war, und er seine Geschenke in die Galeeren gebracht, ans Land, wo auf diese Gesandschaft eine grose Anzahl köstlich geschmückter Elefanten wartete, welche sie nach unsern Comptoiren und von da nach Arakan brachte; denn sie durften mit dem Schreiben an den König nicht auf dem Wasser bleiben, weil sie da unter einer Brücke wegfahren musten, welches ganz gegen die Etikette war; so beschwerte sich auch der Gesandte auf unserm Schiffe, als er in der Cajüte war, stark darüber, daß Leute, geringer als er, über seinem Haupte stünden.

Indem wir hier auf die Audienz warteten, hörten wir die traurige Nachricht vom Unter-

gang eines Holländischen Schiffs an der Küste von Pegu, die auch der Obersteuermann des gescheiterten Schiffs, der nebst neun Matrosen an 22ten Oct. am Bord kam, bestätigte. — Sie giengen von der Küste Koromandel auf dem Schiff Koromandel im September nach Pegu mit 500 Passagiers und 34 Seeleuten ab, und hatten anfänglich das schönste Wetter, bis sich ein Sturm erhob, das Schiff auf die Seite warf und die Wellen es sogleich überdeckten, daß ein großer Theil des Volkes ersoff, die übrigen retteten sich auf die Masten und Wände und den noch überm Wasser stehenden Theil des Schiffs, die Matrosen aber brachten die kleine Schaluppe und das Boot los, verstopften sie mit Seegeln und brachen die Kreuzstenge und den Flaggenstock zu Masten ab. Nur 34 Menschen konnten in diese Fahrzeuge aufgenommen werden, alle anderen fanden ihr Grab in den Wellen. Man band die beyden Fahrzeuge nun zusammen, und hoffte damit die Küste von Pegu oder Arakan zu erreichen, da aber die Schaluppe zu langsam gieng, muste man sie von einander schneiden, und das Boot lief schnell vor ihr voraus. Sechs Tage wurde das Volk mit der Schaluppe auf dem Meer ohne Essen und Trinken herumgetrieben, bis sie an der Küste von Arakan landeten, wo sie gespeiset und getränkt und vor den König gebracht

bracht wurden, dessen Sclave nach den Landesgesetzen jeder wird, der sich nach erlittenem Schiffbruch auf die Küste rettet. — Doch der Monarch von ihrer Erzählung zum Mitleid bewegt, beschenkte sie und gab ihnen die Freiheit zu ihren Landsleuten zurückzukehren, worauf sie zu uns kamen.

Die im Boot geretteten landeten nach vielem ausgestandenen Elend, an einer baumreichen Insel, wo sie jedoch blos unreife Tamarinden fanden, von deren Früchten sie sich 13 Tage erhielten. Als aber diese Nahrung einigen das Leben kostete, musten sie sich entschließen wieder zur See zu gehen. Sie erreichten nun auch die Arakanische Küste und wurden von den Strandbewohnern mit Speise und Trank erquickt, als sie aber weiter ins Land hinein mit ihrem Boot gehen wollten, wurde dies in der Brandung zertrümmert. Mit genauer Noth ans Land gekommen, wurden sie von den Arakanern, als sie aus Unvorsichtigkeit sagten, daß sie mit ihrem Schiff hätten nach Pegu gehen wollen, als Feinde verhaftet, weil man glaubte, daß sie nach Pegu, welches mit Arakan in Krieg begriffen war, Munition hätten bringen wollen. Gebunden von einem Ort zum andern gebracht, wurden sie endlich, auf Fürsprache eines Vornehmen, in einer Galeere nach Arakan geschickt, kamen so an unsern Schiffen vorbey und riefen uns um Hülfe an,

wurden auch auf unsere Vorstellung, freygegeben, und unser Befehlshaber würkte am Hofe ihre völlige Freyheit aus. — So vorsichtig ich sie auch mit Lebensmitteln versah, so musten doch die Meisten eine schwere Krankheit ausstehen.

An einem Sonntage früh brachten uns endlich einige Hofleute den Befehl, zur Audienz zu erscheinen, und wir machten uns in folgender Ordnung auf den Weg nach den königlichen Pallast. — Zuerst ritt der Kutwal von Bandel auf einem Elefanten mit vielen Soldaten, Bedienten und Sclaven umgeben, ihm folgte der Roos oder Unterbefehlshaber auf einem Elefanten mit Gefolge und einer Menge Musikanten, hierauf die Unsrigen mit den Geschenken, aus Chinesischem lackirten Geräthe, Spiegeln, Scharlach und Specereyen bestehend, denen der Oberbefehlshaber Voorburg auf einem großen Elefanten, das Schreiben der Compagnie an den König in der Hand, voraus ritt, nach ihm der Schiffer Hendrich Mooker und der Kaufmann Dietrich Frey, beyde nur auf einem Elefanten, und hinter diesen einige Holländische Soldaten, die von Zeit zu Zeit feuerten.

Am königlichen Pallast stiegen sie ab, und wurden durch 3 hohe steinerne Mauern, und ein Spalier von Hofbedienten und Garden bis

an den Audienzsaal gebracht, in welchen sie durch viele köstlich verzierte Zimmer geführt wurden. Hier fanden sie die Siken oder Großen des Reichs in herrlichen Kleidern, auf prächtigen Tapeten nach morgenländischer Weise sitzend, und mußten eine tiefe Verbeugung bis zur Erde machen, wobey sie die Hände vor die Augen hielten. Kurz darauf trat der König aus einem Nebenzimmer mitten unter die Räthe, und sogleich mußten alle Anwesenden die Augen zuhalten, auch unseren Gesandten wurde, wenn sie sich erkühnten nach den König zu blicken, von 2 Kammerherrn der Kopf zur Erde gedrückt. Hierauf wurde der Brief mit den Geschenken übergeben, der König fragte nach dem Befinden des General-Gouverneurs Maatzucker in Batavia, dem er einige Komplimente machte, und dann wurden Geschenke von geringem Werth den Gesandten auf die gebückten Häupter gelegt. Die Entfernung des Königs befreyete endlich die Gesandten von ihrer beschwerlichen Stellung, und sie kamen gegen Abend, mit dem nehmlichen Aufzug halb lahm an Bord. — Der König, den sie doch zuweilen mit halben Augen erblickt hatten, schien ohngefähr 18 Jahr alt zu seyn, war ziemlich weiß von Gesicht, und mit Gold, Perlen und Edelsteinen überdeckt. Er trug ein Scharlachrothes Kleid und einen Turban.

Da unsere Absicht war, eine Ladung Reis mitzunehmen, dieser aber noch nicht reif war, so hatten wir genug Muse, das Land zu besehen, wir besuchten die Pagoden, die Lustgärten, in denen wir die herrlichsten Früchte sehr wohlfeil kauften, und die Elefantenställe, wo wir 20 bis 25 derselben beysammen stehen sahen. Immer folgte uns eine große Menge der Eingebornen, die sehr neugierig sind. In den Dörfern umringten uns, wenn wir unter dem Schatten eines Baumes unser Mahl hielten, Seiltänzer, Springer und Freudenmädchen, die ihre Dienste anboten, und bey den Pagoden bettelten uns Priester an.

Hier sah ich die größte Pagode in Indien, auf einem Felsen 30 Stufen hoch erbaut, und in derselben ein kolassalisches Götzenbild aus Thon, nach Landesart gekleidet, und vor ihm Reis, Blumenkränze und Früchte als Opfer.

Der König von Arakan läßt sich nur alle fünf Jahre öffentlich sehen, und wir hatten das Glück, diesem großen Feste, welches am 15 November fällt, beyzuwohneu. An diesem Tage muß jeder arakanische Unterthan, über sechzehn Jahre alt, in der Hauptstadt erscheinen, oder zehn holländische Stüver an Werth zahlen,

welches eine ungeheure Einnahme für den König ist, da von hundert nicht zehen kommen können. Von allen Enden des Reichs erscheinen die Arakaner, die Vornehmen mit großem Gefolg, und erwarteten den Anblick des Königs, der, auf einem weißen Elefanten, in seinem größten Schmuck unter einem Zelt sitzend, langsam aus dem königl. Pallast kam. Ihm folgten alle Großen des Reichs paarweise auf Elefanten, in voller Pracht, so daß ich nicht im Stande bin, den Glanz von Gold, Silber, Edelsteinen, kostbaren Gewändern, Waffen und Fahnen zu beschreiben, welcher diesen Aufzug zierte. Er gieng langsam unter Lösung des Geschützes, Musik und Feuerwerken, durch alle Hauptstraßen und öffentlichen Plätze der Stadt, in das Schloß zurück. Die Freudenbezeugungen dauerten aber die ganze Nacht hindurch.

Kurz darauf änderte sich die Scene, in dem reichen und prächtigen Arakan, und Kriegsgeschrey verdrängte die Freude. Sultan Chasausa, Sohn des Grosmoguls Choran-Schach, kam als Flüchtling vor seinen Bruder Aureng-Zeb, welcher sich durch List des Throns bemächtigt hatte, mit Weibern und Kindern und 500 treuen Leuten ins Land, und bat den König um Schutz und Aufenthalt, der ihm auch gewährt wurde. —

Der große Mogul von Indien, Choran-Schach, hatte vier Söhne, Dara, Chasausa, Aureng-Zeb und Morad-Back, die, bey dem hohen Alter ihres Vaters, sich heimlich bemühten, die Krone nach seinem Tode zu erlangen, und von ihm, einem blutigen Krieg vorzubeugen, mit verschiedenen Reichen, deren Regierung sie von einander entfernte, beschenkt wurden, Dara erhielt Kabul und Multan, Chasausa Bengalen, Aureng-Zeb Decan und Morad Gusurate. Dara blieb am Hofe des Vaters, und die andern Brüder hielten, gegen einander mißtrauisch, starke Heere auf den Beinen. Emir Jembla, der Feldherr des Königs von Golkonda, war mit seinem Herrn in Uneinigkeit gerathen, und fürchtete für seine Sicherheit, er schickte daher an Aureng-Zeb, ihn zu bewegen, unter dem Deckmantel einer großen Gesandschaft nach Golkonda zu gehen, und sich des Königs, und mit ihm des Reichs zu bemächtigen. Aureng-Zeb verstand sich auch hierzu, und obgleich das Unternehmen nicht gelang, indem der König in die starke Festung Golkonda entwischte, deren Belagerung Aureng-Zeb auf Befehl seines Vaters aufheben mußte, so brachte er es doch dahin, daß sein Sohn mit der ältesten Prinzessin von Golkonda verheurathet, und zum Thronerben erklärt wurde. Emir

Jembla aber, der sehr reich und mächtig war, befestigte die Freundschaft mit Aureng-Zeb immer mehr, und erhielt endlich vom Großmogul die Erlaubniß, Visapour und Golkonda auf eigne Kosten mit Krieg zu überziehen, welchen er mit Belagerung des Schlosses Kaliane begann.

Inzwischen ward der 70jährige Mogul sehr krank, sogleich versammelte Dara bey der Hauptstadt Agra und die übrigen Brüder in ihren Königreichen starke Armeen. Chasausa rückte am ersten, auf die falsche Nachricht von des Moguls Tode, ins Feld, und beschuldigte Dara des Vatermords, ob ihn gleich Choran-Schach durch eigenhändige Briefe eines andern zu überzeugen suchte; Aureng-Zeb aber wußte seinen Bruder Morad in Gusurate zu überreden, daß er die Krone für sich selbst gar nicht suche, und sie ihm, als dem würdigsten, erringen helfen wolle, wodurch er bewirkte, daß dieser mit seiner Armee zu ihm stieß; als er nun noch die Macht des Emir Jembla an sich gezogen hatte, rückte er gegen Agra vor, gab seinem Bruder Morad den Titel als Mogul, und lies ihn zum Beherrscher von Indien ausrufen. — Chasausa war indessen von Soliman Cheku, dem Sohn des Dara, in den Gefilden von Agra gänzlich ge-

schlagen und gezwungen worden, nach Bengalen zurückzugehen, Aureng-Zeb aber, rückte mit seinem Bruder Morad immer weiter vor, und schlug die Feldherrn der Moguls nach einer starken Kanonade, aus dem Feld. —

Dara ließ nun alle Macht aufbieten, und setzte sich mit 90000 Reutern und 20000 Fußvolk vor Agra, wo es zu einer blutigen Schlacht kam, in welcher die beyden Brüder anfangs geschlagen wurden, als aber Dara vom Elefanten stieg, um den Feind zu Pferd zu verfolgen, glaubten seine Soldaten er sey geblieben, wodurch große Verwirrung entstund, und da eben jetzt ein General mit 30000 Mann zum Feind übergieng, wurde ihm der Sieg entrissen, und er mußte sich unter die Mauern von Agra flüchten. Der listige Aureng-Zeb, gab seinem Bruder Morad die Ehre dieses Siegs allein, ließ ihm von den Ueberläufern huldigen, und brachte indeß heimlich die Großen des Reichs durch Geschenke und Versprechungen auf seine Seite, welches ihm auch so glückte, daß ihm bloß Solyman-Cheku, des unglücklichen Daras Sohn, der auf Antrieb seines Vaters mit Weib und Kind nach Delhi geflohen war, noch in dem Weg stund. Doch auch die Feldherren des tapfern Solyman wurden bestochen, und verließen ihn, und als er

mit seinen Schätzen und dem Rest seines Heeres in die Gebürge retirirte, beraubten ihn die, welche ihm als ganz Ergebene gefolgt waren, und er fand nur noch Schutz beym Raja des Gebürges Serenagor.

Aureng-Zeb hatte indeß durch List Agra einbekommen, indem er vorgab, seinen Sohn Machmut als Gesandten an den Vater schicken zu wollen, der aber, mit seinen Reutern, bey Eröffnung der Thore, alles niederhieb, und die Wälle besetzte. Er behielt hier den alten Mogul als Gefangenen, und brach mit Morad gegen Delhi auf, um den Dara vollends zu vertreiben, und auf diesem Marsch ließ er seinen Bruder Morad, den er selbst zum Beherrscher von Indien ausgerufen, nachdem er ihn vorher betrunken gemacht hatte, gefangen nehmen, und nach der Festung Slimger abführen. Der Armee und dem Adel stellte er vor, daß ein Trunkenbold zur Regierung unfähig sey, und gieng, da er alles auf seine Seite gebracht hatte, dem Chasausa entgegen, der mit einem starken bengalischen Heer in Anzug war, den er aber so vortheilhaft gestellt fand, daß es ihm unmöglich war, ihn zu vertreiben, so oft er auch angriff. Unterdessen hatten einige dem Mogul und Dara treugebliebene Generale ein Korps gesammelt,

und fielen Aureng-Zebs Nachtrab an, stürmten auch das Lager, und da Chasausa von der andern Seite angriff, war seine Niederlage beynahe schon entschieden, wenn nicht Chasausa auch seines Bruders Dara Fehler begieng, und vom Elefanten stieg. Hierdurch kam seine Armee in Verwirrung, Aureng-Zeb behauptete das Feld, und Chasausa kam kaum mit dem Leben davon; die Generale von des Dara Parthey wendeten sich mit ihrem Korps wieder in das Gebürge, und Aureng-Zeb gieng siegreich nach Agra zurück, nachdem er seinem Sohn Machmut und dem Emir Jembla den Befehl über das Heer, welches Chasausa verfolgen sollte, gegeben hatte. Diese trafen Chasausa mit einem wieder zusammengebrachten Heer beym Ganges verschanzt, konnten aber wegen der einbrechenden Regenzeit nichts gegen ihm ausrichten.

Endlich bemächtigte sich auch Aureng-Zeb, der nun selbst dem Titel des Großmoguls angenommen hatte, noch des unglücklichen Dara, den Jessomsenge der mächtigste Raja des Gebürges, aus seinem Zufluchtsort Amadabat lockte, mit der Vorspiegelung, ihm mit seiner ganzen Macht beyzustehen, ihn aber treulos verließ, worauf er nach langem Umherirren im Gebürge, als er nach Amadabat zurückgehen wollte,

ausgeliefert, und in Delhi im Gefängniß ent=hauptet wurde; — auch seine Kinder und Morad, wurden Opfer der Wuth und Eifersucht des Tyrannen.

Sultan Chasausa, der letzte seiner Brüder, wurde, ob er sich gleich mit holländischen Kanonen und portugisischen Truppen verstärkt hatte, doch von Emir Jembla geschlagen, mußte seine lezte Zuflucht in Arakan, mit dem er vorher in Krieg begriffen war, nehmen, und erhielt auch, wie ich schon oben erwähnte, für sich und die Seinigen Schutz, bis er sich nach Arabien einschiffen könnte. Doch, entweder aus angebornem Haß gegen die Bengalen, oder aus Geitz, um die Schätze dieser Flüchtlinge an sich zu ziehen, änderte der König bald seine Gesinnung, und Chasausa bemerkte, daß er auch hier nicht sicher sey, weswegen er auf neue Flucht sann, und deswegen um Erlaubniß bat, mit den Seinigen aufs Land gehen zu dürfen, von wo er, mit Hülfe von achzig Reutern, die sich von der Bengalischen Gränze herüberschleichen sollten, nach Pegu durchbrechen wollte. Allein diese Reuter wurden angehalten, und endlich, als sie mit Gewalt durchdringen wollten und deswegen die Vorstädte von Arakan angezündet hatten, so daß wir selbst uns in unsern Schiffen auf dem

Fluß nicht mehr für sicher hielten, niedergehauen oder gefangen und martervoll hingerichtet.

Unterdessen war Chasausa mit den Seinigen und allen seinen Schätzen verschwunden, und es erhob sich ein Gerücht, Emir Jembla sey mit einer starken Armee in Anmarsch, die Auslieferung desselben zu verlangen, und stehe schon bey Diangor. Sogleich wurde auf schnellste eine Armee gegen ihn in Marsch gesetzt, und eine Flotte ausgerüstet, welches zu unsrer Verwunderung in erstaunlich kurzer Zeit geschah, worauf Emir Jembla Diangor verließ, und durch Streifpartheyen, die Gränzen von Arakan in Kontribution setzte. Nun erschien ein Befehl, den König von Bengalen aufzusuchen. Sogleich wurden die Wachen an den Gränzen verdoppelt, alle Flüsse und Häfen wurden mit Fahrzeugen besetzt, und auf strengste verboten, jemanden ohne königlichen Paß durchzulassen; auch uns wurde untersagt, einem Indier oder Mohren den Zugang auf unsre Schiffe zu gestatten, und wir wurden bey der Abfahrt genau visitirt, durch welche Maßregeln endlich dieser unglückliche Fürst entdeckt, der Landesverrätherey beschuldigt, und nebst allen den Seinigen, deren man habhaft werden konnte, hingerichtet wurde, seine Schätze aber fielen dem König in die Hände.

Auf diese Nachricht zog sich Emir Jembla nach Bengalen zurück, das er für seine Dienste als ein Erbkönigreich von Aureng-Zeb erhielt, deßen Vater Choran-Schach als Gefangener seines Sohnes im Jahr 1665 starb.

Achtes Kapitel.

Stadt Arakan. Portugisen daselbst. Landesbewohner. Sonderbare Sitte. Rückkehr nach Batavia. Die Sinesen erobern Formosa.

Der Reis war nunmehr eingeerndet und die Schiffe wurden beladen, ich bat daher nochmals ehe wir dieses Land verließen, um Erlaubniß, die Gegend besehen zu dürfen, die ich vom Kutwal von Bandel auch erhielt, und nebst drey andern Niederländern, auf einer der Kompagnie zuständigen Galeere nach Arakan fuhr. Wir giengen auf dem Fluß mitten durch die Stadt, nach den Wohnungen der Portugisen hinauf, die zwey Meilen tiefer im Lande liegen, wo wir obgleich Feinde, doch als Europäer, wohl empfangen wurden. Diese Portugisen stunden alle im Dienste des Königs von Arakan, waren Hauptleute über die Indischen Soldaten, und als solche zur Zeit unsrer Anwesenheit bey der Armee gegen Emir-Jembla an der Gränze. Sie wurden sehr reichlich besoldet und hatten einen angenehmen

Wohnplaz am grosen Fluß, wo sie ganz nach ihrer Willkühr, ihren Sitten und ihrer Religion lebten. — Wir nahmen mit vielem Dank von unserm gastfreyen Wirth, einem alten Portugisen, Abschied, um zu Fuß nach der Stadt zu gehen. Das Land giebt einen über alle Beschreibung herrlichen Anblick. Aus dem üppigsten schönsten Baumwuchs blinkte auf jedem Hügel das vergoldete Dach einer Pagode hervor. Alles fruchtbar und reichlich bewohnt. Die Stadt, so groß als Amsterdam, doch ungleich völkreicher, zeigte auf allen Straßen das lebhafteste Menschengewühl und in den Kaufhäusern und Gewölben alles was Asien Köstliches hervorbringt. Am Fluß zog eine Menge Elefanten die Waaren zu und aus den Schiffen, an dessen Ufern sich die Vorstädte zwey Meilen hinverbreiten, deren Häuser, so wie die meisten in der Stadt, 5—6 Fus hoch auf Pfählen erbaut sind. Und über dies alles ragt das grose Königliche Schloß mit seinen hohen Mauern und durchaus vergoldeten Dächern herrlich hervor.

Die Menge der Einwohner, deren Häuser leicht aus Rohr und Bambus erbaut und mit Palmblättern gedeckt sind, entsteht vorzüglich daher, daß sie nicht wie die übrigen Indier auswandern, wozu die Fruchtbarkeit des Landes,

die gesunde Luft und wohl auch die Vielweiberey beytragen mag. Der Harem des Königs selbst wird alljährlich, und zwar auf eine sonderbare Weise vermehrt. Die Siken suchen zwölf der schönsten jungen Mädchen im Lande aus, welche sechs Stunden lang in der Sonne schwitzen müssen, ihre Kleidung wird dann von eigends dazu bestellten Beamten untersucht, und welcher Schweis am gesundesten befunden wird, die wird aufgenommen, die andern werden den Grosen am Hofe zugetheilt. Das unverheurathete Frauenzimmer in Arakan lebt übrigens sehr zügellos, weil die Junferschaft bey dieser Nation für verächtlich gehalten wird. Die Damen tragen ein feines Musselin Gewand um den Leib, über die Schultern einen seidnen Schleyer, ein durchsichtiges Oberkleid, und an Armen und Beinen metallne oder gläserne Ringe. Die Siken und der Adel gehen durchgehends in weißen Musselin gekleidet und haben langes in Flechten aufgebundenes Haar. —

Den Handel führen meistens die Mohren, welches sich dessen, vor der Ankunft der Portugisen, in ganz Indien bemächtigt hatten. Man rechnet nach Rupien, und die Scheidemünze machen die Kauries, eine Art kleiner Muschelschaalen, deren 2660 auf eine Rupie gehen.

Der

Der stärkste Handel aber wird von ihnen mit Elefanten getrieben.

Unsere Ladung, die außer dem Reiß, aus 200 Bengalischen Sclaven bestund, war nun voll; wir lichteten also im Februar 1661 die Anker und kamen nach einer glücklichen Fahrt im April vor Batavia an, wo wir die traurige Nachricht vernahmen, daß die Chinesen unter Koxinga mitten im Frieden mit 100 Junken die Insel Formosa überfallen und erobert hätten, doch hielt sich die Festung Seeland noch, welche jedoch einer Armee von 40000 Mann nicht lange Widerstand leisten würde. Von drey Schiffen der Unsrigen, welche den Feind zur See angegriffen hatten, war der Hektor mit 100 Menschen in die Luft geflogen, so daß die beyden anderen hatten die Flucht ergreifen müssen.

Die ganze Insel, welche in solchem Flor war, daß man eine grose Menge Schanzen, Niederlassungen, Kirchen und Schulen daselbst zählte, war nun im Besitz der Sinesen, die alles verheerten und die Holländischen Bewohner entweder tödeten oder zu Gefangenen machten; weswegen in Eile eine Flotte von 12 Schiffen ausgerüstet und unter Admiral Kauws Kommando der Festung Seeland zum Succurs geschickt wur-

de. Doch kaum nährete sie sich der Insel, als sie von einem Sturm zerstreuet wurde; bey welcher Gelegenheit ein Schiff den Feinden in die Hände fiel, der dadurch der Unsrigen Stärke und Absichten erfuhr, und sie als sie sich wieder gesammlet hatten, so empfieng, daß ein Schiff verbrannte, eins auf den Grund gesetzt wurde, und die übrigen sich nach großem Verlust zurückziehen mußten. Kauw seegelte gegen Sina, um von den Tartaren, welche dieses Reich vor Kurzem erobert hatten, Hülfe zu erbitten, ward aber von einem Sturm an die Küste von Siam getrieben, und genöthigt nach Batavia zurückzukehren. Dieses Unglück zog die Capitulation von Seeland und die Räumung der ganzen Insel nach sich. —

Neuntes Kapitel.

Expedition gegen die Portugisen auf der Malabarischen Küste. Ceylon. Fahrt nach der Küste Koromandel. Colombo. Perlenfang zu Tutekorin. Coulang belagert und erobert. Sturm. Fahrt nach Cranganor.

Das Schiff, auf welchem ich zwey Jahre lang den Expeditionen in den moluckischen Inseln beygewohnt hatte, war mit gegen die Sinesen beordert worden, und ich gieng, nachdem ich mich auf andere drey Jahre, weil meine Kapitulation nunmehr zu Ende gieng, hatte verpflichten lassen, auf den Rothen Löwen, welcher nebst dem Jagdschiff Sluis nach Punctogale auf Ceylon an den Commandanten Adrian Rothhaase geschickt wurde, ihm von einer Expedition, welche die ostindische Compagnie gegen die Portugisen auf der malabarischen Küste, vorhatte, Nachricht zu geben. Nachdem wir von widrigen Winden beynahe an die Küste von Koromandel wären getrieben worden, konnten wir endlich im Angesicht von

Punctogale vor Anker gehen, sandten unsre Depeschen ans Land, und erhielten vom Commandanten Befehl, nach der Bay von Galjette zu segeln, wo wir einige Tage liegen blieben, ob wir gleich großen Mangel an süßen Wassern leiden mußten. Ich gieng indessen hier ans Land, und besuchte die armseligen Dörfer der Eingalesen, die kleine Stadt Dondery, Matera und das niederländische Fort, wo der Oberwundarzt so gütig war, mir das Merkwürdigste der Gegend zu zeigen. — Die Eingalesen leben in schlechten Hütten, und bauen unter niederländischen Schutz das Land. Die vorzüglichsten Producte sind Areka und Zimmt, von welchem letztern es ganze Wälder giebt. Berühmt in ganz Indien, sind die Ceylonischen Elefanten, wegen ihrer Größe, Schönheit und Gelehrigkeit.

Wir wurden von hieraus mit einer Ladung Areka an die Koromandelsche Küste beordert, welche Ceylon gegenüber liegt, und giengen bey der starken Festung Negapatnam vor Anker, die den Portugisen von uns war abgenommen worden. Einen Theil der Ladung hatten wir hier verkauft, einen andern in Segepatnam, weiter nach Norden über Trankebar hinauf, und waren auf weiterer Fahrt begriffen, als uns ein holländisches Schiff, das uns unterm Comman-

do des Viceadmirals Ysbrand Goeskens begegnete, die Ordre gab, den Rest unsrer Areka in Satrispatnam aus- und Reis dafür einzuladen, mit dem wir auf das schnellste nach Colombo gehen sollten, um der Expedition gegen Malabar beyzuwohnen. Wir verließen also die Küste von Koromandel, die meistens von Hindus bewohnt ist, die schönste Baumwolle in Indien und viele Seide giebt, und kamen am ersten November vor Colombo an.

Colombo, an der Westseite der großen Insel Ceylon, wurde schon vor 150 Jahren von den Portugisen gebaut, und nahm an Wohlstand immermehr zu, als es im Jahr 1656 von den Niederländern nach einer siebenmonatlichen Belagerung erobert wurde, zum Schrecken der Portugisen und der ostindischen Fürsten, die diese Stadt für unüberwindlich hielten. Nach der Eroberung zog man die Festungswerke enger zusammen und verstärkte sie so, daß sie weder von der Land- noch von der Seeseite her einen Feind zu fürchten hat.

Die Flotte, welche unter dem Commando des Herrn von Goens fünf und zwanzig Schiffe stark war, auf welche 27 Compagnien vertheilt waren, passirte zuerst Negombe, ein niederländisches Fort, sodann Tutecorin,

das die Holländer 1658 den Portugisen abnahmen, aber unbefestigt liegen ließen. — Die daselbst befindliche berühmte Perlenfischerey benutzen die Holländer, indem sie mit den umwohnenden Indiern, wenn die Zeit des Perlenfangs herankömmt, einen Accord auf eine gewisse Summe machen, welche ihnen abgegeben wird, wofür sie aber alle Unkosten tragen müssen. Jeder Perlenfischer behält nach dieser Abgabe seine Ausbeute für sich, und verkauft die kleinen Perlen nach dem Gewicht, die größern, worunter manche den Umfang einer Haselnuß haben, an die Meistbietenden.

Nachdem wir hier Mundvorrath und platte Fahrzeuge zum Landen eingenommen hatten, wurden drey Schiffe voraus nach Coulang geschickt, dem Feind die Zufuhr abzuschneiden, am fünften December aber kam die ganze Flotte und legte sich vor die Stadt, welche eine der ersten Kolonien der Portugisen in Indien war. Als sich der Feind auf das erste Feuer zurückgezogen hatte, giengen wir mit 4000 Mann ans Land, und wollten uns der Stadt nähern, erhielten aber durch einen übergelaufenen Malabaren die Nachricht, daß die Feinde 8000 Mann stark, sich im Hinterhalt gelegt hätten, weswegen wir bey einbrechendem Abend ein Lager bezogen. —

Die Flotte segelte am Morgen am Strande hin, bis an unser Lager, und wir näherten uns so zu Wasser und Land der ersten portugisischen Befestigung, wo eine heftige Kanonade von beyden Seiten begann. Heißer aber war der Kampfe gegen den 8000 Mann starken Hinterhalt, der größtentheils aus Nayren, (malabarischen Edlen) bestand, welche unser Lager unterdessen mit großer Furie angegriffen hatten, aber durch das wohl unterhaltene Feuer der Unsrigen, welche der Oberadmiral von Goens commandirte, zurückgetrieben wurden, doch faßten sie bald wieder Posto, und wichen Anfangs keinen Fuß breit, bis unsre mit Schroot geladenen Feldstücke eine so große Anzahl verwundeten und tödeten, daß die Uebrigen die Flucht nahmen. Dieser Sieg setzte uns in Besitz der Außenwerke und Vorstädte, die wir aber ganz leer fanden. — Nachdem unsre Truppen gerastet und gegessen hatten, gieng es aufs neue gegen die Stadt, aus welcher zwar Anfangs einige Schüsse geschahen, als wir aber näher anrückten, erboten sich die Portugisen zu einer Kapitulation, die jedoch nicht angenommen wurde, worauf sie sich eilig ins Land flüchteten, und die Stadt verließen, in Hoffnung, sich mit den geschlagenen Nayren zu vereinigen, und uns wieder aus der Stadt, die wir sogleich besetzt

hatten, zu treiben; Weiber, Kinder, Greise und alle ihre Güter hatten sie nach Cochin geschickt, so daß wir nichts von Werth mehr in der Stadt fanden, die mit sieben schönen Kirchen geziert war, aber die ansehnlichsten Wohngebäude waren verfallen und mit Gras bewachsen.

Nach zwey Rasttagen in Coulang wurden 1000 Mann detaschirt, die Nayren, welche sich wieder gesetzt hatten, und uns beunruhigten, anzugreifen. Der Angriff geschah auch mit so gutem Erfolg, daß der Feind in die Flucht geschlagen, und bis an den königlichen Pallast verfolgt wurde, den unsre Soldaten einnahmen, und viel Beute machten. — Zum Drittenmahl wurde der Feind bey der königlichen Pagode geschlagen, so daß er sich nicht mehr blicken ließ, und wir ihn weiter zu verfolgen für unnöthig hielten. — Wir hatten dreyßig Tode und vier und dreyßig Verwundete, aber vierzehn Kanonen erobert. Vom Feinde blieben beynahe 1000 Mann.

Noch in dem Hafen von Coulang überfiel uns ein solcher Sturm, daß beynahe unsre ganze Flotte an den Klippen gescheitert wäre. Ein Schiff wurde von den Ankern gerissen, barst an den Felsen, und kam auf eine blinde Klippe,

die es vom Sinken erhielt, ein anderes auf eine Sandbank, ein drittes gerieth in Brand. Viele Schaluppen und Boote wurden an dem Ufer zertrümmert, wo die Brandung so hoch gieng, daß wir kaum die Gipfel der Kokusbäume sehen konnten. Dieser Sturm hielt Nacht und Tag an und legte sich erst in der folgenden Nacht. Nun wurden aber sogleich die Truppen eingeschifft, Coulang ward genug befestigt und mit Besatzung versehen, und wir segelten am ersten Christtag gegen Cochin und Cranganor ab. Calicoulang, und Percattis oder Porca hatten wir passirt, ließen bey Cochin drey Schiffe zur Blocade zurück, und kamen mit der ganzen Flotte am Neujahrstag 1665 auf der Rhede von Cranganor an, welches eine Stadt der Malabaren ist, ohnweit dem Portugisischen Cranganor, und von einen Fürsten beherrscht wird, der nebst dem Samorin oder Kayser von Malabar und andere Fürsten, den Oberadmiral begrüßte, und sich erbot, genau Unterricht über das Terrain zu geben, Lebensmittel herbeyschaffen zu lassen und unser Lager mit einigen tausend Nayren zu verstärken.

Zehntes Kapitel.

Landung. Belagerung, Sturm, Eroberung von Cranganor. Besuch der Malabarischen Fürsten. Marsch gegen Cochin.

Am 2ten Januar giengen die Truppen ans Land, und maschirten durch das Malabarische Cranganor in eine flache Gegend, wo sie sich im Angesicht der Festung lagerten. Kaum war das Lager bezogen, als ich Befehl erhielt, vom Schiffe dahin abzugehen; ich mußte mich also auf eine Campagne von 2 Monaten versehen, und gieng gegen Abend in einer Barke, nicht ohne Besorgniß, daß uns die Portugisen, welche immer noch in kleinen Fahrzeugen ab und zufuhren, aufbringen möchten, den Fluß hinauf, mußte aber die Nacht ohnweit des Landungsplatzes unter einem Baum zubringen, weil wir niemand fanden, der uns den Weg ins Lager zeigen konnte. — Doch verweilten wir hier nicht lange, ein Getümmel ermunterte uns und setzte uns, da wir nicht wußten, ob es von Freunden oder

Feinden herrührte, ziemlich in Furcht, wir erkannten aber bey der Annäherung desselben, den Herrn General Rothhase mit 25 Mann, welcher auf ein vorbeygehendes feindliches Fahrzeug feuern ließ. Mit ihm gieng ich ins Lager, nachdem ich einen Verwundeten vorher verbunden, und unter unserm Baum gelassen hatte, und begab mich in das Quartier des Herrn Viceadmiral Göskens, der sich schon unter den Mauern von Cranganor gelagert hatte.

Mit anbrechenden Tag da man sich beyderseitig mit dem Geschütz begrüßt hatte, fanden unsre Anführer sich in ihrer Meynung, die Stadt durch einen Ueberfall zu nehmen, betrogen, denn sie war sehr fest und trefflich mit Geschütz und Besatzung versehen, so daß man Anstalten zu einer förmlichen Belagerung machen mußte. Tag und Nacht wurden also Kanonen, Mörser, Pulver und Kugeln ausgeschifft, Laufgraben gemacht und Schanzen aufgeworfen. — Ich hatte mich indessen gleich nach dem Hauptquartier begeben, um von dem Oberfeldwundarzt Ordres einzuholen, und fand diesen mit Errichtung eines Feldlazareths beschäftigt, das die Cingalesen aus Bambus erbauen mußten. Dieser geschickte Mann hieß Darsicour aus der Picardie, und hatte schon 18 Jahre den Feld-

zügen gegen die Portugisen beygewohnt. Von diesem erhielt ich Befehl ins Quartier des Herrn Viceadmiral Goeskens zurückzugehen und die Verwundeten der unter seinem Kommando stehenden Regimenter zu besorgen. — Auf dem Rückwege wurden mich die Portugisen gewahr, und schossen so stark nach mir, daß ich nur wie durch ein Wunder lebendig und unverwundet davon kam. Ich ließ mir sogleich eine Hütte bey den Laufgräben errichten, wo ich mich am Tage vor der Hitze und des Nachts gegen die Kälte schützen konnte. Diesen meinen Posten durfte ich nicht verlassen, so sehr mich auch der Mangel an Lebensmitteln drängte, etwas vom Schiff zu holen. Der Samorin und die Malabarischen Fürsten hatten nehmlich mit der Verproviantirung nicht Wort gehalten, und da man sich zu sehr darauf verlassen hatte, riß der Mangel ein, dem jedoch der Feldherr durch den Befehl, die Truppen von den Schiffen aus mit Lebensmitteln zu versehen, bald abhalf.

Die ganze Stadt war nun umzingelt, und so sehr auch die Portugisen mit ihrem Geschütz unsre Werke zu vernichten trachteten, so näherten sich diese doch immer mehr ihren Befestigungen, und vor unsern Scharfschützen durfte sich Niemand auf der Mauer sehen lassen. — Vor-

züglich wurde unsre Kanonade Abends und Morgens verstärkt, weswegen der Feind anfieng, jeden Abend eine Stunde nach Sonnenuntergang einen Ausfall zu thun, und sich mit großer Kühnheit den Laufgräben näherte, so daß ich die Nacht durch kaum mit Verbinden der Verwundeten fertig werden konnte, das im freyen Felde bey Fackelschein geschehen mußte, worauf ich sie ins Lazareth sandte. — Während dieser Ausfälle, die vorzüglich auf unser Quartier geschahen, aber immer tapfer abgetrieben wurden, erschien der Sukkurs der Malabarischen Fürsten, bestehend aus einem Korps Nayren, die ganz nackend mit Säbeln, Flinten und Schildern fochten. Wir konnten sie aber bloß bey Tage in den Laufgräben brauchen, denn sie bewiesen eben keine große Bravour, oder es schien ihnen vielmehr kein rechter Ernst gegen die Portugisen zu seyn, da sie, wie wir bey Coulang erfahren hatten, gut zu fechten wissen.

Unterdessen waren unsre tapfern Bataver in ihren Laufgräben bis an die Aussenwerke vorgedrungen, worinnen einige holländische Ueberläufer lagen, die unter heftigem Schimpfen stark auf sie schossen, und drohten, daß alle Gefangene gehenkt werden sollten. — Der Feldherr

ließ dagegen durch einen Trompeter die Stadt auffordern, erhielt aber abschlägige Antwort, worauf eine heftige Kanonade von beyden Seiten erfolgte. — Da man nun einen Hauptsturm beschlossen hatte, wurde ich ins Hauptlazareth wegen der immer mehr zunehmenden Anzahl der Verwundeten entboten, und am 15ten Januar, einem Sonntag, rückte unsre ganze Macht in aller Stille aus. Der Tag war sehr heiß, die Portugisen waren größtentheils in den Kirchen, und man schoß wenig aus der Stadt. Gegen Mittag wurde das Zeichen zum Angriff gegeben, von der andern Seite her eine blinde Attaque formirt, und die Unsrigen kletterten unter dem Dampf des Kanonenfeuers die Wälle und Mauern hinan, dennoch wurden sie tapfer empfangen, und beynahe zum Weichen gezwungen. Ihre Beharrlichkeit aber und das gut angebrachte Kanonenfeuer machte ihnen endlich Raum, und sie erstiegen die Mauern, trotz des Widerstandes der Portugisen, deren Gouverneur Fereira seinen Platz behauptete bis er von vielen Wunden entkräftet zu Boden sank, worauf alle übrigen in die große Jesuiterkirche flohen, und um Gnade baten, die sie auch erhielten. Die Anführer verfügten sich zugleich zum Feldherrn, und erhielten noch, obgleich die Stadt mit Sturm übergegangen war, einen

Accord, zu Folge dessen, jeder der nicht bleiben wollte mit seiner beweglichen Haabe, abziehen konnte. Sie verlohren bey diesem Sturm 129 Weiße nebst einer großen Anzahl Malabaren, und Sklaven, der Ueberrest zog nach Cochin, die Soldaten aber wurden nach Goa eingeschifft. Auf unsrer Seite blieben 70 Mann, Verwundete aber hatten wir eine solche Menge, daß ich in der ersten Zeit weder schlafen noch essen, und das Lazareth kaum die Hälfte aufnehmen konnte, weswegen ich eine große Kirche dazu einrichten ließ, wobey wir noch die Zellen der Geistlichen zu Hülfe nehmen mußten. Vor dem Altar hatte ich meine Feldapotheke errichtet, und eine Menge Matrosen und Indianer mußten die Verpflegung mit übernehmen.

Am 18ten Januar 1662 kam der Samorin nebst dem König von Cranganor und andern Malabarischen Fürsten, uns wegen des erhaltenen Siegs Glück zu wünschen. Man empfieng sie mit Lösung der Kanonen, und zeigte ihnen die eroberte Stadt und das Lager. Zu ihrer Verwunderung fanden sie in den Lazarethen keinen einzigen von ihren Nayren, weil der Feldherr diese aus Mistrauen nicht mit zum Sturm kommandirt hatte, da er fürchtete, sein Vornehmen möchte von ihnen verrathen werden. Als sie die Laza-

rethe besahen, ergriff er die Gelegenheit sie um frische Lebensmittel für die armen Verwundeten zu bitten, welches auch soviel fruchtete, daß sie noch am nehmlichen Tage einen grosen Vorrath von Früchten, Eyern, Milch, Schafen und Geflügel schickten.

Man fieng nach der Uebergabe sogleich an die aufgeworfenen Schanzen und Laufgräben zu demoliren, das Geschütz aus denselben, nebst dem was davon noch in den Schiffen vorräthig war, wurde in die Stadt gebracht, die brennendem Häuser wurden gelöscht und die Festungswerke ausgebessert. Auch hatte man für die verwundeten Portugisen Sorge getragen, jedoch starb der Gouverneur Fereira, ohnerachtet ihn unser Oberwundarzt selbst sehr sorgfältig behandelte, an seinen Wunden und wurde mit allen militärischen Ehren begraben, deren er als Held würdig war. Hingegen mußte ein Ueberläufer, der in unsre Gefangenschaft gerieth, einen neuen eigends dazu erbauten Galgen zieren, zwey andere wurden unter demselben begnadigt. —

Nachdem Cranganor mit Proviant, Munition und Besatzung hinlänglich versehen war, gieng der Feldherr mit der Armee über den Fluß Crangenor auf die Insel Vaypin, welche sich fünf Meilen in der Länge bis nach Cochin hinzieht, welches mit seinen Festungswerken hart

am

am Meer liegt und durch einen grosen Fluß von der Insel geschieden wird. Wir fanden diese Insel von Malabaren bewohnt, die sich freuten in uns ihre Erlöser vom Portugisischen Joch zu sehen, und uns alle mögliche Unterstützung versprachen. Der Festung Cochin gegenüber lag an der Spitze der Insel eine schöne Kirche nebst dem vortrefflichen bischöfflichen Pallast, welche Gebäude von uns zu einer Festung umgeschaffen wurden, von der die Stadt stark beschossen wurde. Da wir aber wegen des Flusses nicht näher rücken konnten, wurde die Armee in der Nacht auf die andere Seite übergesetzt und verschanzte sich da. In der Festung, die wir Neu-Oranien genannt hatten, blieben nur 400 Mann.

Ich hatte an diesen Vorgängen noch nicht Antheil genommen, sondern hielt mich noch im Lazareth zu Cranganor auf, wo ich nach 14 Tagen meine Patienten ausser Gefahr gebracht hatte, als das Schiff Hilversum mir Ordre brachte mich auf die Flotte zu begeben die vor Cochin lag, wohin ich mich auch sogleich mit 60 dienstfähigen Reconvalescenten einschiffte, und auf dem Schiff Friesland meinen Posten bekam, wo ich frische Medicamente, die man aus Batavia geschickt hatte, fand. —

Eilftes Kapitel.

Besuch des Königs von Cochin. Landung. Marsch gegen Cochin. Schlacht mit den Nairen. Eroberung des Königl. Pallasts. Sturm auf Cochin. Bombardement. Aufhebung der Belagerung.

Als die Flotte gegen die Südseite von Cochin, wo ein Theil unsrer Soldaten im Lager stund, gegangen war, um die übrigen Truppen ans Land zu setzen, kam der König des Landes bey dem Admiral an Bord, nur von wenig Dienern begleitet und bot ihm seine Dienste an, mit der Bitte, daß das Eigenthum der Malabaren geschont werden möchte, welches ihm auch sogleich zugesagt wurde. Er war der rechtmässige Regent des Landes, aber von den Portugisen vertrieben und seiner Rechte beraubt, welche die Regierung seiner Mutter-Schwester übertragen hatten. Demohngeachtet hatte er noch eine starke Parthey im Lande und die meisten Einwohner hielten es mit ihm. —

Bey unserer Landung am andern Tage empfieng uns der König in Begleitung eines einzigen Braminen und hieß uns fröhlich in seinem Ge-

biete willkommen. Mit Schild und Säbel bewaffnet trug er blos einen baumwollnen Schurz, doch köstliche Ringe an den Fingern und in den Ohren und eine goldene Kette um den Hals. Wir marschirten von hier aus unter einer Allee von fruchtbaren Klappusbäumen eine Meile am Strande hin und kamen zu dem angenehm liegenden Malabarischen Städtchen Cochin, dessen Einwohner geflohen waren, wo wir uns unter den Kokosbäumen, welche um die Wohnungen stunden, lagerten. Auf Zureden des Königs kamen die Einwohner aus den umliegenden Gegenden, die sich ausserordentlich lieblich in Feldern, Hainen, Wiesen und Teichen vor uns verbreiteten, zusammen, und bezeigten sich, da sie sahen, daß ihnen kein Leid widerfuhr, sehr zutraulich; denn der Kommandeur hatte bey Lebensstrafe verboten, Eigenthum und Person der Malabaren anzutasten oder zu beschädigen. —

Nach dreystündiger Rast giengen wir weiter vorwärts, fanden am Ufer hin viele Laufgräben und Abschnitte, weil die Portugisen geglaubt hatten, daß wir hier landen würden, und als es Abend wurde, eine Kirche mit angenehmen Wohnungen umringt unter Kokosbäumen, wo wir unser Nachquartier nahmen, da alles von den Einwohnern verlassen war.

Als wir am andern Morgen aufbrachen, sahen wir vor uns die Johanniskirche in Rauch aufgehen, welche die Portugisen angezündet hatten, damit sie uns nicht zu einer Verschanzung, von welcher wir die Stadt beschiessen könnten, dienen möchte, doch wurde ein Theil von der gänzlichen Einäscherung von uns gerettet und zum Magazin benutzt, denn viele Zellen der Geistlichen stunden noch und ein Wall und eine steinerne Mauer schützten sie vor einen Ueberfall. Von hier aus kamen wir in die Schußweite der Stadt, und die Portugisen liesen es nicht an Feuer fehlen, hatten aber zu hoch gerichtet, daß ihre Kugeln in die Wipfel der Kokosbäume fuhren, mit denen die ganze Gegend um die Stadt besetzt ist, und unter welchen wir ein Lager bezogen. —

Der Feind hatte inzwischen Alles aufgeboten, diese seine größte Stadt nach Goa nicht in unsre Gewalt kommen zu lassen, und die Nairen, welche es mit der alten Königin hielten, dahin gebracht, gegen uns ins Feld zu rücken, deren Armee sich bey dem Pallast der Königin in der Nähe der größten Pagode des Landes gesammelt hatte. —

Freylich wären wir gerne auf eine unblutige Weise mit ihnen auseinandergekommen, und

liessen sie bitten, sich nicht in diesen Krieg zu mischen, den wir blos mit den Portugisen und keineswegees mit den Landeseingebohrnen führten, sie wollten aber nichts vom Frieden hören, und da auch der König uns rieth sie zu demüthigen, damit wir vor ihren Anfällen sicher seyn könnten, wenn wir die Belagerung der Stadt unternähmen, so wurden sie ohnweit des Königl. Pallastes nach hartem Wiederstand, der uns manchen tapfern Mann kostete, angegriffen und in die Flucht geschlagen. Zwar setzten sie sich bey der grosen Pagode noch einmahl und wehrten sich wie Verzweifelte, aber unsre Soldaten verjagten sie auch hier, und trieben sie durch die Gemächer der Pagode und des Königl. Pallastes, daß viele aus den Fenstern sprangen und endlich die Flucht allgemein wurde.

Ueber 400 Nairen blieben hier auf dem Platz denn sie hatten wie Mauern gestanden, weswegen unser Geschütz grose Verwüstungen unter ihnen anrichtete. Die Wände der Pagode und des Pallastes waren mit Blut und Gehirn besprengt. Die Leichname, unter denen viele der Angesehnsten aus dem Königreich Cochin und den umliegenden Reichen waren, wurden eingescharrt, nachdem sie vorher von unsern Soldaten geplündert waren. Denn sie trugen, obgleich keine

Kleidung, viel Geschmeide, und man schnitt ihnen in der Geschwindigkeit der Ringe wegen häufig die Finger ab. Auch wurden nebst der Munition, womit der Pallast stark versehen war, eine Menge Kostbarkeiten unsre Beute. Die Königin wurde von einem Fähndrich, Heinrich von Rhede gefangen genommen, und aus Furcht vor neuer Aufwiegelung der Nairen, stark bewacht, der Pallast aber dem Könige übergeben, wiewohl wir zwey Kompagnien zur Besatzung hineinlegten, denn er war wohl befestigt.

Bey allen diesen Vorfällen wurden die friedlichen Einwohner nicht im Geringsten beunruhigt, sie trieben ihre Geschäfte, verkauften uns um baares Geld Lebensmittel, und saßen hier und dort auf den Anhöhen um den Gefechten mit den Nairen zuzusehen, um deren Niederlage sie sich übrigens gar nicht zu kümmern schienen.

Ich war noch mit Besorgung der bey diesen Treffen Verwundeten beschäftigt, deren wir ohngefähr funfzig hatten, als ich ins Lager geholt wurde, weil die Portugisen einen Ausfall gethan, in Hoffnung die Unsrigen zu vertreiben ehe sie Verstärkung erhielten und viele verwundet hatten, daß die Wundärzte dort nicht fertig werden konnten, doch ließ mich der Feld-

herr bald wieder abrufen, da er einen Sturm beschlossen hatte. Am andern Morgen griff zuerst der Kapitän Waß mit Sonnenaufgang an, wurde aber sehr tapfer empfangen, und machte sich nur, nachdem der Feldherr selbst mit den besten Truppen zur Unterstützung nachgerückt war, von der Vorstadt Meister. Doch diese wurde von den Portugisen angezündet, und wir von zwey Seiten her angegriffen, so daß es Mühe kostete, sich wieder durchzuschlagen. In diesem blutigen Gefecht blieb Kapitän Waß, der Feldherr Goens wurde durch den Hut geschossen und Admiral Rothhaase hieb sich mit Mühe durch, wir mußten also wieder abziehen, doch behielten wir einen Theil der Vorstadt inne.

Nach diesen vereitelten Angriff wurde beschlossen, die Stadt zu bombardiren. Das Lager wurde in drey Quartiere vertheilt, am Fluß postirte sich Rothhaase, Goeskens bey der Johanniskirche und der Feldherr in der Mitte zwischen beyden bey der großen Thomaskirche, in welcher das Lazareth war, und nun beschoß man die Stadt von drey Seiten, wodurch Thürme, Kirchen und Häuser sehr beschädigt, auch manche Bresche gemacht wurde, wir kamen aber dadurch nicht weiter, da der Feind uns nichts schuldig blieb, und die Breschen immer wieder zu verstopfen wußte.

Den Malabaren, welche uns reichlich mit Proviant versahen, wurde während dieser Zeit der König als ihr rechtmäßiger Herr von dem Feldherren vorgestellt, und bezog, als man ihm gehuldigt hatte, den Pallast der Königinn.

Auf die Nachricht daß der König von Porca 6000 Mann zusammenzöge, um Cochin zu entsetzen, ließ der Feldherr den Kommendanten auffordern, erhielt aber abschlägliche Antwort, denn man erwartete mit jedem Tage Succurs an Proviant und Soldaten aus Goa, der auch nach wenig Tagen erschien, und ohne daß wir es hindern konnten, bey hellem Tage in die Stadt gieng, denn wir hatten zu wenig Soldaten, alle Päße zu besetzen, so daß dem Feind die Ströme, welche aus dem Innern des Landes kamen, frey blieben, woher er immer Proviant bezog. Diese Umstände, die Schwäche unsrer Armee, welche in diesem Feldzuge bis 1400 Mann geschmolzen war, das Ausbleiben unsres Succurses den wir von Batavia erwarteten, die tägliche Vermehrung der Truppen des Königs von Porca, am meisten aber die eintretende Regenzeit und die unter den Truppen einreißenden Krankheiten, bewogen den Feldherren nach gehaltenem Kriegsrath zum Entschluß die Belagerung aufzuheben, welches aber mit äu-

ßerster Vorsicht geschehen mußte, damit der Feind, der bereits unsre Schwäche merkte, und die Ankunft seines Succurses mit vielen Freudensbezeugungen gefeyert hatte, uns nicht beym Rückzug überfallen möchte. In der Nacht wurden nun mit möglichster Stille alle Kriegsmaterialien eingeschifft und am 2ten März gegen Abend stellte sich der Feldherr, als ob er noch einen Sturm wagen wollte, ließ aber die Truppen in die Transportfahrzeuge gehen, und bey einbrechender Nacht einen Juden und den Konstabel vom Muskatenbaum im Lager, welche unter beständigen Anrufen mit verstellter Stimme die Ronde spielten, und am frühen Morgen nachgeholt wurden, so daß der Feind nicht eher als am dritten März Mittags unsern Abzug merkte, und nun unsre Verschanzungen und Lager demolirte. Wir aber giengen nach dreywöchentlicher Belagerung bey Neu-Oranien vor Anker, wo Kapitän du Pont zum Kommandanten gesetzt wurde, um Cochin immer in Allarm zu erhalten, und von da weiter nach Cranganor, welches verproviantirt und mit 500 Mann verstärkt wurde.

Zwölftes Kapitel.

Rückkehr nach Coulang, von da nach Ceylon und Batavia. Unglück der Retourflotte. Schicksale der Mannschaft des Schiffes Arnheim. Mohrische Hochzeit.

Der Oberfeldwundarzt, erhielt während wir vor Cranganor lagen, Befehl, noch ein Jahr in den eroberten Ländern zu bleiben, und ich kam als Oberwundarzt auf das Admiralsschiff, das mit 450 Menschen besetzt war, und wo ich genug Arbeit vorfand. Der Samorin und die Malabarischen Fürsten waren hier öfters unsre Gäste und kamen jedesmal mit einem großen Komitat von Edlen, Musikanten, Sklaven und Gauklern.

Der Admiral van Goens ließ hier die übrigen Schiffe mit ihren Officiren, nachdem er ihnen hinlängliche Ordre über ihr weiteres Verhalten ertheilt hatte, und gieng auf dem Admiralsschiff gegen Cochin, auf welchem Weg uns

das längst erwartete Proviant- und Munitions-schiff begegnete, welches nach Cranganor gewiesen wurde. Nachdem der Commendant von Neu-Oranien, der immer noch mit den Portugisen in Krieg lebte, seine Instruction bekommen hatte, seegelten wir Cochin und Porca vorbey nach Coulang, wo der Admiral ans Land gieng, und Ordre gab die Stadt mehr zu befestigen, welches auch sogleich ins Werk gesetzt wurde. Einigen von unsern Soldaten gefiel diese Arbeit, bey welcher sie mit Hand anlegen mußten, so wenig, daß sie zu den Portugisen überlaufen wollten, sie wurden aber eingeholt und gehängt. —

Während unsrer Anwesenheit wurde der Friede mit der alten Königin des Landes Coulang unterzeichnet, und zwey Fürsten aus dem Innern des Reiches, ihre Vasallen, kamen dem Feldherrn ihre Ehrerbietung zu bezeugen. Dieser ließ ihnen zu Ehren die Truppen aufmarschiren und das Geschütz von der Festung und dem Schiff lösen, über welches sie die größte Bewunderung und Ehrfurcht von unsrer Macht in ihr Land zurücknahmen.

Mit Anfang des Aprils kam auch der Viceadmiral Goeskens nebst fünf andern Schiffen zu

uns, und wir seegelten längs der Malabarischen Küste nach Ceylon zu, auf welcher Fahrt uns beym Vorgebürge Komorin, mein Freund Baldäus, der die Campagne als Feldprediger mitgemacht hatte, verließ, um nach Jafnapatnam zu seiner Gemeinde zurückzukehren. Dieser treffliche Mann hatte während dieses Feldzugs weder Strapazen noch Gefahr gescheuet, die Verwundeten und Kranken zu trösten und ihnen hülfreiche Hand zu leisten, die Muthlosen aufzurichten, und die Ausgelassenen zu Recht zu weisen, weswegen er von Officiren und Soldaten geschätzt und geliebt wurde.

Am zweyten Ostertag erblickten wir die Küste von Ceylon und giengen bald darauf bey Punctogale vor Anker. Hier wurde Herr van Goens, so wie er ans Land gestiegen war, als verdienter Held herrlich und fröhlich empfangen. Die bewaffnete Bürgerschaft zog ihm entgegen, und empfing ihn mit Freudensalven, von den Wällen und allen Schiffen donnerte das Geschütz, alle Holländische und Mohrische Schiffe liesen die Prinzenflagge wehen, und überall ertönte Musik und Freudengeschrey.

Die Schiffe wurden nun ausgeladen, das Unsrige erhielt eine Ladung Reis und Zimmt,

und gieng am 29ten April unter Begrüßung der Kanonen und allen Ehrenbezeugungen die man dem Feldherren schuldig war, unter Seegel. Die starke Mannschaft und eine Windstille, die 12 Tage anhielt, zwang uns, mit unserm Proviant so strenge hauszuhalten, daß auch auf des Feldherrn Tafel, obgleich sechs Trompeter zur Tafel bliesen, nichts als schwarze Bohnen und etwas Speck kam, beynahe Hungersnoth einriß und wir viele Kranke bekamen. Endlich erhob sich am 22ten May ein günstiger Wind, der sich jedoch bald wieder drehte, so daß wir nach vielen Ungemach erst am 15ten Juny auf der Rheede von Batavia die Anker fallen ließen.

Traurige Nachrichten warteten hier unsrer. Die Bestätigung von dem gänzlichen Verlust von Formosa und Seeland, welche große Betrübniß in Batavia verbreitete. Wittwen und Waysen beweinten den Tod eines tapfern Gatten und Vaters, der dort den Tod fürs Vaterland gefunden hatte, und der Schade der Compagnie an Besitzungen, Städten, Festungen, Schiffen und Gütern war unschätzbar. Der Kommandant von Seeland Friedrich Cojet ward vor ein Kriegsgericht gestellt, drey Jahre in Gefangenschaft gehalten, und endlich zum Tode verurtheilt, doch wurde ihm bloß das Schwerd

über dem Kopf geschwungen, und er auf Lebenszeit auf die Insel Rosagem verbannt.

Eben so niederschlagend war der Bericht, den das Schiff Erasmus am 14ten July von der großen Retourflotte, die am 23sten December 1661 von Batavia abgesegelt war, brachte. Sieben große Schiffe, wie sie Holland noch nie hatte vom Stapel laufen lassen, auf welchem königliche Schätze waren, alle stark bemannt, wurden, nachdem sie von der Straße Sunda aus etliche hundert Meilen gegen Westen geseegelt waren, am 19ten Febr. von einem erschrecklichen Sturm der aus Osten kam, überfallen, daß sie alle die Seegel einziehen mußten. Das Schiff Arnheim verlohr zuerst seine Fockseegel, weswegen es genöthigt wurde beym Winde zu halten, und queer ins Wasser fiel, von dem es so überschwemmt wurde, daß kein Pumpen mehr helfen wollte. Zwölf Lasten Reis und Kakao fielen hierdurch auf die Seite, und da man das Steuerruder auf die andere Seite brachte, zerbrachen es die Wellen, der Hintertheil des Schiffes erhielt dabey einen so starken Leck, daß das Wasser mit Ungestüm hineinstürzte, und es fieng an zu sinken.

Alle angewandte Hülfsmittel waren fruchtlos, man sah von den übrigen Schiffen keines

mehr, und der Mannschaft entfiel Muth und Lebenshoffnung, doch setzten sie noch die Schuyte und das Boot ins Meer. Vierzig Menschen retteten sich in die erstere, die andern suchten sich im Boot und auf den Trümmern des Schiffes zu erhalten, fanden aber alle ihren Tod in den Wellen, denn es waren 105 Menschen in das Boot gesprungen, und als die Schuyte hinanruderte um einige davon einzunehmen, sank es vor ihren Augen. Mit einbrechender Nacht legte sich der Sturm, und die Steuerleute, welche einen Kompas, Seekarten und die nothwendigsten Bedürfnisse gerettet hatten, machten Anstalt, die Insel Mauritius, die ihrer Meynung nach nur 60 Meilen von ihnen lag zu erreichen. Doch wurde die Noth immer größer, weil das kleine Fahrzeug nicht alle Menschen tragen konnte, und bewog sie dreyzehn lebendig ins Meer zu werfen, welche auch aus dem Haufen ausgewählt und trotz allen Flehen, Weinen und Protestiren sogleich den Wellen übergeben wurden. Unter diesen Unglücklichen war auch mein Freund, der geschickte Wundarzt Johann Stoffian, welcher, der türkischen Sclaverey entgangen, hier seinen Tod fand.

Als man aber Anstalt machte, mehrere dem Tode zu weihen, widersetzten sich die gemeinen

Soldaten und Matrosen, insofern, daß sie darauf drangen, hier müsse, wenn die Noth den Tod mehrerer erfordere, das Loos entscheiden und keine Auswahl stattfinden, wodurch die Schiffer und Steuerleute für ihr eignes Leben besorgt, und die übrigen erhalten wurden, denn man erhielt einen günstigen Wind, und erreichte am 20sten Febr. die Insel Mauritius, wo sie Wasser und allerley Lebensmittel im Ueberfluß fanden. — Der Schiffer nebst dreyzehn anderen Waghälsen, wollte hier die Erscheinung eines Schiffes, welches sie erlösen könnte, nicht abwarten, sondern begab sich zur See, wo möglich die 325 Meilen entlegene Malabarische Küste zu erreichen, und kam auch glücklich in Ceylon an, wo er starb und die übrigen auf dem Schiff Erasmus die Nachricht dieser Unglücksfälle nach Batavia brachten. Von denen, welche auf Mauritius blieben, starben einige, die übrigen wurden von englischen Schiffen, die da häufig anlegen, nach Holland oder Ostindien gebracht.

Von den sechs andern Schiffen, kamen nur drey glücklich in Holland an, vom Schicksal der übrigen drey aber hat man nie etwas vernommen, und sie sind wahrscheinlich mit der ganzen Mannschaft untergegangen.

Wäh-

Während meines diesmaligen Aufenthalts in Batavia wohnte ich einer Mohrischen Hochzeit bey. Sie wurde bey Nacht gefeyert, und ich traf, als ich einst nach dem Abendessen ausgieng, auf den feyerlichen Zug, dem ich folgte, da ich in den Familie bekannt war. Von einer grosen Menge Fackeln umgeben kam zuerst eine Truppe Musikanten, Tänzer und Gaukler mit rauschender Musik, ihr folgten zwey Priester in weißen Kleidern, dann die Blutsfreunde der Braut und des Bräutigams, endlich der leztere selbst auf einem schönen Persischen Pferde. Ueber seinem Haupte trug man einen kostbaren Schirm, zwey Bediente führten sein Pferd, zwey räucherten vor ihm und besprengten ihn mit Rosenwasser, zwey andre folgten ihm zu Pferd. Dieser Zug gieng vor das Haus der Braut, von da durch die vornehmsten Strassen Stadt bis er wieder vor das Haus kam, welches schon 14 Nächte hindurch geschehen war.

Der Bräutigam stieg nun ab und trat in ein vor dem Hause errichtetes köstliches Zelt, inwendig mit Persischen Teppichen belegt, wo das Mahl gehalten wurde, indeß die Frauenzimmer in einem andern speiseten. Nach demselben wurde ein Sofa in die Mitte des Zeltes gesezt, auf welches sich der Bräutigam, in weißen Mouße-

lin gekleidet, einen seidnen Turban auf dem Haupt, an dem zwey lange Schleyer, die ihm auf die Schultern flossen, befestigt waren, und mit vielen Ringen und goldnen Ketten geziert, nebst seinen zwey Begleitern niederließ. Sogleich ward ein Teppich von zwey Personen vor sie gehalten, und die Braut wurde von ihrem Vater hin vor den Vorhang getragen. Nun hielten die Priester ein kurzes Gebet, und fragten Braut und Bräutigam, ob sie gegenseitig den Wunsch hätten miteinander vermählt zu seyn, welches Beyde mit Ja beantworteten, worauf aber die Braut in Ohnmacht fiel, so daß ihre Schleyer, in welche sie sehr dicht verhüllt war, weggenommen werden mußten, und ich diese Mohrische Schönheit zu sehen bekam. Sie war kaum 15 Jahre alt, von dunkler Farbe nach Landesart, und mit vielen Ringen in Nase, Ohren und Fingern geschmückt. — Als beyde das Jawort gegeben hatten, stimmten die Verwandten einen langen Gesang an, worin sie dem Brautpaare Glück wünschten, nach dessen Beendigung der Vorhang etwas niedergelassen wurde und der Bräutigam nach der Braut eine weiße Blume warf, welches viermal geschah, bis es erwiedert wurde. Hierauf wechselten sie unterm Gesang der Gespielen und Gespielinnen die Ringe, der Vorhang ward ganz niedergelassen und sie bekränz-

ten einander mit Blumenkränzen, die sie um den Hals trugen. Die Braut setzte sich sodann auf den Schooß des Brautigams und beyde tranken miteinander ein Gefäß Milch aus, giengen aus dem Zelt und ritten in Begleitung ihrer Gespielen nach dem Hause des Bräutigams, wo das Gefolge sich entfernte und beyde allein ins Haus giengen.

Ich wurde mit einigen Niederländischen Frauenzimmern von der Braut Mutter noch ins Haus genöthigt, wo ich das Brautpaar auf einem Teppiche sitzen sah. Die Mutter bereitete Pinang und Betel und gab es dem Schwiegersohne, aus dessen Mund sie es auch wiedernahm und der Braut in den Mund steckte, leuchtete sodann Jedem mit der Lampe viermal unters Gesicht, wobey sie Gebete murmelte, und knüpfte endlich das Oberkleid des Bräutigams an das Kleid der Braut, worauf er stillschweigend die Braut nahm und sie in sein Schlafzimmer trug. Diese Zeremonien endigten sich mit anbrechenden Morgen und wurden in vollkommener Stille und mit vielem Ernst gefeyert. —

Dreyzehntes Kapitel.

Reise nach Bengalen. Die Menschenfresser auf den Nicobaren und Andamoan. Pipely. Ankunft der Arakanischen Kaper. Rüstung der Einwohner von Pipely. Unterhandlungen. Friede. Rückkehr nach Batavia.

Während meines diesmaligen Aufenthalts in Batavia gieng im August 1662 eine 13 Seegel starke Flotte unter dem Admiral van der Laen nach Formosa und Sina, um möglichst die Seeräubereyen der Sinesen unter Koxinga zu hindern; eine andre unter Jacob Hutserts Kommando an die Malabarische Küste um nochmals Kochin zu belagern. Da mir aber diese Länder schon bekannt waren, so suchte ich von dieser Expedition loszukommen und gieng von dem Muskatenbaum auf das Schiff Venenburg über, welches zu Anfang des Septembers nebst noch fünf andern nach Bengalen absegelte.

Bis an die Prinzen Insel hatten wir sehr schönes Wetter, hier fieng es aber an zu

stürmen, doch kamen wir glücklich durch die Strasse Sunda, und setzten unsern Lauf bey widrigen Winden und hohlgehender See gegen Norden fort. Am sechsten October erblickten wir die Nicobaren und Andamoan, und wendeten alle Mühe an, daß wir nicht darauf getrieben wurden, denn die Einwohner sind blutgierig und Menschenfresser. Im vorigen Jahre waren die Schiffe Wespe und Brauershafen an die südlichste Insel Andamoan getrieben worden. Das Erstere litt Schiffbruch und die Mannschaft, welche sich ans Land gerettet hatte, wurde von den Einwohnern niedergemacht und gefressen. Jakob Mooker mein ehemaliger Schiffsherr, der auf dem Brauershafen kommandirte, gieng bey diesem Anblick mit einem bewafneten Boot an das Land, hatte auch das Glück einige von der Mannschaft nebst dem Schiffer die sich in dem Gebüsch verkrochen hatten, zu retten, wurde aber von einem Pfeile durchbohrt und tod auf das Schiff gebracht. —

Als wir uns der Linie mehr nährten wurde es besseres Wetter und wir erblickten am 14ten October die Küste von Orixa, sahen im Vorbeyfahren Visigaptnam, Bimilipatnam, nebst vielen am Ufer liegenden Städten und am 22sten October die berühmte Pagode

der Hindus Jaggrenat, welche auf einem hohen Berge steht, und weit gesehen wird, Bellesoor mit der Englischen Factorey und kamen am 28ten October glücklich vor Pipely unserm Bestimmungsort an, wo wir auf der Rhede zwey Meilen vom Lande die Anker fallen ließen. Ich gieng öfters ans Land, welches sehr flach ist, und vom Suburrika durchschnitten wird, an dessen Ufern Pipely nebst dem Holländischen Komptoir liegt. Kurz vor unsrer Ankunft war das Schiff Avenhorn gescheitert, doch die Mannschaft bis auf zwey gerettet worden; auch jetzt war die Witterung noch sehr stürmisch, daß wir Ankerlos wurden und alle Stangen und Seegel abnehmen mußten, in Furcht ein gleiches Schicksal zu haben, dabey wurde es so kalt, daß sich das Oel in meiner Apotheke verdickte und ich meinen gefütterten Bengalischen Rock hervorsuchen mußte. Unser alter Unterkaufmann, Cornelius van der Manden, der kaum von einer Krankheit genesen war, setzte sich dieser kalten Luft zu sehr aus, und starb deswegen jähling. Sein Grab ist in Pipely, wo die Holländer einen Gottesacker mit einigen schönen Monumenten haben.

Am 22sten Januar 1663 kamen zehn Arakanische Galeeren aus dem Ganges und von Ara-

kan an, welche, da Arakan noch mit Bengalen Krieg führte, die Küsten des Landes und die Ufer des Ganges geplündert hatten, und grose Beute an Kleinodien, Gold, Silber und Sclaven mitbrachten, die sie uns zum Verkauf anboten, aber den Einwohnern von Pipely, da sie den Fluß hinaufgiengen, groses Schrecken erweckten. Diese Galeeren sind schmal aber sehr lang, ohne Seegel, mit 38 bis 40 Rudern besetzt und von einem Portugisischen Kapitän kommandirt. Sie gehen aus dem Fluß Arakan in den Buramputer und Ganges und schleppen Menschen und Gut von den Ufern mit sich fort, die sie jährlich nach Pipely zum Verkauf bringen.

Die Drohungen der Arakaner verbreiteten noch mehr Schrecken in Pipely und der Mohrische Gouverneur fand nach vielen Berathschlagungen für gut, einen Brief durch die einwohnenden Portugisen an den Admiral schreiben zu lassen, den die Holländer übergeben mußten, da sich Niemand aus der Stadt an die Galeeren traute. Der Admiral, obgleich anfänglich sehr aufgebracht, beantwortete ihn doch endlich in sehr stolzen Ausdrücken, und der folgende ganze Tag wurde mit Unterhandlungen zugebracht. Indessen verkauften die Räuber ihre Sclaven,

welche meistens in Weibern bestunden, an uns, jeden zu 20 Rupien, oder zehn Reichsthaler. Diese Sclaven waren so schlecht von ihnen behandelt worden, daß sie ganz verhungert auf unsre Schiffe kamen, und froh waren menschlich gesinnte Herrn zu erhalten. Die Unterhandlungen aber waren nicht weiter gediehen, denn die Vorschläge, welche man von Pipely aus that, schienen dem Arakanischen Admiral keines weges annehmlich, weswegen er den Fluß weiter hinauf gegen eine kleine Schanze gieng, die man aufgeworfen hatte, denn die Stadt war ganz offen und die Einwohner feig und muthlos. Sie hätten aber auch bey dieser wenig Widerstand gefunden, denn die Wälle waren blos zwey Fuß dick und fünf Fuß hoch von Thon und Sand erbaut, die Schießlöcher statt der Kanonen mit Stämmen von Kokosbäumen versehen und auf einem Bollwerke zwey alte vierpfündige eiserne Stücke, nebst zehn Kugeln, die nicht in das Kaliber paßten. Noch ließ der Gouverneur einen Topf mit zehn Pfund unbrauchbaren Pulver und einige leere Handgranaten herbeybringen, und zum Ueberfluß war weder Thür noch Thor an dieser Schanze. — Bürger und Soldaten traten nun stolz mit Bogen Schild und Schwerd bewaffnet einher, und der Gouverneur ritt in weißen Kleidern an den

Strand die Feinde zu recognosciren. Er begab sich von da zurück in seine vortrefliche Festung um Kriegsrath zu halten, dessen Resultat eine Gesandschaft an den feindlichen Admiral war, die ein Portugisischer Priester übernahm, der auch den Frieden auf diese Bedingungen erhielt: Die Arakaner sollten Pipely kein Leid zufügen, hingegen freyen Handel haben, wobey der Gouverneur den zehnten Pfennig, welchen der Käufer bezahlen müsse, haben sollte, die Galeeren aber jeden Abend vor Sonnenuntergang nach der Diebsinsel, welche im Fluß ein wenig unter Pipely liegt, gehen.

Dieser Friede erregte unglaubliche Freude bey den Einwohnern, man betrieb nun beyderseitig in vollkommener Ruhe einen lebhaften Handel, der einige Tage dauerte, worauf die Galeeren nach den Ganges zurückgiengen.

Nachdem wir funfzehn Wochen auf der Rhede von Pipely zugebracht hatten, wo wir, nach Verkauf unserer Waaren, Salpeter und Seide einnahmen, fuhren wir am 15ten Februar ab und sahen nach einer unruhigen Fahrt zu Anfange des April die Insel Engano, zwischen welcher und Sumatra wir unsern Lauf hin nahmen, das flache Vorgebürge und die kleine Glücks-

insel passirten und bey stürmischer Witterung in die Straße Sunda giengen. Wir konnten nur mit der Focke seegeln und die Nächte waren so dunkel, daß wir nur mit Hülfe der häufigen Blitze weiterkommen konnten, und endlich am 7ten April vor Batavia ankamen.

Vierzehntes Kapitel.

Kochin und Cananor erobert. Expedition nach Japan. Beschreibung von Japan. Regierungsform der Japaner. Kleidung. Hochzeitgebräuche. Erziehung. Wohnung und Lebensart. Ausrottung des Christenthums. Handel der Holländer daselbst.

Während unsrer Fahrt nach Bengalen hatte der Admiral van Goens, welcher nach Hutsert das Kommando übernommen hatte, die Stadt Cochin aufs neue belagert und durch Sturm erobert, auch war Cananor übergegangen und die Compagnie dadurch gänzlich Meister der Malabarischen Küste. Diesen Ereignissen folgte sogleich die Nachricht von dem Frieden mit Portugall, und versicherte uns den Besitz dieser Eroberungen.

Eine Flotte, welche 21 Seegel stark auslaufen sollte, um den Japanischen Handel mit Macht fortzusetzen, den uns die Sinesen ab-

schneiden wollten, bot mir die Gelegenheit diese entferntesten Länder Ostindiens zu besehen, auch war es mein heißer Wunsch, allein ich mußte zurückstehen, da sich so viele zu dieser Expedition gemeldet hatten und lernte Japan nur aus den Erzählungen eines Freundes kennen, dessen Bericht ich hier wiedergebe.

Japan bestehet aus verschiedenen Inseln, die gegen Norden Nordwest-Amerika, gegen Süden die Philippinen und Marianen, gegen Westen Sina und gegen Osten die große Südsee zu ihren nächsten Umgebungen haben. Vorher in verschiedene Königreiche vertheilt, waren sie jetzt unter einen Beherrscher vereinigt der seine Residenz zu Jedo hatte. Die nördliche große Insel Jesso ist rauh und kalt, Japan selbst aber lustig und fruchtbar, von Flüssen reichlich durchschnitten und voll hoher Berge deren einige Feuer speyen, andere reiche Silberminen haben. Die Provinzen prangen mit schönen großen Städten als Meaco, Saccay, Osacca, Occosaky und Nangasaky, letztere liegt an der Küste, und fällt von der See her durch ihre schönen Gebäude und Thürme herrlich in das Auge. Sie hat 88 schnurgerade, doch enge Straßen, die des Nachts durch Stacketenwerk verschlossen und erleuchtet werden. Niemand

darf von einer Straße in die andere, selbst nicht bei einer Feuersbrunst, wo sich die Einwohner jeder Straße selbst helfen müssen. Dabey sind die Häuser nur ein Stock hoch und von Holz, wegen der häufigen Erdbeben von welchen das Land heimgesucht ist. Eben so sind auch die Pagoden und Palläste nur ein Stockwerk hoch und von Holz, die Hütten der Armen von Leimen und Rohr, die Häuser der Reichen aber sehr lang, mit weit hervorragenden Dächern unter denen man spatzieren kann und schönen Lustgärten umgeben; inwendig mit vielen Gemälden und Tapeten geziert. Zu folge dieser Bauart sind ihre Städte den Feuersbrünsten häufig ausgesetzt und erst im Jahr 1657 den 27 April brannte die Hauptstadt Jedo mit hunderttausend Häusern ab, wobey beynahe eben so viele Menschen umkamen.

Die Regierungsform dieser Nation ist unumschränkt monarchisch und der Kayser gebietet über eine Menge Unterkönige und Fürsten welche die Regierung der Provinzen verwalten, doch hat auch der Dayro, das Haupt der Geistlichkeit oder Bonzen einen großen Einfluß, da diese ausserordentlich zahlreich ist und das Volk von ihr geleitet wird. — Alle Staatsbedienten auch beym Militär, können ihre Untergebenen am Leben

strafen, doch sind in allen Städten Gerichtshöfe, wo Uebelthäter im Nahmen des Kaysers gerichtet werden. Ein Edelmann oder Soldat, wenn er das Leben verwirkt hat, hat das Recht sich selbst den Bauch aufschneiden zu dürfen. Der Verbrecher setzt sich nach Morgenländischer Weise auf einen Teppich, hält vorher ein gutes Abschiedsmahl und schneidet sich dann mit einem Kreuzschnitt den Bauch auf. Oefters werden auch die nächsten Verwandten desselben zu gleicher Strafe verdammt. Gemeine Mißethäter werden durch den Scharfrichter, meistens sehr martervoll hingerichtet.

Die Japaner sind in Sitten und Lebensart beynahe ganz den Sinesen ähnlich. Sie sind klug, ehrgeizig, standhaft, tapfer, doch rachsüchtig und umbarmherzig gegen Fremde und Arme. Die Vornehmen tragen seidne Unter- und Oberkleider, im Winter mit Pelzwerk gefüttert, die bis auf die Füsse reichen und mit einem Gürtel gebunden werden, manchmal über diese noch einen kurzen vorne offnen Rock mit kurzen Ermeln. Sie sind glatt am Kinne rasirt, manche auch über den ganzen Kopf, tragen Fächer in der Hand, und der Sclave trägt den Sonnenschirm über ihnen. Das gemeine Volk geht schlecht gekleidet und in blossem Haupt. — Die Frauenzimmer

sind ebenfalls in bunt-seidne Röcke gekleidet, die vom Hals bis auf die Füsse gehen, doch einer immer länger als der andre mit langer Schleppe und unter der Brust mit einem weissen Gürtel gebunden, über diese alle ein kostbares Oberkleid. Sie erscheinen selten öffentlich, jedoch mit vieler Pracht in Kleidung und Gefolge.

Bey Verheurathungen fährt das Brautpaar in Kutschen von Ochsen gezogen, von den nächsten Verwandten begleitet, in die Pagode. Im Beyseyn des Bonzen zünden sie an einer Lampe die in den Händen tragenden Fackeln an, der Bonze segnet sie ein, die Freunde wünschen Glück; die Hochzeitgeschenke mit welchen der Bräutigam die Braut erkauft hat, werden herbeygebracht, das Kinderspielzeug der Braut wird ins Feuer geworfen, sodan ein Ochse als Opfer geschlachtet, und nun fangen Lustbarkeiten und Schmausereyen an, die öfters eine ganze Woche währen. — Die Frau ist ganz in der Gewalt des Mannes, der sie sogar töden kann. Im Kindbett wird sie sehr schlecht gehalten, daher Abtreiben so wie Kindermord sehr häufig, und armen Leuten, besonders wenn es Mädchen sind, sogar erlaubt ist. Die neugebornen Kinder werden in kaltem Wasser gebadet, dann bey Vornehmen im weiten Ermel des Kleides herumgetragen, bey Armen

auf die Erde gelegt. Die männliche Jugend unterweiset der Bonze zuerst in Lesen und Schreiben, dann bekommt sie Unterricht in andern und vorzüglich in den Kriegswissenschaften. Der Knabe darf, sobald er zwölf Jahr alt ist, den Säbel tragen. Der Japaner ist daher ein sehr guter Soldat, besonders der Reuter, und behauptet seinen Platz bis er fällt. —

Im Inwendigen sind die Häuser der Japaner mit Matten belegt und mit Tapeten geziert. Das Hausgeräth besteht in schönem Lackwerk und Porcellan, welches fleißig geordnet zur Schau steht, so wie die Wände mit allen Arten der Waffen behangen sind. Dabey sind die Zimmer reinlich, hell und mit Papierfenstern versehen. Der Japaner schläft auf der Matte mit einem hölzernen Blocke unter dem Haupt, und ißt mit hölzernen Stäbgen, wie der Sinese, und auf Tellern von Zedernholz. Reiche halten köstlichen Tisch wo mehr Wildpret als zahmes Thierfleisch gespeiset und Arak, Thee und eine Art Bier das von Weizen gebraut wird, und beynahe wie Spanischer Wein schmeckt, getrunken wird. Brod backen sie nicht, sondern es wird an dessen statt ein Mehlbrey aufgesetzt.

Am Ende der Stadt Nagasacky stehen die Kaufhäuser der Holländer. Man holt aus Japan Thee, Seide, Kupfer, Porcellan und lakirte Gefäße, und die Holländer sind jetzt die einzige Nation, welche dahin handeln darf, weil die Jesuiten, welche das Christenthum da gepredigt und viele Proselyten gemacht hatten, das Reich den Portugisen in die Hände spielen wollten, auch schon einige Unterkönige auf ihre Seite gebracht hatten, welches aber entdekt wurde, und nun begann eine Verfolgung der Christen in Japan, die vom Jahr 1613 bis 1626 währte, wo weder fremder noch eingeborner Christ mehr in Japan war, alle waren entweder hingerichtet oder hatten abgeschworen, und seit dieser Zeit haben blos die Holländer den freyen Handel daselbst, der aber mit außerordentlichen Beschwerden, denen man sich unterwerfen muß, verknüpft ist.

Sobald das Schiff vor Anker geht, kommen Japanische Beamte mit Soldaten an Bord, welche ein genaues Verzeichniß aller Personen aufnehmen, das bey der Abfahrt revidirt wird, damit niemand im Lande bleibe; diese nehmen zugleich Schaluppe und Boot mit sich fort in Verwahrung, welches auch mit Pulver, Gewehren, Lunten und Kugeln geschieht; das grobe Ge-

schütz wird sorgfältig untersucht. Nun wird das Schiff von zwey Barken bewacht und alle Güter die man vorher an Bord durch Comissarien untersucht hat, ans Land gebracht, wo sie mit des Kaysers Siegel versehen werden. Alles was das Schiff braucht muß es von dem Japanischen Hafenaufseher verlangen. Die Zeit zum Handel wird sodann angesetzt und Nagasaky und die kleine Insel Disma wimmelt von Kaufleuten, die mit wenig Worten den Kauf schließen. Sind die Holländischen Waaren verkauft, so erhält das Schiff wieder Ordre zur Abreise. Zeigt man sich säumig, so werden sogleich die Ankertaue abgehauen, und es muß in See gehen.

Funfzehntes Kapitel.

Zweyte Reise nach Bengalen. Gezwungene Rückkehr nach Batavia. Fahrt durch die Strasse Banka nach Malakka. Geschichte der Stadt Malakka. Beschreibung von der Halbinsel Malakka, des Reiches Siam, der Insel Sumatra.

Mein dießmaliger Aufenthalt in Batavia hatte bis in die Mitte des Augusts gewährt. Die Schiffe verliessen nach und nach die Rhede, um in das geliebte Vaterland zurückzukehren und erregten meine Sehnsucht mächtig, ob ich gleich noch ein Jahr zu dienen hatte. Indessen lagen noch einige Schiffe seegelfertig, die nach Coromandel, Persien nnd in das rothe Meer gehen sollten, und ich faßte den Entschluß diese Reise mit zu machen, um wo möglich durch Persien oder Egypten mit den Caravanen ins Vaterland zurückzukehren.

Am 26sten September 1663 gieng ich mit einem Schiff, das vors erste den Lauf nach

Bengalen nehmen sollte, von Batavia ab. Wir fuhren mit gutem Winde den andern Schiffen welche uns begleiten sollten, voraus, denn unsere Steuerleute glaubten die Fahrt wohl zu verstehen, ob sie gleich erst aus Seeland gekommen waren, und noch keine Reise in Ostindien gemacht hatten. Nachdem wir ungefähr 35 Meilen über die Strasse Sunda hinaus waren und den günstigen Süd-Ost Passatwind erhalten hatten, wurde der Lauf nordwestlich genommen, troz meiner und des Untersteuermanns ernstlichen Widerspruch, da es viel zu bald war, und wir den Nord-West Passatwinden entgegenseegelten, die sich dann auch in weniger als zwey Tagen, nach unsrer Vorhersagung, einstellten und mit ihnen so trübes und ungestümes Wetter, daß wir nicht mehr wußten, wo wir waren, bis wir am 4ten Oktober die Insel Nayas an der Westküste von Sumatra erblickten. Jeder Seekundige war nun in groser Verlegenheit, die Stürme und Platzregen wurden immer heftiger und die hohlgehende See schleuderte unser Schiff, das zu wenig Ballast führte, dergestalt herum, daß wir nur noch das Marsseegel führen konnten. Man brachte zwar mit großer Mühe das Geschütz und andre schwere Sachen in den Raum, damit das Schiff etwas steter gehen sollte, allein der Nordwind brausete immer stärker, die Sonne lies sich

nicht mehr sehen, und am 9ten Oktober erhob sich ein solcher Sturm, der das zu leichte Schiff auf welchem obendrein das Marsseegel nicht gestrichen war, im Nu umwarf, daß Bord und Wände unterm Wasser stunden, und hätte der Schiffsschreiber nicht die Geistesgegenwart gehabt, das Seegel loszumachen, so war unser Untergang unvermeidlich. Das Schiff kam nun allmählig wieder in die Höhe, der Wind legte sich nach und nach, doch war er uns noch entgegen. Wir waren immer noch in der Nähe der Insel Nayas und hielten in der folgendeu Nacht noch einen Sturm aus, der uns das Schicksal des vorigen Tages drohte.

Es war unterdessen viel Zeit verstrichen, der Proviant zusammengegangen, und die Winde immer noch widrig, also vernünftiger Weise einzusehen, daß wir nicht mehr auf diesem Wege nach Bengalen kommen könnten. Dieß mußte endlich den Schiffer auf den Entschluß bringen, die Straße Sunda wieder zu suchen. Wir giengen also an der Westküste von Sumatra hinunter, und kamen nachdem wir 34 Tage unterwegs gewesen waren, wieder im Angesicht von Batavia an, indeß die anderen zwey Schiffe, welche mit uns ausgelaufen waren, ihre Fahrt ohne Anstoß fortgesetzt hatten, da sie weit genung nach Westen

giengen um die Nordwestlichen Winde zu vermeiden.

Batavia mußten wir scheuen, und seegelten um Sumatra herum gegen die Strasse Banka, bey stürmischen Wetter zwischen Lucipare und Banka hin, kamen am 28ten Oktober bey Palimban vorbey, welches vor einigen Jahren von den Holländern erobert und eingeäschert worden war, weil die Einwohner verrätherisch zwey Schiffe überfallen und die Mannschaft ermordet hatten, und erreichten die Krümme von Jambey, wo wir wegen widriger Winde ankern mußten, und in Osten die 7 Inseln hatten. Nach erhaltenem günstigen Winde seegelten wir die Insel Varrelle vorbey in die Strasse von Malakka, die mit einer solchen Menge kleiner Inseln besäet ist, daß wir über 50 um uns her zählen konnten. Mit einem starken Seestrom giengen wir durch die Strasse, deren beyderseitige Ufer von ärmlich lebenden Malayen bewohnt sind, die uns in ihren Canots Lebensmittel um altes Eisen zum Verkauf brachten, und sahen endlich am 11ten November die Stadt Malakka, konnten aber wegen stürmischer Witterung erst am 13ten daselbst vor Anker gehen.

Der Commandant in Malakka wunderte sich sehr über unsere Ankunft und ausgestandnes

Unglück, beorderte den Obersteuermann auf ein anderes Schiff, das nach Batavia gieng, und gab uns 30 Last Zinn als Ballast ein, wodurch das Schiff etwas mehr gegen Wind und Wellen versichert wurde.

Die Stadt Malakka auf der grosen Halbinsel gleiches Namens, bestund anfänglich aus einigen Fischerhütten und war dem Könige von Siam unterthan. Ein Javanischer Fürst bemächtigte sich des Orts und baute eine Stadt, die bald durch ihre vortheilhafte Lage den Handel mit den Arabern, Mohren und Persern an sich zog, welche die Mahometanische Religion einführten. Als Albuquerke nach Ostindien kam, war Malakka schon ein mächtiges Königreich von einem Araber Machmut regiert, mit welchem er ein Handelsbündniß schloß. Dieser aber überfiel die Portugisen, welche sich da niedergelassen hatten und legte sie ins Gefängniß, worauf Albuquerke mit einigen Schiffen die Stadt, als eben des Regenten Tochter Hochzeit hatte und alles in größter Sicherheit war, übrrfiel und nach tapfern Widerstand, wobey der Sieg lange zweifelhaft blieb, erobert.

Die Portugiesen baueten eine Festung und verschanzten sich so wohl in Malakka, daß sie es

lange ruhig in Besitz hatten, bis der Niederländische Admiral Cornelius Matlief im Jahr 1665 einen Angriff darauf machte, auch viele Portugiesische Schiffe unter der Festung verbrannte, sich aber nicht zum Meister der Stadt machen konnte. Allein 1641 gieng sie nach einer harten 5 monatlichen Belagerung an die Holländer über, welche seit dieser Zeit mit den Eingebohrnen friedlich zusammen wohnen.

Die Stadt, jetzt schön gebaut und befestigt, mit einem Kastell versehen, liegt an einer Bucht, in welche sich der Crysorant ergießt, der Stadt und Festung scheidet. Sie ist sehr volkreich mit schönen Gebäuden noch aus der Zeit der Portugisen versehen, und durch ihre vortreffliche Lage so begünstigt, daß sie nach Batavia den stärksten Handel in Ostindien treibt. Der Hafen wimmelt von Sinesischen, Japanischen, Tonkinischen, Siamischen und Persischen Fahrzeugen, und unsere Schiffe, wenn sie von Japan aus nach Surate oder Persien gehen, finden hier einen vortrefflichen Ruheplatz; doch ist die Gegend um die Stadt nichts weniger als fruchtbar, da sie zu tief liegt und öfters von der See überschwemmt wird.

Die Einwohner der Halbinsel heißen Malayen, sind Mahometaner und in Sitten und

Lebensart den Javanen gleich. Ihre Sprache ist die wohlklingendste in Ostindien und hat sich deswegen auf einem grosen Theil der Küstenländer und den Inseln verbreitet. Das Land selbst wird in viele kleine Königreiche abgetheilt, von welchen einige z. B. Tenasserim, Ligor und Patany dem König von Siam unterworfen sind, einige als Pahan und Joe haben sich unter den Schutz der Ostindischen Compagnie begeben, andere stehen unter dem König von Achem auf Sumatra, die meisten aber werden von unabhängigen einländischen Fürsten regiert. Diese Länder bringen vorzüglich viel Pfeffer hervor, womit zu Patany, Tycos und Ligor ein starker Handel getrieben wird. Letzteres hat auch reiche Zinnbergwerke.

Das Reich Siam mit welchem Malakka vermittelst der Erdenge zusammenhängt, ist eines der mächtigsten in Indien und liegt auf der grosen Halbinsel jenseits des Ganges zwischen Pegu, Ava, Laos und Cambaia, gegen Süden zu wird es vom Bengalischen und Siamischen Meerbusen und Malakka begrenzt. Es ist sehr fruchtbar durch die Ueberschwemmungen des Flusses Menang, der jährlich in der Regenzeit austritt und das Land, wie der Nil Egypten, durch seinem Schlamm befruchtet. Am Aus-

flusse dieses Stromes liegt Bankok, wo die Schiffe ausgeladen werden, neun Meilen höher im Lande, die Residenz des Königs, Judia von erstaunlichem Umfang mit einem prächtigen Schloß, die übrigen Häuser aber sind klein und wegen der Ueberschwemmung des Flußes auf Pfählen erbaut.

Der König regiert unumschränkt über die ihm unterworfenen Länder und seine Hofhaltung ist sehr prächtig, so wie sein hochtrabender Titel. Er läßt sich alljährlich einmal öffentlich sehen, reitet er aber außerdem aus, so muß jedermann auf die Erde fallen, und das Gesicht an die Erde halten, damit der Monarch von niemand gesehen werde. Seine Kriegsmacht ist sehr stark an Mannschaft, Elefanten und Galeeren, und mehr wegen dieser Stärke, als wegen der Tapferkeit seiner Soldaten, hat er viele glückliche Kriege mit Arakan, Pegu, Ava und Camboida geführt. Stirbt der König oder seine vornehmste Gemalin so läßt man den Körper einige Monate unbegraben stehen, sodann verbrennt man ihn, und setzt die Asche in einem kostbaren Gebäude bey, bis dies geschehen ist müssen alle Siamer mit kahlgeschornem Haupte gehen.

Aus Siam wird Gummilak, Zinn Bley,

Sappanholz, Honig, Wachs, Zucker, Vieh und besonders viele Hirschfelle und Schiffsbauholz ausgeführt. Die Hirschfelle verführen die Holländer nach Japan, wo sie sehr hoch im Preise stehen. Die Einfuhr besteht dagegen in Bengalischen und Suratischen Zeugen, Seidenwaaren, Baumwolle, Leinwand, Specereyen und Japanischen und Sinesischen Gefäßen.

Die Reiche Pera und Queda auf Malakka gehören zu den Königreich Achem auf der Insel Sumatra, von welcher ich hier auch das Merkwürdigste anführen will. Sie ist beynahe die gröste der Ostindischen Inseln, 240 Meilen im Umfang, voll hoher grünender Berge, in deren Schooß reiche Minen von Gold, Silber, Zinn, Eisen, Kupfer und Schwefel sich befinden, und fischreicher heller Flüsse, die das Land erstaunlich fruchtbar machen. Dabey aber ist es sehr ungesund, besonders an der Westküste in der Mitte des Landes, welche unter der Linie liegt. Europäer, welche nach Tycau oder Priaman kommen, werden bleich und schwellen im Gesicht, so bald man sie aber nach Sillebar bringt, werden sie schnell wieder hergestellt. Die Hauptproducte sind Reis, Zucker, Honig, Wachs, Pfeffer und Ingber; die Wälder wimmelten von Geflügel aller Art und den in Ostindien einheimischen wilden Thieren.

Das mächtigste Reich der Insel ist Achem, welches den größten Theil derselben begreift, der südliche Theil hingegen, mit den Districten von Sillebar, Palimban, Jambey, Lampon und Daupin ist dem Mataran oder Kayser von Java unterthänig. Die Hauptstadt Achem liegt an der nördlichsten Spitze der Insel eine halbe Meile vom Meer in einer gesunden angenehmen Gegend, ist aber nicht stark befestigt, wiewohl die Einwohner tapfer und mächtig zu Wasser und Lande sind, mit den Portugisen viele Kriege geführt und die Schiffarth derselben in der Strasse von Malakka beynahe gänzlich aufgehoben haben; auch treiben die Achemer starken Handel mit den Producten ihres Landes, welche stark gesucht werden, da die daselbst verfertigten baumwollenen Zeuge vorzüglich schön sind. — Die Königin welche zu meiner Zeit in Achem regierte, wollte einen Holländer heurathen, die Ostindische Kompagnie gab es aber aus gewissen Ursachen nicht zu.

Die Sumatranen sind größtentheils Mahometaner, boshaft, stolz, untreu, ihren Regenten sclavisch ergeben, doch tapfer und sinnreiche Künstler, da sie vortreffliche Degen, Messer, Spiesse und Säbel verfertigen, ja sogar mit der Stückgiesserey umzugehen wissen. Ihre Kleidung

besteht in leichten Seidenzeugen, der Oberleib wird blos getragen und der Kopf mit einem Tuch nach Mohren Art bedeckt.

Vor der Westküste der Insel liegen eine Menge kleiner Inseln, meistentheils fünf bis sechs Meilen vom Lande, welche von der nördlichen bis zur südlichen Spitze in einer Reihe herabgehen, diese Küste vor den Nordost-Winden, welche einen grosen Theil des Jahres hier wehen, schützen und die Landung, welche sonst sehr schwer seyn würde, erleichtern.

Sechzehntes Kapitel.

Gezwungene Rückkehr nach Malakka. Dingding. Austern an Bäumen. Geiz des Kapitains. Ankunft auf Pipely. Fahrt auf dem Ganges. Strandung auf einer Sandbank. Ugly.

Zehn Tage hatten wir in Malakka ausgeruht, und giengen am 23ten Novebr. wieder unter Seegel, aber noch immer verfolgte uns das Unglück, denn schon zwey Meilen von der Rhede mußten wir wegen der Nordwest Stürme ankern und bis an den folgenden Tag liegen bleiben. Die Wellen hatten indessen das Schiff so herumgeschleudert, daß unser Ankertau an den Klippen zerrieben wurde, und wir unsern besten Anker verloren. Nun wurden wir so weit zurückgetrieben, daß wir schon die Inseln der Rhede vor uns sahen, unsere Matrosen ließen also den zweyten Anker fallen, aber, trotz des Zurufens des Schiffers, so unvorsichtig, daß das Tau mit zum Loch hinaus, und nebst dem Anker in dem Grund fuhr, also auch der zweyte

Anker verloren war. Dies zwang uns, ehe wir in grösere Gefahr geriethen auf die Rhede zurückzukehren, wo wir gegen Abend ankamen, und den letzten Anker fallen liessen.

Wir nahmen hier einen neuen Anker mit, ließen auch, da sich Wind und Wellen gelegt hatten, die beiden verlornen, jedoch vergeblich, suchen, und giengen am 25 wieder unter Seegel, passirten glücklich das klippenreiche Vorgebirge von Ressados und das gefährliche Riff von Pulo Passelar und erblickten die Küsten des Königreichs Pera, bey welchem wir an der Insel Dinding landeten. Wir fanden hier das Schiff Cabo Diaskes, welches auf den Unterkaufmann Lukas wartete, der den Befehl über die Niederlassungen der Holländer in Pera führte, und mit der Regierung in Mishelligkeiten gerathen war, so daß schon die Jagd Alkmar den Fluß von Pera bloquirt hielt, doch wurden sie noch beygelegt, indem Gesandte an Bord des Cabo Diaskes giengen um zur Ausgleichung derselben mit nach Malakka zu fahren.

Pera steht unter der Regierung von Achem, so wie das weiter nördlich liegende Queda, beyde sind noch sehr uncultuvirt, bringen aber viel Zinn und Pfeffer hervor.

Bey Dinding hielten wir uns einige Zeit auf, um uns mit Proviant und Wasser zu versehen, welches letztere nebst dem in Amboina das beste in ganz Ostindien seyn soll. Ich begab mich ans Land und fischte zum Zeitvertreib, erhielt auch so gute Ausbeute, daß ich nebst andern Freuden am Ufer im schattigten Gebüsch eine vortreffliche Mahlzeit hielt. Wir hörten viele Klapperschlangen bekamen aber keine zu Gesicht, doch sahen wir zwey andere Merkwürdigkeiten, nehmlich eine Hausgrose Klippe am Ufer, inwendig hohl mit verschiedenen Abtheilungen und Gemächern, und Bäume an denen eine grose Menge Austern sassen. Diese Bäume stehen während der Fluth größtentheils im Wasser und die Austern setzen sich an Stamm und Zweige in solcher Menge an, daß man kaum die Rinde sehen kann. Sie sind zwar nicht groß aber von vortrefflichem Geschmack.

Von Dingding, welches 15 Meilen nordwestlich von Malakka liegt und unbewohnt ist, setzten wir unsere Reise am 3ten December fort, waren aber kaum aus der Enge von Pera als ein schnell entstandener Sturm unser Marsseegel zerriß, die Fockstange zerbrach, und uns nach Dingding zurücknöthigte, wo man eine neue Stange verfertigte, und auf besseres Wetter wartete.

Als

Als wir von hier zum zweytenmahl ausgelaufen waren, und Pulo Pinang, Perach und das feste Land von Queda im Rücken hatten, fieng unser Kapitän an der Schiffsgesellschaft die Portionen so kärglich zuzumessen, als ob der größte Mangel im Schiffe sey, da wir doch noch auf 5 — 6 Monate reichlich Proviant hatten und er selbst mit seinen Tischgenossen ein herrliches Wohlleben führte. Das harte Batavische Schiffsbrod war von Schimmel und Würmern halb verdorben und die geringen Portionen schlechtes Fleisch, welche für die ganze Woche ausgegeben wurden, reichten kaum auf zwey Tage. Das wenige gute Brod und Fleisch, welches wir noch bekamen, konnte unmöglich unsern Hunger stillen und der Constabel nebst den niedrigern Schiffsofficiren sahen sich genöthigt den Kapitain in ihren und der Matrosen Nahmen um bessere Beköstigung zu bitten, welches einigen, wiewohl nur geringen Erfolg hatte. — Ich hatte bisher nebst dem Prediger, Buchhalter, Schreiber und Untersteuermann etwas bessere Kost als die gemeinen Matrosen erhalten, als uns aber auch schlechtes Brod gereicht, und ein Trunk Spanischer Wein, den wir sonst frey gehabt hatten, entzogen wurde, so daß wir die elende Kost kaum mehr vertragen konnten, konnte ich mich nicht entbrechen dem Kapitän, in dessen

Beyseyn mich der immer betrunkene Schiffer mit meiner Klage über die Beköstigung höhnte, die Wahrheit derb zu sagen, welches mir so hoch aufgenommen wurde, daß man mich vor ein Kriegsgericht zog. Der Kapitän drohte mir hier mit einer scharfen Strafe, als ich mich aber herzhaft verantwortete, ihm seine Unbilligkeit vorwarf, und versicherte, daß ich sein Betragen angeben würde, so bald wir ans Land kämen, sprach er alsbald aus einem anderen Ton, und meine Herzhaftigkeit fruchtete so viel, daß die ganze Schiffsgesellschaft von jetzt an besseres Essen und wir unsern Spanischen Wein wiederbekamen.

Am 20sten erblickten wir die Insel Seyer, deren Einwohner Seeräuberey treiben und häufige Anfälle auf Queda thun, fuhren sodann längst der südlichsten Insel Andamoan hin, und erblickten am vierten Januar 1664 die Küste Orixa. — Wir mußten einige Tage in dem Bengalischen Meerbusen stark gegen Wind und Strom anfahren, da der Ganges sich reissend in die Bucht ergießt, und giengen endlich am 12ten Januar auf der Rhede von Pipely vor Anker, wo ich ein Schiff mit einer Ladung Zucker nach Persien seegelfertig fand, wohin ich gerne mitgegangen wäre, es war aber nunmehr zu

spät, und ich entschloß mich nebst dem Herrn von Heiningen, der den Herrn von Bruch Oberbefehlshaber der Bengalischen Comptoire ablösen sollte, den Ganges hinauf nach Ugly zu gehen. —

Nachdem wir in die Mündung des Ganges gekommen waren, lavirten wir langsam hinauf und sahen auf beyden Seiten ein niedriges buschreiches Land, die Wohnung vieler Rhinoceros, Büffel und Tiger. Bey der Mündung eines grosen Stroms in den Ganges, der von Arakan herkömmt, erblickten wir einige Arakanische Galeeren, und wurden von zwey Bengalischen Fahrzeugen, welche ihnen entgangen waren, gebeten, sie unter unserm Schutz den Ganges mit hinauf zu nehmen. Wir fuhren mit ihnen fort, bey einer Reihe Salzpfannen, wo die Bengaler fleißig arbeiteten, vorbey und ließen am eilften Januar die Anker fallen, denn dieß mußte jederzeit geschehen wenn die Ebbe eintrat, da wir nur mit der Fluth den Fluß hinauf gehen konnten. Die Bengaler, eifrige Hindus, hatten auf dem ihnen heiligen Ganges ihre Speise nicht bereiten dürfen, und waren hinter uns ans Ufer gegangen um zu essen, wurden aber von den Arakanischen Kapern entdeckt, die pfeilschnell mit fünf bis sechs Galeeren hinter uns wegfuh-

ren, und die Bengaler wären gewiß zu Gefangenen gemacht worden, wenn die bey unserm Schiff gebliebenen sie nicht durch ein heftiges Geschrey gewarnt hätten, worauf sie sich geschwind in das Schiff retirirten, und die Arakaner unverrichteter Sache wieder abziehen mußten.

Am folgenden Morgen, als wir wieder unter Seegel gegangen und das Gebüsche Sandry passirt hatten, gerieth unser Schiff auf eine Sandbank und konnte auch trotz unserer Anstrengung nicht davon gebracht werden, da bald darauf die Ebbe eintrat, so daß man troknes Fußes rund um das Schiff gehen konnte. Die Bank erstreckte sich lang vor uns hin, doch hatten wir hinter uns genug Tiefe, allein der Kapitän war voraus nach Ugly abgegangen und der stets betrunkene Schiffer hatte das Kommando. Dieser gab zwar Befehl das Schiff wieder in die Tiefe zu winden, doch als die Taue auseinander giengen, wußte er sich nicht mehr zu helfen und gab die verkehrtesten Ordres, so daß wir trotz aller Anstrengungen, wobey die Bengaler und die Mannschaft der Galiote und des Fluitschiffes mit Hand anlegten, immer tiefer auf die Sandbank kamen. — Alles Geschütz und Zinn wurde nun auf das Fluitschiff übergebracht, das Schiff zu erleichtern, Tag und Nacht

wurde gearbeitet, und endlich nach unsäglicher Mühe und Arbeit das Schiff am 24ten Januar wieder flott.

Wir hatten sieben Tage und Nächte auf dieser Sandbank zugebracht, welche einer kleinen Bengalischen Festung gegenüber liegt. — Die Anwohner des Ufers hatten uns reichlich mit Lebensmitteln versehen und ihren Markt zur Zeit der Ebbe auf der Bank aufgeschlagen. Einer derselben, welcher ans Ufer gegangen war Holz zusammen zu lesen, wurde vor unsren Augen, ehe wir ihm zu Hülfe kommen konnten, von einem Tiger zerrissen.

Einige Meilen höher hinauf ankerten wir bey der Festung Tanna, unsere Rückfracht wieder einzunehmen und sprachen mit zwey Holländischen Schiffen die den Fluß herunter nach Pipely giengen, uns die Nachricht gaben, daß unser Aufenthalt im Ganges nicht lange dauern würde, weswegen ich um Urlaub bat, und in einer Bengalischen Barke hinauf nach Ugly gieng, Bengalen und seine Merkwürdigkeiten näher in Augenschein zu nehmen. Bey dem Dorfe Barnagor sahen wir eine Menge Hindus im Ganges baden, ob es gleich sehr kalt war und sich viele Kaymans in der Gegend aufhielten, denn es ist Religions-

gebrauch bey ihnen, und sie kommen aus ganz Indien an die Ufer dieses Flusses, sich mit seinem heiligen Wasser zu waschen. Hie und da sahen wir sie auch ihre Toden verbrennen, welches ohne Zeremonien, auf einem Haufen Stroh geschieht.

In Ugly miethete ich mir eine Wohnung bey einem Portugisischen Mestizen, besuchte täglich die vornehmsten Kaufleute der Mohren und Hindus, und zog von ihnen die Nachrichten ein, welche ich im folgendem Kapitel kürzlich mittheilen will.

Siebenzehntes Kapitel.

Bengalen, Regierung. Producte. Baumwolle. Indig. Tamarinde. Zahme Thiere. Rhinoceros. Kayman. Schildkröte. Der Großmogul. Seine Pracht. Sein Geburtstag. Residenz Agra. Lahor. Ugly. Pipely. Bellesor. Der Fluß Ganges.

Bengalen ein groses und mächtiges Land das gegen Osten an Ava und Arakan, gegen Norden an Patna, Mevat und Narvat, gegen Westen an das unbekannte wüste Gebürge von Ratipore und Orixa und gegen Süden an den Bengalischen Meerbusen gränzt, war sonst ein eigenes Königreich, stand aber zur Zeit meiner Anwesenheit in Indien unter der Oberherrschaft des Großmoguls Aureng Zeb, der es durch einen Chan oder Unterkönig regieren ließ. Dieser Chan führt königlichen Staat, hat viele hohe Staatsbediente unter sich, welche aber alle Mohren sind und die Hindus außerordentlich drücken. Da nun überdieß diese Unterkönige ihren Posten

nicht lange behaupten, sondern immer versetzt werden, so sind die Erpressungen ganz unmäsig und die eigentlichen Landeseingebornen erliegen beynahe unter der Last der Auflagen.

Obgleich das Land längs der Seeküste ziemlich unangebaut und wüste ist, so ist doch das Innere, welches meistens niedrigen Flächenboden hat, sehr angebaut und fruchtbar, bringt alle Arten von Getreyde, vorzüglich viel Reis, Zucker, Seide, Baumwolle, Salpeter, Indig, Tamarinden, Borax, Gummi, Wachs, Honig u. s. w. hervor. Der Handel mit diesen Producten wird von Holländern, Engländern, Portugisen, Arabern und Mohren, besonders zu Cassambazar, Ugly, Pipely und Bellesoor getrieben, wo auch noch baumwollene und seidene Waaren, Edelsteine und Sclaven ausgeführt werden.

Die Baumwolle wird in Bengalen von Strauch und Baum gewonnen, der erstere wird anderthalb Fuß hoch, mit rauher röthlicher Rinde und weinähnlichen Blättern. Die Blüthe ist gelb, in der Mitte roth, und bringt eine Apfelgrose runde Frucht hervor, in welcher die Baumwolle verborgen ist. Sie ist besser als die vom Baume, der einen ziemlich starken Stamm und glatte Blätter hat.

Der Indig, an welchem Surate noch reicher als Bengalen ist, wird im Juny gesäet. Die Pflanze schießt manchmal mannshoch auf, hat beynahe den Pastinaken ähnliche Blätter, die an einem holzigen Stengel sitzen und zuerst grün dann violet aussehen, die Blüthe gleicht der Dornenblüthe, und der Same dem foenum graecum. Die Blätter werden im November abgestreift, an der Sonne getrocknet und in steinerne Gefäße mit Wasser gelegt, welches öfters umgerührt und dann in anderes daneben stehendes Gefäß abgezapft wird. Wenn es hier noch eine Nacht gestanden, wird das dickste durch ein leinenes Tuch gewunden, welches der beste Indig ist. — Häufig wird er von den Indiern mit einer Art blauer Erde verfälscht. Die Pflanzen stehen drey Jahre, vom 3ten Jahr fällt der schlechteste, dann muß das Feld ein Jahr brache liegen.

Der Tamarindenbaum wächst in Bengalen so wie in den meisten Ländern Ostindiens sehr häufig, wird groß mit vielen ausgebreiteten Zweigen und hat keiner Wartung nöthig. Die Blüthe hat die schöne Farbe der Mandelblüthe wird aber zuletzt weis, worauf sich die fingerlange Fruchthülse in Gestalt einer Bohne ansetzt, die erst grün dann grau wird, und sich jeden

Abend mit Sonnenuntergang unter den Blättern verbirgt, am Morgen aber wieder zum Vorschein kommt. Das in dieser Hülse liegende Mark, welches drey bis vier kleine braune Bohnen umgiebt, ist die eigentliche Tamarinde, wird, nachdem man die Hülsen abgezogen hat, in Klumpen zusammengeknetet, in Zucker eingemacht und so verführt. Die Portugisen und Indier brauchen sie auch häufig frisch die Speisen damit zu würzen. Von Baum gebrochen ist sie sehr herb und sauer.

So wie im Pflanzenreich hat das Land auch im Thierreich einen erstaunlichen Ueberfluß. Die Bengalischen Ochsen haben einen Höcker auf dem Rücken und sehr gutes Fleisch, das Stück kostet zwey Reichsthaler, Kühe aber werden von den Hindus weder verkauft noch geschlachtet, sie sind ihnen heilige Thiere. Büffel werden meistens zum Ackerbau gebraucht, und Pferde nur bey den Vornehmern gefunden, wo man sie blos zum Staat hält. Sie sind von Persischer Raçe. Die Bengalischen Schweine sind schwarz und so wie die Ziegen sehr fett, die Schafe hingegen sind ohne Wolle, mager und ihr Fleisch wird für das schlechteste gehalten.

Die Riesen unter den vierfüssigen Thieren, der Elefant und das Rhinoceros sind

in Bengalen einheimisch, der erstere erscheint in den Wäldern oft sehr wild, und macht ganze Gegenden unsicher. Das Rhinoceros findet sich häufig in den niedrigen Wüsten an den Ufern des Ganges und der Seeküste bey Pipely, doch sah ich nie eines lebendig. Es hat eine aschfarbige runzliche unbehaarte Haut, so hart daß man kaum mit einem Säbel durchhauen kann. Das Horn über den Nasenlöchern ist gemeiniglich braunlich-grün, selten weis und aschfarbig, weswegen das letztere theurer verkauft, auch von den Eingebohrnen hochgeschätzt wird. Mit dem Elefanten lebt es immer in Streit, in welchem es manchmal sogar dessen Meister wird. Es lebt von dornichten und stachlichten Pflanzen. Da es nicht ungereitzt den Menschen anfällt, so fürchten es die Eingebornen weniger als den Tiger der die Gröse eines ausgewachsenen Kalbes hat, und Menschen und Thiere auch Reuter und Büffel angreift, doch ist man bey Tage sicherer als des Nachts, wo er auch in die Hütten der Indier einbricht. Er wird von den Eingebornen des Felles wegen, welches sehr geschätzt wird, gejagt. Man findet, was auch die Ursache sey, den Tiger und das Rhinoceros häufig beysammen.

Der Ganges und die andern Ströme Bengalens nähren eine Menge Kaymans oder

Krokodile, die ich in der Gröse von 18 bis 25 Fuß öfters gesehen habe. Sie vermehren sich stark, denn das Weibchen legt 60 Eyer in der Gröse der Gänseeyer, brütet sie 60 Tage lang und das kleine Eidechsenähnliche Thier, welches herauskommt, wächst schnell zu solcher Gröse. Er hat eine breite Stirn, einen Saurüssel, grose weiße Zähne, die wie ein Kamm in dem bis an die Ohren offnen Rachen stehen. Der Obertheil des Rachens ist unbeweglich, so wie die Gelenke des Rückgrads steif sind, weswegen er sich nicht wenden, und man ihm durch schnelles Ausbeugen auf die Seite entgehen kann. Die Beine mit scharfen Buckeln wie mit Nägeln bewachsen, stehen zur Seite aus, die Haut ist am Bauche weich, auf dem Rücken aber undurchdringlich, von Farbe dunkelgrau, daß er dem Schlamme, auf welchem er sich öfters sonnet, ähnlich sieht. — Man fängt ihn mit grosen Angeln und sein Fleisch wird von den Sinesen und andern Indischen Völkern für eine grose Delikatesse gehalteu.

Bey Pipely fieng ich öfters Seeschildkröten, dritthalb Fuß breit und lang, die mit einem Mann der sich auf sie stellte, fortkriechen konnten. Ihr Fleisch ist schön mit Fett durchwachsen an Farbe und Geschmack dem Kalbfleisch gleich, es wird

in Indien sehr gerne gegessen so wie die Eyer, deren manches Weibchen 250 bey sich hat. Diese Eyer, welche die Schildkröte in den Sand scharret, und dann der Sonne zum Ausbrüten überläßt, sind mit einer pergamentartigen Schale überzogen, und sehr gesund zu essen.

Unter dem Geflügel fiel mir die sehr grose Menge Raubvögel und Raben auf, die, weil sie von den Hindus gehegt werden, sich außerordentlich vermehren, und so dreist werden, daß sie die Speisen vom Tische holen, und die Büffel auf der Weide anfressen, welches ich selbst zu bemerken Gelegenheit hatte. —

Mohren oder Mogolen und Hindus sind die Einwohner dieses schönen Landes. Erstere sind die herrschende Nation und eroberten es unter ihrem Chan Babur einem Nachkommen Timurs, der 1525 die Rechte seiner Vorfahren auf Indien geltend machte, und ganz Vorderindien eroberte, welches er in funfzehn Provinzen theilte. Von ihm stammen alle Großmoguls ab, von denen Aureng Zeb der zu meiner Zeit regierte, das Reich auf den höchsten Gipfel der Macht brachte. —

Alle Aemter und Bedienungen sind mit Mohren, welche die Mahometanische Religion

bekennen, besetzt, und über sie alle herrscht der Groß-mogul unumschränkt. Die Pracht seiner Hofhaltung ist das Höchste und Glänzendste was man bey dem Despoten eines so grosen reichen Landes nur erwarten kann. Seine Schätze an Edelsteinen Perlen, Gold- und Silbergefäßen, Wagen, Pferde- und Elefantengeschirren sind unschätzbar und werden jährlich durch die gewöhnlichen Einkünfte und ausserordentliche Geschenke immer vermehrt. Sein Harem besteht aus tausend Weibern von sechshundert Verschnittenen bewacht. In seinem Gefolge sind hundert herrlich geschmückte Elefanten, auf welchen die Reichsräthe sitzen, er selbst reitet auf einem Elefanten oder Persischen Pferd, manchmal läßt er sich auch im Palankin tragen, oder fährt in einem mit weißen Ochsen bespannten Wagen.

Jederzeit folgen ihm zehn bis zwölf tausend Soldaten. Seine Befehle sind unwidersprechlich, und die Grosen des Reichs werden nach seiner blosen Willkühr vor seinen Augen niedergesäbelt, deren ganzes Vermögen sodann seinem Schatze anheim fällt. Er spricht nebst seinem ganzen Hof die Persische Sprache.

An seinem Geburtstag wird er mit kostbaren Kleidern und grosen Schmuck von Gold und Steinen angethan, gegen Gold, Silber, Edel-

steine, gewebte Zeuge, Reis, Butter und Gemüse in einer goldnen Schale gewogen. Seine Kleidung und das wogegen er aufgewogen wurde bekommen die Braminen und Armen. Hat er sich sodann auf den Thron gesetzt, so streut er unter seine Edlen Früchte aus Gold verfertigt aus, diese sind aber so dünn gearbeitet, daß tausend Stück kaum 60 Rupien oder 30 Reichsthaler werth sind. Auch der Thronfolger wird so gewogen und das Gewicht unter die Armen vertheilt. Am Neujahrstage aber werden ihm von allen Grosen des Reichs herrliche Geschenke dargebracht. Er nimmt sie auf seinem Thron, der von Gold, Perlen und Edelsteinen schimmert, an. Bringt hierauf das gemeine Volk seine Geschenke, so steigt er zum Empfang derselben vom Throne herab. — Diese Geschenke, sollen jährlich 150 Millionen Rupien, seine sämmtlichen Einkünfte aber 240 Millionen Reichsthaler betragen.

Die Residenz dieses Monarchen, welcher zu meiner Zeit über 37 Reiche herrschte, ist Agra am Fluß Jemini, der sich in den Ganges erergießt. Die Stadt hat zwey Meilen im Umfang, ist mit starken Mauern versehen und sehr volkreich. Das Schloß ragt über die ganze Stadt hervor und ist mit zwey Thürmen geziert, die mit vergoldeten Metall gedeckt sind. — Von Amadabat aus gehen jährlich einige Handels-

caravanen nach Agra, die aus Mohren, Engländern, Holländern und Arabern bestehen, und grosen Gewinn machen. Da sie aber ein gebürgiges Land passiren müssen, welches von einem räuberischen Volk den Rasbuten, die unter ihren Rajas vom Großmogul noch nicht bezwungen werden konnten, bewohnt wird, so geschieht es nicht selten, daß sie geplündert werden. Lahor ist die alte Residenz der Beherrscher von Vorderindien, liegt 34 Meilen nordwestwärts von Agra und wird bisweilen in den Sommermonaten von Aureng Zeb bewohnt.

Ugly, Pipely und Bellesoor sind die drey Haupthandelsplätze der Europäer und nach Art der Bengalischen Städte ohne Mauern nur mit einer kleinen Schanze versehen. Ugly liegt an einem Arme des Ganges, hat breite Strassen und schöne Spaziergänge, wird von Mohren und Hindus bewohnt, welche letztere eine Menge Pagoden daselbst haben. Das Holländische Comptoir daselbst ist ein schönes Schloß mit Mauern und Graben umgeben, und mit Geschütz versehen. Wegen der Ueberschwemmungen ist es in ziemlicher Entfernung vom Strom gebaut. Diese Ueberschwemmungen hatten das Comptoir der Engländer so zerstört, daß sie zur Zeit meiner Anwesenheit an einem neuen bauten. Es liegt übrigens in einer sehr fruchtbaren Gegend,

gend, so wie Pipely, das sehr groß und volkreich zwey Meilen vom Seestrande sich erhebt. Die Häuser sind hier besonders häufig auf Erdhügeln erbaut, weil Pipely der Ueberschwemmung noch mehr als Ugly unterworfen ist. Die Regenzeit, welche vom April bis zum September dauert, schwellt den Strom so stark an, daß er sich in das ganze Land umher ergießt, und unbeschreiblichen Schaden anrichtet. — Bellesoor (Balasore) liegt 3 Meilen weiter herunter nach Westen und wird vorzüglich von den Engländern stark besucht.

Der Ganges entspringt in den noch unbekannten Nordindischen Ländern, nimmt verschiedene grose Flüsse auf und ergießt sich durch viele Mündungen in den Bengalischen Meerbusen. Er hat weit in das Land hinauf Ebbe und Fluth und geht auf einem weislichten Leimgrunde. Sein Wasser wird von den Hindus für heilig gehalten (sie nennen ihn deswegen den himmlischen Strom) und zu ihren Reinigungen gebraucht, man verführt es zu diesem Behufe durch ganz Indien und jeder Hindu thut wenigstens einmal in seinem Leben eine Wallfahrt zu dem Ganges. Auch die Mohren halten dieses Wasser für gesund und es hat wirklich einen lieblichen Geschmack.

Achtzehntes Kapitel.

Die Mohren in Bengalen. Religion. Ehe. Kleidung. Wohnung. Hauswesen. Art zu reisen. Justiz. Bewaffnung und Kriegsart. Begräbniß.

Regierung, Handel und Schiffarth ist in Bengalen gänzlich in den Händen der Mohren, welche Mahometaner von der Secte des Ali sind. Das Wesen ihrer Religion ist in andern Schriften genugsam vorgetragen, ich beschränke mich blos auf einiges, welches ich den Indischen Mahometanern für eigen halte.

Sie feyern das Fest der zwey Brüder, Söhne des Ali, welche auf ihrer Reise nach Koromandel von den Hindus ermordet wurden. Es ist der zehnte Tag des Neumond im Julius, an welchem sie zwey Todenbahren, mit Bogen, Köcher, Pfeilen, Säbeln und Turbans geziert durch die Strassen tragen. Die Begleitung dieser Todenbahre singt Klagelieder, tanzt und springt um

sie herum, schwärmt mit blosen Säbel neben her und verwundet sich selbst, daß das Blut häufig aus allen Theileu des Körpers strömt. Am Abend werden endlich zwey Puppen von Menschengröse auf dem Maidan oder öffentlichen Platz verbrannt. Die Hindus müssen sich an diesem Tage sorgfältig in ihren Häusern halten, daß sie nicht von den in Opium berauschten Mohren verwundet oder ermordet werden.

Ihre Moscheen sind häufig mit einem Wassergraben umgeben. An der Seite derselben wohnen die Mollas oder Priester in kleinen Hütten und leben vom Unterricht und der Wohlthätigkeit ihrer Glaubensgenossen, denn sie haben keine bestimmten Einkünfte, so wie die Moscheen selbst kein eigenes Vermögen besitzen als was sie aus der Miethe der kleinen ihnen gehörigen Häusgen nehmen.

Ihre Hochzeitceremonien habe ich schon oben beschrieben. — Die Ehe zu trennen wird ihnen nicht schwer, da die Weiber blose Sclavinnen der Männer sind, und der Mohr giebt blos das seiner Frau an Hochzeittage versprochene Leibgedinge heraus. Sie nimmt die Töchter mit sich die Söhne gehören dem Vater. Hingegen gehört der Harem oder die Weiber eines vorneh-

men Mohren zu den kostspieligsten Aufwand den er machen muß, da Kleider, Kleinodien, Sclaven und Sclavinnen für dieselben jährlich eine grose Summe kosten. — Vom Molla werden die Kinder in der Moschee unterrichtet, wo sie längst den Wänden hinsitzen, und strenger Zucht unterworfen sind.

Seine schöngewachsene Gestalt, (denn man findet äußerst selten einen Verwachsenen oder Krüppel unter ihnen) bedeckt der Bengalische Mohr mit einem langen Rock (Kabaye) vom feinsten Musselin, Seidenzeug und Gold- oder Silberstoff, der enge um den Oberleib liegt und bis auf die Knie geht, von der Brust an mit seidenen Bändern gebunden. Darunter trägt er ein seidenes oder buntmusselinenes Unterkleid das bis auf die Hüfte reicht. Die Hosen sind aus rothgestreiftem Zeuge, aber weit und unten am Knöchel anschließend. Der blose Fuß, denn sie tragen nie Strümpfe steht in den Seripous oder weiten Schuhen von rothem und vergoldeten Leder, von denen das Hinterleder niedergetreten ist um sie leicht abstreifen zu können, ehe man in die mit Teppichen belegten Zimmer tritt. Ein weißer musselin Turban deckt das kahlgeschorne Haupt, und den Leib umgiebt ein kostbarer mit Gold durchwirkter Gürtel, über welchem noch ein geringe-

rer von weißer Baumwolle liegt, zwischen beyden steckt der Symder oder Dolch, dessen Heft und Scheide mit Gold und Steinen geziert ist. Bey Regenwetter wird noch ein seidenes Regenkleid über alles getragen. Ein reicher Mohr ist wegen des vielen Goldes womit seine Kleidung gestickt und durchwebt ist, ganz steif und kann sich kaum bewegen, die Mollas aber und Leute von geringem Stande gehen blos in weiße baumwollene Zeuge gekleidet.

Die vornehmen Frauenzimmer sind in weißen Musselin, den sie drey bis viermal um den Leib schlagen, gekleidet, darunter haben sie weite und lange Hosen. Arme und Beine, Finger, Nasen und Ohren sind mit vielen goldenen, silbernen, elfenbeinern und gläsernen Ringen geziert, oftmals so stark, daß sie ihnen mehr beschwerlich sind als zur Zierde dienen. Der Hals ist mit goldenen Ketten und Kleinodien geschmückt und das Haar auf den Rücken in Knoten zusammen gebunden. Ihr Gesicht ist beym öffentlichen Erscheinen, wo sie sich in Palankinen tragen lassen, meistentheils mit einem Schleyer bedeckt.

Die Wohnungen reicher Mohren sind mit weiten Sälen versehen, luftig und hell, in der Mitte derselben Bassins mit springenden Wasser

um immer den Gebräuchen ihrer Religion gemäß sich waschen zu können, und die Luft dieser heissen Gegend abzukühlen. Hinten an den Häusern, welche mit einer aus Kalk, Milch, Gummi und Zucker bereiteten Materie bestrichen sind, daß sie glänzen, sind herrliche Gärten, worinnen einige sich bey Lebzeiten kostbare Gräber erbaut haben. Manche Häuser sind mit flachen Dächern versehen, worauf man spazieret. Die Zimmer sind mit wenigen Meublen, blos einigen Tischen und vielen Teppichen und feinen Matten zum Sitzen ausgeziert, das Geräthe ist manchmal von Gold und Silber, wie ich dieß bey einigen reichen Kaufleuten, welche ich öfters besuchte, selbst sah. Diese braven Männer, mit welchen ich von Batavia hergereiset war, thaten mir sehr viele Ehre an, bewirtheten mich immer aufs beste, und führten mich bey allen ihren Freunden ein. — Ueberhaupt sind die Mohrischen Kaufleute im Handel redlich und aufrichtig, und machen wenig Worte. In ihren Gesellschaften geht es still und sittsam zu, sie sprechen langsam und bedächtig mit liebreichen Geberden, und keiner unterbricht den andern.

Bey ihren Gastmahlen setzt man sich an die Erde. Jeder Gast bekommt seine Portion besonders aufgetragen, und statt des Brods gebraucht

man Reis in Wasser gekocht, welches durch ganz Indien der Gebrauch ist. Die Speisen sind zahlreich und köstlich. Während des Essens treten Tänzerinnen und Sängerinnen Bajaderen genannt auf, welche in Bengalen zugleich öffentliche Huren sind, von der Regierung geschützt und priveligirt, und dem Kutwal ein Schutzgeld entrichten. — Diese Mädchen werden nicht für so verächtlich, wie in andern Ländern gehalten, sondern jeder angesehene Mann, der ein Gastmahl giebt, muß sie zur Unterhaltung seiner Gäste einladen und gut bezahlen. Gefällt eine dieser Tänzerinnen einem Gast, so geht er mit ihr in ein Nebenzimmer, (denn nach der Mohren Urtheil steht bey solcher Gelegenheit einem ehrlichen Manne Alles frey,) und setzt sich dann ungescheut wieder zu Tisch. — Eine Menge Musikanten begleiten jederzeit diese Töchter der Freude.

Eine grose Anzahl Diener und Sclaven sind der hauptsächlichste Bedarf eines vornehmen Mohrischen Hauses. Jeder von ihnen hat sein Amt. Der Verschnittene, der Läufer, der Wasserträger, der Koch, der Palankinträger, der Holzhauer, der Leibschütze, der Fahnenträger, (welcher, wenn der Mohr im Staat sich sehen läßt die Fahne vor ihm herträgt) die Musikanten.

Man reiset in Kutschen von Ochsen gezogen, mehr aber im Palankin, den immer vier tragen, die, je nachdem der Herr es seinen Dienern leicht machen will, oder viele hat, öfters abwechseln. Auch lassen sich freye Leute zum Tragen brauchen, die man für vier höchstens fünf Holländische Stüber des Tags miethet. Dieß ist freylich ein geringer Verdienst, allein der gemeine Bengale lebt sehr schlecht von Kitzerey, Catjang und Reis.

Der Gouverneur oder Unterkönig ist zugleich oberster Richter in den Provinzen, der Kutwal entscheidet Sachen von geringerem Belang. Wer mit Geld bezahlen kann, wird selten an Leib und Leben gestraft. Gewaltsamer Einbruch und Dieberey büset mit Hand und Fuß, welche abgehauen werden, oft auch mit dem Leben.

Die Waffen der Bengalischen Mohren bestehen meistens blos aus Pfeilen und Bogen, bisweilen haben sie auch Musketen. Die Reuterey hat einen Schild um den Hals hängen und führt einen kleinen Spies. Sie wissen von keiner Schlachtordnung, attakiren nicht in geschlossenem Glied, jeder greift nach Willkühr an. Elefanten die drey oder vier Soldaten auch manchmal kleine Stücke tragen, werden voraus gekrie-

ben denFeind in Unordnung zu bringen, da sie aber leicht scheu gemacht werden können, und dann dem Freund mehr Schaden als dem Feind zufügen, so bedient man sich ihrer jetzt selten anders als zum Fortbringen des Geschützes und Gepäckes. Auch läßt man sich selten auf eine grose Feldschlacht ein, sondern bemüht sich nur des Feindes Länder zu verwüsten und zu plündern. —

Ihre Begräbnißart ist einfach. Der Leichnam wird mit wohlriechenden Wassern gewaschen, in Leinwand geneht und offen auf einer Bahre von acht bis zehn weißgekleideten Trägern zur Grabstädte gebracht. Die Verwandten und Freunde folgen weißgekleidet in aller Stille. Der Körper wird mit dem Angesicht gegen Westen in ein steinernes Grab gelegt, und darüber Breter gedeckt. Die Begleitung wäscht sich die Hände, der Molla verrichtet ein kurzes Gebet und jeder geht still nach Haus. —

Neunzehntes Kapitel.

Hindus. Banianen. Ihre Verheurathung. Niedere Kaste. Braminen. Lebendig-Verbrennung der Weiber. Schwärmer und Büssende. Tempel und Götzenbilder. Aberglaube. Reisen und Hauswesen. Aerzte Künstler und Handwerker. Gaukler. Verkauf der Kinder. Begräbniß.

Die andere Nation, welche Bengalen bewohnt sind die Hindus unter der Botmäßigkeit der Mohren oder Mongolen, auf der Küste Koromandel aber sind sie die herrschende. Sie sind ein sanftes, gutmüthiges unkriegerisches Volk, an Sitten und Kenntnissen nach den Mohren über alle andere Nationen, und nähren sich vom Landbau, Künsten und Handwerken. Eine Kaste derselben, (denn sie theilen sich in vier verschiedene Stände oder Kasten ab, die sich streng von einander unterscheiden, die Bramanen (Geistliche und Gelehrte), Schatri (Krieger), Banianen (Kaufleute) und Schutters (Handwerker und Bauern) die Banianen treiben auch starken

Handel. Sie sind die gebildetsten, den Mohren an Sitten und Lebensart nicht ungleich, kluge Kaufleute, handeln aber vermöge ihrer Religionsvorschriften mit nichts, was Leben hat. Die Reichen unter ihnen machen grosen Staat, müssen sich aber für den räuberischen Mohrischen Befehlshabern in Acht nehmen, welche jede Gelegenheit ergreifen die Hände nach ihrem Vermögen auszustrecken. Ihre Kleidung gleicht beynahe der Mohrischen, nur das ihr Turban kleiner und ihre Hosen etwas kürzer sind. Auch die Frauenzimmer, die öfters troz ihrer Farbe, sehr reizend sind, tragen sich nach Art der Mohrinnen, in langen musselinenen Gewändern mit vielen Ringen und Schmuck.

Die Kinder werden schon im fünften, sechsten und siebenten Jahr mit einander versprochen, und man sieht nicht selten Eheleute von zehn bis zwölf Jahren. Unverheurathete Mädchen in diesem Alter stehen deßhalb in schlechtem Ruf. Die Töchter werden dem Bräutigam mehr verkauft als verheurathet. An dem Hochzeittag dem ein lustiges Fest vorhergeht, das mit Gesang, Tanz und Spielen gefeyert wird, setzen die beyderseitigen Verwandten sich um ein Feuer, um welches das Brautpaar dreymal geführt wird, dann beschenken sie einander mit Kokosnüssen und der Bra-

min murmelt einige Gebete. Das Fest wird mit Lustbarkeiten geschlossen die einige Tage dauern. — Sie nehmen mehrere Weiber, doch ist die erste die Beherrscherin des Harems. Die Söhne erben des Vaters Güter, müssen aber die Mutter lebenslang, und die Schwestern bis zur Verheurathung unterhalten.

Der Hindu der niedern Kasten lebt dürftig von seinem Handwerk oder Stück Land. Der Mohrische Befehshaber läßt ihn nicht wohlhabend werden. Sehr stark wird die Musselinweberey von ihnen getrieben, mit der sich vorzüglich die Weiber beschäftigen, die sehr geschickt darinnen sind, und überhaupt die schwerste und meiste Arbeit verrichten müssen. Die Hütte der Hindus ist aus Leimerde mit Palmblättern gedeckt, innen und aussen mit Kuhmist beschmiert. Denn die Kuh ist ihnen ein heiliges Thier, dessen Mist zu religiösen Gebräuchen und Reinigungen gebraucht wird. Sie essen blos Reis, Gemüse und Früchte, und trinken Wasser, doch nie aus einem Gefäß, das von dem Mund eines andern Religionsverwandten verunreinigt ist, so wie sie überhaupt alle Religionspartheyen gegen sich verachten.

Die Braminen, die vornehmste Kaste, sind in grosem Ansehen beym Volk und den Grosen.

Sie tragen den Oberleib blos, nur bezeichnen einige Schnüren über die Schulter ihre Würde, den Unterleib bedeckt ein baumwollenes Tuch; doch tragen auch manche den langen Rock, Cabaye, und ein Tuch um den Kopf. In Lesen, Schreiben und Rechnen sind sie wohl unterrichtet, bey den Fürsten von ihrer Religion in grosem Ansehen, haben ihre weitläuftige Götterlehre und Mythologie vollkommen inne, und versehen den Dienst der Pagoden.*)

Die bey den Hindus gewöhnliche Lebendigverbrennung der Weiber mit den Leichnamen ihrer Männer, ist in den Ländern, die unter Mohrischer Oberherrschaft stehen, streng verboten, auch nicht mehr so im Schwange, doch giebt es noch Beyspiele, daß Weiber die Erlaubniß dazu von den Mohrischen Befehlshabern mit Geld erkaufen. Eine grose Grube wird mit wohlriechendem Holz angefüllt und dieses mit Kokosöl begossen, auch wirft man Früchte, Weizen und Reis darauf. Die Frau setzt sich nun auf den Scheiterhaufen, nimmt den Leichnam ihres Mannes auf den Schooß, begießt ihn und sich mit Oel

*) Hier giebt der Verfasser einen Abriß der Hindu-Religion, da er aber sowohl mangelhaft als unrichtig ist, habe ich geglaubt ihn weglassen zu müssen, da wir jetzt vortreffliche Darstellungen derselben haben. Anmerkung des Herausg.

und zündet endlich das Holz selbst an. Die Umstehenden werfen, so bald der Stoß in Flammen gerathen ist, eine Menge brennbares Materie hinzu, daß öfters die Frau eher tod geworfen als in der Flamme erstickt ist, auch giebt sie wohl eher ihren Geist unter den Strömen von Oel auf, die auf sie gegossen werden. Eine schallende Musik übertönt das etwanige Angstgeschrey der Unglücklichen. Die Asche wird gesammelt und in den Fluß geworfen. Die Kinder der verbrannten Eheleute muß der nächste Verwandte zu sich nehmen.

Meistentheils bewirkt Ueberredung der Priester diesen Entschluß bey den Weibern, obgleich der Mohrische Gouverneur sie befragt „ob sie es ganz freywillig thun"; wozu die Aussicht auf ein freudenleeres Leben kommt, da die Wittwen zeitlebens in steter Trauer ledig bleiben müssen.

Unter den Hindus giebt es noch eine Menge Fanatiker die durch Selbstquälung den Ruf der Heiligkeit erringen wollen, den ihn auch der Pöbel zugesteht. Sie essen nichts, was nicht bey dem heiligen Kuhmist zubereitet ist, haben kein Eigenthum und arbeiten nicht, verheurathen sich nicht und verachten alles Irrdische. Ihre Nahrung nehmen sie vom Almosen, oder suchen sie auf freyen Felde. Sie gehen häufig nakend,

scheeren weder Haupt noch Bart, bestreuen sich mit Asche und schlafen auf dem Misthaufen. Einige tragen stets etwas schweres in den Händen, andere strecken die Arme über den Kopf, welche endlich so steif werden, daß man ihnen die Nahrung in den Mund stecken muß. Sie verwunden sich häufig und legen sich bey feyerlichen Processionen dem Wagen auf welchem die Götzenbilder herumgeführt werden in den Weg, daß ihn die Räder Arme oder Beine zerbrechen. Was sie genießen mischen sie mit Kuhmist, und beschmieren ihren Körper mit demselben. Bisweilen ziehen diese Heiligen rottenweise im Lande herum, doch leben sie meistentheils einsam. Sie sind übrigens aus der niedrigsten Volksklasse und sehr unwissend.

Man trift von diesen Fanatikern immer welche in und bey den Pagoden. Diese Tempel der Hindu sind von Steinen, Thon oder auch noch geringerer Materie ohne Fenster erbaut, das Licht fällt durch die Thür. Manche sind ziemlich groß, mit Umgängen die auf leichten Säulen ruhen, das Inwendige ganz mit Kuhmist bestrichen, und Tag und Nacht mit brennenden Lampen geziert. — Ihre Götzenbilder sind wunderlich gestaltet, so z. B. Wischnu, halb Mensch halb Löwe, oder Menschengestalt mit einem Schweinsrüssel. — Ixora Menschenbild

mit drey Augen und sechzehn Armen, im Schooß eine ineinander gewundene Schlange, in sitzender Stellung von Kolossaler Gröse. Quenneradi, Menschengestalt mit einem Elefantenkopf. Superbennia, mit sechs Angesichten und zwölf Armen.

Diese Bilder werden an den Festen in Procession herumgetragen oder auf einem Wagen gefahren. In Pipely sah ich einen Wagen 28 Fuß hoch von schweren unbehauenen Balken und grob gearbeiteten Pfeilern, welche verschiedene Abtheilungen trugen, auf denen Priester und Sänger, ganz oben aber das Bild stand. Er saß auf vier kleinen aber sehr dicken Rädern, und würde kaum von drey Elefanten von der Stelle gebracht worden seyn. Eine Menge Volks zog ihn an Stricken, und lief mit Instrumental und Vokalmusik neben her, oder ritzte sich mit Messern ihre Frömmigkeit zu zeigen.

Der Hindu ist erstaunlich abergläubig. Ein unbeladener Karren, eine Leiche, ein Büffel, Esel, Pferd, Barbierer, Schmidt, Zimmermann, der ihm beym Ausgang aus dem Hause begegnet zeigt ihm das größte Unglück an. Glückliche Vorbedeutungen sind ein Elefant, Kameel, Kuh, beladene Büffel und Pferde. Er grüßt die Bekannten

kannten mit einer Verneigung, wobey er mit der Hand das Haupt den Mund und die Brust berührt

Meistentheils hat der Hindu nur eine Frau, ist sie aber unfruchtbar, so nimmt er noch eine. Ausschweifungen ausser der Ehe werden an Männern nicht gestraft, denn die Bajaderen sind, wie ich schon oben erwähnte, privilegirt, und müssen jeden annehmen, Die Frau darf niemals wieder heurathen, dem Mann aber ist es erlaubt. Doch wird keine Heurath ausser der Kaste gestattet.

Das Reisen in Bengalen ist für den, welcher nicht eigene starke Bedienung hat, beschwerlich, da man keine ordentlichen Herbergen findet, und die seltenen Caravanserays nichts als Obdach enthalten. Brod und zugerichtete Speisen kann man auch nicht zu Kauf bekommen, also muß sich der Reisende ein Zimmer in einem Privathaus und eine Köchin und Bedienung miethen, die mit ihm ziehen. Das gemeine Volk lebt sehr schlecht vom Reis, Butter, Käse und Milch; die Vornehmen lieben das Konfekt ausserordentlich. — Man trinkt aus Gefässen, die mit Röhren versehen sind wodurch man das Getränk in den Mund gießet, denn es ist ganz wider die

Sitte das Gefäß an den Mund zu setzen. Jedes so berührte Gefäß wird sogleich vernichtet. Tabak rauchen Mohren und Hindus aus langen Röhren, die an einer besondern Maschiene angebrachte sind, in welcher der Rauch durch Wasser abgekühlt wird.

Ob man gleich eine Menge Aerzte und Charlatans in Bengalen sieht, so ist doch die Heilkunde sehr wenig cultivirt, da sie keine Untersuchungen über den menschlichen Körper angestellt haben, sondern blos nach Erfahrung gehen. Einige Kräutertränke, Salben aus Sandel und Safran, und das Ramassen oder Kneten und Reiben der Glieder machen ihre ganze Kurart aus. Ordentliche Wundärzte giebt es gar nicht; weswegen die Holländischen Wundärzte sehr geschätzt wurden, und viel Geld verdienten, besonders wenn sie eine Armee begleiteten. Die Barbierer bedienen ihre Kunden in den Häusern und auf den Strassen, und nehmen um 20 bis 30 Kauries nicht allein den Bart ab, sondern auch die Nägel an den Händen und Füssen und den Schmutz aus den Ohren weg. —

Im Spinnen, Weben, Färben, Mahlen der Zeuge, im Nähen und Sticken sind die Wei-

ber der Hindus ausserordentlich geschickt, ob es ihnen gleich schlecht bezahlt wird; der Ackerbau ist gleichfalls ganz ihr Geschäft. Unter den Männern giebt es viele verständige Steinschneider, Glasschleifer, Gold und Silberschmidte.

Das Land wird von einer Menge von Wahrsagern, Zauberern und kunstreichen Gauklern durchzogen. Von diesen letztern sah ich wundernswürdige Kunststücke, als ich mich mit einigen Freunden in der Nähe von Ugly bey einem frohen Mahl belustigte und eine Bande dieser Künstler kommen ließ. — Unter andern ergriff einer derselben ein Bambusrohr 20 Fuß lang und am Ende anderthalb Spannen dick das er auf seinen Gürtel den er um den Leib trug, setzte. Hierauf sprang ihm ein Mädchen von hintenzu auf die Schulter, kletterte am Rohr hinauf und setzte sich auf der Spitze nach Morgenländischer Art mit kreuzweis untergeschlagenen Beinen, sie balancirte mit den Armen, indeß der Träger das Rohr ohne es zu halten auf dem Gürtel stehen ließ, den Leib weit vorstreckte, die Hände in die Seite setze und im Trabe auf dem Platz auf- und ablief. Das Mädchen stieg nun herab um wieder hinauf zu klettern und eine neue Stellung anzunehmen, die darinn bestund, daß sie sich mit der Mitte des Bauchs auf die Spitze legte und

mit Händen und Füssen gestikulirte, wobey der Gaukler stark auf und ablief. — Ein anderes Mädchen von funfzehn Jahren, steckte ihren Kopf zwischen drey sehr scharfe Dolche und zwey Säbel, welche mit dem Heft in die Erde befestigt waren und so eng an dem Kopf stunden, daß die geringste Bewegung sie verwunden mußte, dennoch drehte sie den Körper wohl 25mal im Kreise herum, indeß der Kopf unbeweglich blieb. Die Gewandheit und Geschwindigkeit ihrer Glieder war unglaublich, und sie unterhielten uns für geringe Bezahlung und ein Glas Wein, das wir ihn reichten, lange mit ihren Künsten.

Die Armuth zwingt die Bengalen öfters ihre Kinder zu verkaufen. Mir bot ein armer Mann seinen zwölfjährigen Sohn zum Verkauf an, und als ich ihn fragte, was ihn hierzu bewegen könne, gab er zur Antwort: Er sey zu arm das Kind zu ernähern und überzeugt daß es bey mir wohl aufgehoben sey; ich kaufte ihn also für vierzehn Reichsthaler, ließ ihn im Christenthum unterrichten und schenkte ihn bey meiner Rückkehr einem redlichen Bürger in Batavia, mit dem Auftrag ihn unterrichten und taufen und soviel lehren zu lassen, daß er als ein freyer Batavischer Bürger seine Nahrung treiben könne.

Daß die Hindus ihre Toden verbrennen, habe ich schon oben erwähnt, manchmal begräbt man jedoch kleine Kinder. — Bey den Leichen der Vornehmen speiset man einige Tage oder Wochen lang die Vögel vor dem Sterbehause mit Körnern und Früchten, und nimmmt zum Verbrennen wohlriechendes Holz. — Die Asche wird ins Wasser geworfen. —

Zwanzigstes Kapitel.

Abfahrt aus dem Ganges. Ankunft zu Batavia. Anstalten zur Rückkehr nach Holland. Uebersicht einiger Ostindischen Länder. Sind oder Diul. Gusurate. Amedabat. Surate. Cambaia. Indische Küste. Visapur. Goa. Portugisen in Indien.

Das Project meine Rückreise über Persien und die Türkey zu Lande anzustellen war durch meine späte Ankunft in Bengalen vereitelt worden, ich sahe mich also genöthigt wieder nach Batavia zurückzukehren. Vor unsrer Abreise beobachteten wir am eilften Februar eine totale Mondfinsterniß, welche die Hindus mit vielen abergläubigen Zeremonien feyerten. Am dreyzehnten Februar kam das Jagdschiff Kalb aus Japan über Malakka bey uns an, und brachte uns die traurige Nachricht, daß im Jahr zuvor zwey Schiffe in der Nähe von Japan gescheitert und mit der gesammten Mannschaft von der See waren verschlungen, die sechs übrigen Schiffe der Japani-

schen Flotte aber, waren sehr beschädigt worden; von diesen war eines auf der Retour nach Batavia gleichfalls untergegangen. Diese Flotte hatte viele Officiere und angesehene Reisende an Bord, unter denen mancher meiner Bekannten, unter andern mein Freund der Wundarzt Arnem, seinen Tod gefunden hatte. In Batavia machte dieses Unglück viel Wittwen und Waysen.

Aus dem Ganges giengen wir zuerst wieder auf die Rhede von Pipely, wo der zeitherige Oberbefehlshaber der Holländischen Comptoire in Bengalen, von Bruch mit zwey Jagdschiffen und zwey Schaluppen zu uns stieß, um mit der aufgehenden Sonne nach Batavia zu gehen. Nachdem wir unsere Ladung Salpeter und Seide völlig eingenommen hatten, lichteteten wir bey günstigem Winde die Anker und kamen ohne Anstoß am 26ten April 1664 auf der Rhede von Batavia wieder an. Hier zeigte uns eine Menge Schiffe aus Europa und allen Gegenden Indiens wie herrlich der Holländische Handel blühe, siebzehn hatten die Indischen Gewässer durchsegelt und brachten die kostbaren Erzeugniße der fruchtbarsten Länder, sechs andere langten aus Holland an mit den nöthigen Bedürfnissen für die Kolonie befrachtet. Bald darauf giengen

wieder sechs Schiffe nach Japan, und eine neue Kriegsflotte wurde gegen die Sinesen bemannt. Diese bestund aus zwölf Schiffen, unter welchen auch das war, auf welchem ich die letzte Reise nach Bengalen gemacht hatte und mich noch befand. Da ich aber keine Lust spürte dieser Sinesischen Expedition beyzuwohnen, sondern die Sehnsucht nach dem Vaterlande meine Reiselust überwog, so begab ich mich auf das Schiff Althorn, welches vor kurzen aus Holland angelangt war, und wünschte mit diesem die Rückreise nach Europa zu thun, da es ganz neu, fest und gemächlich gebaut war. Aber nach der Hochzeit des Herrn Generalgouverneurs Maatzukker, der sich am 30 July mit eines Predigers Tochter verehelighte, kam der Herr Admiral van Goens auf die Rhede sich ein Schiff zu einer Reise nach Ceylan und Koromandel auszusuchen, und seine Wahl traf Althorn. Ich hielt nun an, auf den Muskatenbaum gehen zu dürfen, es wurde mir aber abgeschlagen, und ich bekam Ordre auf der aufgehenden Sonne die Stelle eines Oberwundarztes zu versehen, und zu meinem Glück, denn das erstere Schiff sank auf der Rückreise mit Gut und Mannschaft. Die Retourflotte machte sich endlich gegen Ende des Decembers zum Auslaufen fertig, als ein aus Holland anlangendes Schiff die Nachricht brach-

te, daß zwischen den vereinigten Provinzen und England neue Mishelligkeiten ausgebrochen wären. Dieß beunruhigte uns zwar sehr, allein die Flotte war mit vielen tapfern Leuten bemannt, und die Sehnsucht nach der Heymath schlug alle Furcht-vor Gefahr bey mir nieder. —

Ehe ich aus Ostindien scheide, will ich noch eine kurze Uebersicht der Länder geben, die ich besuchte und von denen ich nichts mehr als des Nahmens erwähnt habe. Ich fange von der Persischen Grenze an, welche der Indus oder Sind macht, und wo das eigentliche Indien sich anfängt. Der Indus ergießt sich in fünf grosen Strömen in das Meer, und an seinen Ufern liegt das Reich Sind, jetzt Diul, das sehr fruchtbar ist, und sonst in starkem Handelsverkehr mit den Portugisen stund, aber jetzt wegen der vielen Stürme, die an seinen Küsten herrschen, nicht mehr stark besucht wird.

Hierauf folgt das Königreich Gusurate, jetzt dem Großmogul unterworfen, das zum Theil aus einer Halbinsel besteht und eine Menge schöner Städte und Handelsplätze hat, die an einer 120 Meilen langen Küste liegen. Die vornehmsten sind: Cambaia, Surate, Diu, Broschia, Pettan, Brodera, Amedabat,

letzteres ist die Hauptstadt des Reichs, schön und wohl gebaut mit starken Mauern zwölf Thoren und grosen Vorstädten, welche ihr einen Umfang von sechs bis sieben Meilen geben. Das Schloß ragt über die ganze Stadt hervor und ist die Residenz des Mohrischen Gouverneurs. Sie ist sehr volk- und nahrreich, die Gewölber und Läden voll der schönsten Indischen und Persischen Fabrikate. Jährlich gehen einige Handels Caravanen von hieraus nach Agra. Surate liegt 45 Meilen von Amedabat am Flusse Tynde, der sich drey Meilen unter der Stadt ins Meer ergießt und kleine und mittelmäßge Schiffe trägt. Die Stadt ist klein und nur an der Landseite befestigt. Die Engländer haben seit 1609 und die Holländer seit 1616 starke Kaufhäuser daselbst, geben drey und ein halb Procent Zoll von allen ein- und ausgehenden Waaren, und leben sehr prächtig in Wohnung, Kleidung und Equipage, es den vornehmen Mohrischen Häusern nachzuthun. Man führt von hier viel nach Persien und Arabien aus. Die Umgebungen der Stadt sind herrlich voll angenehmer Spatziergänge, Gärten und Landhäuser, das Innere mit Baumalleen, Wasserleitungen und Kanälen durchschnitten. Im Jahr 1664 erlitt sie durch Syawagi, der sich an die Spitze einer Rebellenparthey stellte, vielen Schaden. Cambaia liegt unweit des Meeres

am Ufer des Sind, daß die Schiffe mit der Fluth bis an die Stadt kommen können. Es ist herrlich gebaut, hat drey Stunden im Umfang und treibt starken Handel vorzüglich mit Edelsteinen Spezereyen und Indig. Sie war sonst die Residenz der Könige von Gusurate. Nahe dabey liegt Diu an einer vortrefflichen Bucht mit ausgebreitetem Handel, das die Portugisen ganz allein besitzen. Broschia liegt zwölf Meilen nordwärts von Surate auf einer Anhöhe an einem Fluß und führt viele Musseline aus. Pettan in einer angenehmen fruchtbaren Gegend ist jetzt sehr im Verfall. Ansehnlicher ist Brodera mit vielen Gärten und Baumwollenpflanzungen. Die übrigen Orte in Gusurate sind mehr grose Dörfer zu nennen.

Die Einwohner dieses Landes, welche von einem Unterkönig regiert werden, der den Sitten der Mohren gemäß, grosen Staat führt, treiben starken Handel nach Persien, Arabien und allen Theilen Ostindiens. Sie sind gelblich von Farbe, die Vornehmen beynahe so weiß als die Portugisen, und Hindus der Religion nach, essen nichts Lebendes und sind sehr eifrig in ihrer Religion. Das Land bringt Indig, Salpeter, Baumwolle, Borax, Ingber, Spezereyen und viele Edelsteine, dabey einen solchen Ueberfluß

an Lebensmitteln hervor, daß es viele Indische Reiche damit versorgen könnte.

Das Land von hier aus bis zum Kap Komorin, wird vorzugsweise die Indische Küste genannt, und enthält Decan, Cuncan, Canara und Malabar. Die Städte derselben waren bisher meistens im Besitz der Portugisen, die einige selbst erbaut, andere erobert haben. Sie sind daselbst zu solcher Macht und Reichthum gekommen, daß die meisten Könige, selbst der Samorin von Malabar ihrer Gnade leben mußten, aber in den neuern Zeiten ist ihr Ansehen von den Holländern sehr geschmälert worden. Decan erstreckt sich von Gusurate bis Malabar. Die vornehmsten Städte desselben Bazain, Daman, Chaul, Dabul und Goa sind in die Hände der Portugisen gefallen. Chaul und Dabul wurden niedergerissen und verlassen, da sie nicht genug Leute hatten diese Orte zu besetzen. —

Tiefer im Lande liegt das Königreich Visapur, welches der Grosmogul seinem rechtmäßigen Beherrscher entriß, und ihn zum Vasallen machte. Dieser fand aber nach der Zeit Gelegenheit das Joch wieder abzuschütteln und sich so verstärken, daß er keinen neuen Anfall

seines Ueberwinders mehr zu fürchten hat. Die Stadt Visapur ist fest mit einem schönen Schloß, doch den Holländern weniger bekannt als Wingurla, welches nordwärts von Goa am Meer liegt, und ihnen einen trefflichen Ruheplatz für ihre Schiffe an diesen Küsten gewährt. Sie haben ein schönes Komptoir daselbst. Oefters hat der König von Visapur ihnen den Antrag gethan mit ihm Goa zu Wasser und zu Lande anzufallen, der Compagnie ist aber mehr an der Versperrung als an der Eroberung dieses Platzes gelegen.

Goa, welches der Portugisische Held Albuquerke eroberte, wurde seit dieser Besitznehmung täglich gröser an Macht und Reichthum. Es ist jetzt stark befestigt, der Sitz eines Unterkönigs, Erzbischofs und der Portugisischen Regierung in Indien, weitläufig und schön gebaut, mit herrlichen Strassen, Plätzen und Spatziergängen, die von Europäern, Mohren, Hindus und Sinesen wimmeln. Kostbare Klöster und Kirchen zieren die Stadt, so wie viele vortreffliche Privathäuser, an denen weitläuftige Höfe und Gärten hängen, in welchen die Portugisen sich belustigen. In den neuern Zeiten aber haben die Holländer den Handel der Portugisen so beschränkt, daß Goa viel von seinem Glanz und Reichthum verlohren hat. —

Die Portugisen in Indien werden von dem Vicekönig regiert, der in Goa mit königlicher Pracht Hof hält, und die oberste Behörde in allen Indischen Besitzungen dieser Nation ist. Sie werden eingetheilt in Casados (Verehlichte) und Soldados (Unverehlichte). Die ersteren haben häufig Weiber aus den Landeseingebornen und ihre Kinder werden Mestizen genannt, die Kinder der Mestizen, Kastizen. Der Portugise ist stolz und beschäftigt sich nicht gerne mit etwas, weswegen jeder nur dahin trachtet viele Sclaven zu bekommen, die ihn dann ernähren müssen, dieß ist sogar häufig bey Handwerksleuten der Fall, daher die Menge Sclaven und Sclavinnen in ihren Niederlassungen. Wer sich nur etwas über die geringsten Stände erhebt läßt den Sonnenschirm über sich tragen, und hat einige Sclaven, die ihm nachtreten. Der gemeine Mann aber lebt sehr armselig. —

Vornehme Leute kleiden sich in Sammt, Seide und Scharlach, geringere in Indischen Musselin, die Frauenzimmer in leichte seidene oder baumwollene Zeuge und grose dichte Schleyer, flechten ihr pechschwarzes Haar zierlich auf und lassen an beyden Seiten kleine Zöpfe herabhangen. Hals und Arme werden von vielen Kleinodien

und die Füsse von reichgestickten Pantoffeln geziert. Sie sind weiß und schön, lieben wohlriechende Spezereyen, den Schnupftabak und Betel und Areka ausserordentlich, haben auch das Hauswesen vollkommen inne, sind hingegen schlechte Mütter und lassen ihre Kinder durchgehends von den Sclavinnen säugen. In ganz Indien stehen sie in dem Ruf der Unkeuschheit, und obgleich ihre Nationalsitte ihnen den Umgang mit Mannspersonen sehr erschwert, so wissen sie doch durch die geschickte Unterhandlung ihrer Sclavinnen ihre Intriguen vortrefflich zu verheimlichen.

Südwärts von Goa liegt die kleine Insel Anchediva, bekommt durch den Widerstand, den sie den Portugisen so lange geleistet hat. Die Stadt und das alte Königreich Onor, sonst so berühmt durch seinen Handel, kömmt jetzt immer mehr in Verfall, da die Portugisen den Handel nach Goa gezogen haben. Auch Baticala war ein kleines Königreich das die Portugisen unterjocht haben. Diese liegen nebst Mangalor und Barcalor auf der Küste Canara, deren Einwohner größentheils von den Portugisen die christliche Religion angenommen haben.

Ein und zwanzigstes Kapitel.

Malabarische Küste. Cananor. Kalikut. Cranganor. Cochin. Porka. Calicoulang. Coulang. Einwohner. Religion. Sonderbares Erbrecht. Nayren und Poliar. Kleidung und Hauswesen. Producte. Kokosbaum. Wunderbaum. Trauerbaum. Dutroa. Kardemom. Schakal. Fledermäuse. Schlangen.

Die Malabarische Küste, welche sich vom Cap Ramos, nach andern von Mangalor, bis zum Cap Komorin erstreckt, ist meines Erachtens das schönste Küstenland von ganz Indien. Das Meer bespült eine Menge volkreicher und industriöser Städte. Das Ufer pranget mit einer Menge herrlicher Kokos- Palm- und anderer Bäume, zwischen denen fruchtbare Felder und herrliche Wiesen durchblicken, von grosen fischreichen Strömen durchschnitten. Weder Frost, noch Schnee noch Hagel trift dieses gesegnete Land, das immer grünend und blühend von allen Seiten das herrlichste Schauspiel darbeut.— Das ganze

ganze Land stund sonst unter einem Oberherrn, dem Samorin, der zu Kalikut residirte, jetzt aber ist es in die Reiche Cananor, Kalikut, Cranganor, Coulang und Travancor getheilt, unter deren Beherrschern der Samorin noch den obersten Rang hat, auch eine Art Oberherrschaft über sie ausübt.

Schon Franz d'Almeida zweyter Stadthalter der Portugisen in Indien baute mit Bewilligung des Königs viele Schanzen und Niederlassungen in Cananor, doch bald wurde durch den Uebermuth der Portugisen, die nunmehr zur See mächtig geworden, Cananorische Fahrzeuge wegnahmen und die Mannschaft ins Meer stürtzten, das gute Vernehmen gestört, viele Malabarische Fürsten machten sich gegen sie auf, konnten aber nichts ausrichten, bis die Holländer in den vergangenen Jahren die Macht derselben auf der Malabarischen Küste gebrochen haben, und Cananor, Cochin, Cranganor und Coulang eroberten. — Die Portugisen machten sich dadurch, daß sie eine Menge Festungen in allen Ländern, wo sie sich niederließen, bauten, verhaßt, dieß kostete viel Geld und Leute. Die Stadthalter wurden nur wenige Jahre in ihren Bedienungen gelassen, suchten also bloß zusammen zu scharren, ver-

nachlässigten das Interesse ihrer Nation, und rissen die Gelder an sich, welche man zur Unterhaltung der Kriegsmacht brauchte, daher wurde es den Niederländern so leicht, diese Städte und Besitzungen wegzunehmen, ohnerachtet die Nation tapfer ist. —

Kalikut ist 30-40 Meilen lang und 20 breit. Die Stadt ist der erste Ort wo die Portugisen bey der Entdeckung von Ostindien landeten, sie liegt sehr angenehm am Seeufer, und hat starken Handel, der in den vorigen Zeiten noch betr chtlicher war. Die Portugisen hatten sonst ein starkes Schloß da, das sie wegen der immerwährenden Anfälle der Malabaren verliesen, und schleiften. Der Samorin residirt in Kalikut, und ich sah ihn oft während meiner Feldzüge auf der Malabarischen Küste, wo er uns am Lande und auf den Schiffen besuchte. Er war ungefähr 54 Jahre alt, etwas weißer als andere Malabaren, und trug ein Stück feinen Musselin drey bis viermal um den Unterleib gewickelt und auf dem Haupt eine Scharlach Mütze mit Gold, Perlen und Steinen verziert, sonst trug er sich ganz blos, als daß er viel Geschmeide am Hals, Armen und in den Ohren hatte. Manchmal schien er nicht recht bey Sinnen zu seyn, welches unstreitig dem übermäßigen Ge-

brauch des Opiums zuzuschreiben war, welches er sehr liebte.

Cranganor liegt zwischen Kalikut und Cochin. Das Land ist klein und sein Beherrscher, der in dem Malabarischen Cranganor residirt, Vasall des Samorins. Das Portugisische Cranganor, welches wir, wie ich schon erzählte, eroberten, war sehr alt und verfallen, wurde aber sogleich von uns mit einem neuen Wassergraben versehen, die Festungswerke verstärkt und ausgebessert und nach Möglichkeit wieder aufgebaut. Es liegt an einem schönen Fluß.

Von diesem Lande bis zum kleinen Reich Porka erstreckt sich Cochin sehr volkreich und an der Seeküste mit vielen Städtgen und Dörfern (Aldeas) besät, wo zahlreich sogenannte Thomas Christen in einer baum- frucht- und wasserreichen äußerst angenehmen Gegend wohnen. Die Portugisische Stadt Cochin, welche schon 1504 in Aufnahme kam, hat eine halbe Stunde im Umfang, sehr schöne Kirchen, Klöster und Privatgebäude, treibt starken Handel, und liegt an einem Fluß, den kleine Schiffe befahren können. Die Holländer haben es, wie ich schon erwähnte, vor kurzem eingenommen. Auch das Malabarische Cochin ist groß und volk-

reich mit dem Königlichen Schlosse und einer grosen Pagode.

Das kleine Reich Porka liegt nebst andern Fürstenthümern in Süden von Cochin bis an Calicoulang. Die Beherrscher dieser kleinen Distrikte schlugen sich im Kriege der Holländer gegen die Portugisen auf die Seite der letztern, wurden aber von der Ostindischen Compagnie zum Frieden und Gestattung des freyen Handels gezwungen. Die Engländer haben aber auch einige Comptoire da.

Mit dem Fürsten von Calicoulang stund die Compagnie von jeher in gutem Vernehmen und hatte freyen Handel in seinem Lande, der vorzüglich stark mit Pfeffer getrieben wurde, den die Holländer da holten, und nach Mocha, Aden und ins rothe Meer verführten.

Von hier bis zum Cap Komorin, der südlichsten Spitze auf der Halbinsel disseits des Ganges, erstreckt sich Coulang funfzehn Meilen in die Länge. Das Land ist fruchtbar und eben, blos vom Gebürge Balaguatte auf einer Seite begränzt, welches Malabar und Koromandel scheidet. Die Stadt, welche neuerlich von uns erobert wurde, liegt unweit Calicoulang,

hart am Meer. Ihre ehemalige Gröse und Schönheit bezeugen die Trümmer, denn blos die Festungswerke sind bis jezt von den Holländern wieder hergestellt.

Die Einwohner der Indischen Küste sind größtentheils der Hindu Religion zugethan, doch findet man auch viele Mahometaner, Juden und Christen, und unter leztern die sogenannten Thomaschristen, welche vorgeben, daß der Apostel Thomas ihnen zuerst das Evangelium geprediget habe, und meistens den Lehren der Griechischen Kirche und des Nestorius folgen. Ein Theil derselben ist durch die Bemühungen der Jesuitischen Missionarien zur römisch-katholischen Kirche übergetreten, die übrigen aber haben ihren eigenen unabhängigen Bischof. — Die Juden auf Malabar leben sehr still und eingezogen und hatten zu meiner Zeit in Kochin eine schöne Synagoge. Sie sind weiß von Farbe wie die Portugisen.

Da die Regenten der Länder der Hindu Religion zugethan sind, so ist sie herrschende und die Braminen stehen in so grosem Ansehn, daß sie sogar in Abwesenheit des Königs in den Harem desselben gehen dürfen; nichts geschieht bey Hofe ohne ihren Rath und Einwirkung, ja sie

gehen sogar mit in den Krieg, wie ich das Beyspiel an dem Oberbramen des Königs von Cochin sah, der sich bey Eroberung des Königlichen Pallastes tapfer vertheidigte und lange unter meinen Händen im Lazareth war. —

Die Regierung vererbt sonderbarer Weise jederzeit auf die Schwester-Kinder des Königs. Die älteste Schwester des Samorins heißt Königin, führt Königlichen Staat und steht den Gemahlinnen des Königs weit an Range vor. Hat der König weder Schwestern, oder diese keine Kinder, so haben die nächsten Verwandten von weiblicher Seite das Recht zur Krone. Dieses Erbrecht wird auch von den Unterthanen beobachtet, nie beerbt der Sohn den Vater, und die Ursache dieser sonderbaren Gewohnheit ist, daß die Braminen das jus primae noctis haben.

Die Malabaren werden in zwey Klassen Nayren (Edelleute die alle Soldaten sind) und Poliar (Handwerker, Künstler und Bauern) abgetheilt. Die erstern verheurathen sich nie, sondern leben mit andern Weibern, und kein Mann darf ihnen das verwehren. Die Waffen dürfen sie aber nie ablegen, sonst verlieren sie den Adel mit allen seinen Vorzügen. Sie werden übrigens vom König besoldet. Die Poliar

dürfen aber keine Waffen führen, noch im Geringsten sich den Nayren nähern, sondern müssen ihnen immer mit der größten Demuth begegnen. Auch wird der Nayr nie gestraft, da die gewöhnliche Lebensstrafe der Malabaren das Spiesen ist.

Die Kleidung besteht blos in einem leichten Musselinenen Schurze, der um die Mitte des Leibes geht, übrigens tragen sie viele Ringe und Geschmeide und das lange schwarze Haar in Flechten aufgewunden. Auch ihr Hausrath ist eben so gering, er besteht aus einigen Matten und etlichen Koch- und Trinkgefässen. In den Speisen sind sie nicht so streng als die Hindus in Bengalen, sie essen alles was Leben hat, ausgenommen Kuhfleisch. Nie wird eine Kuh von ihnen getödet. Sie trinken Wasser und Palmwein und bedienen sich der Palmblätter zu Tischtuch und Teller. Die Kinder werden hart erzogen, und nur eine kurze Zeit gesäugt, sodann mit Büffelsmilch vollends erzogen, sind selten krank, behalten stets die schönsten Zähne und der Malabar erreicht häufig ein Alter von 80 — 90 Jahren. Von Jugend auf an das Schwimmen gewöhnt, sind sie kühne Seeleute und wagen sich mit ihren kleinen aus einem Baumstamm gezimmerten Kahne weit in die See hinein. Fahrzeuge die bis 100 Last führen werden von ihnen

gebaut, und so fest und gut gefugt, daß sie kein Hanf oder Werg zum Verstopfen brauchen. Die Seegel sind baumwollen, die Taue von Kokosseilen und die Anker von Stein.

Im Pflanzenreich bereichern und schmücken die herrlichsten Producte aller Art das gesegnete Malabar, und der Kokos- oder Klappusbaum nimmt eine der vorzüglichsten Stellen ein. Sein meistentheils krummer fünf bis sechs Fuß dicker und an funfzig Fuß hoher Stamm, wird nur von kurzen schwachen Wurzeln gehalten. Die Rinde ist aschfarben und aus dem Holze quillt nach einem Schnitte ein milchweißer Saft. Ohne Zweige geht der Stamm in die Höhe, eine Krone von Blättern endet ihn, deren jedes sechszehn Fuß lang, aus kleinen einander gegenübersitzenden Blättern besteht. Zwischen diesen grosen Blättern kömmt eine spitzigzulaufende Hülse heraus, die anfänglich grün ist, dann sich röthet und endlich aufthut. Sie enthält eine Menge zart in einander gefügter Zweige, die einen grosen Stengel beynahe wie eine Kornähre gestaltet einen Fuß lang bilden, woraus gelbe Blüthen sich entwickeln, welche die Kokosnuß tragen, die in Trauben wächst und manchmal die Gröse eines Menschenkopfs erreicht. Unter der zähen grünen Schale, deren Fasern man zu Seilen verarbeitet, ist eine höl-

zerne, aus welcher, wenn man sie bey noch unreifer Frucht durchbohrt, ein süsses Wasser läuft, das sich mit zunehmender Reife zum Kern verdichtet, in dessen Mitte eine kleine Quantität wie geronnene Milch bleibt. — Die noch unentwickelten Blätter in der Spitze des Stammes bilden den Palmkohl. Sie sind, beynahe noch ein weißes Mark, in einer Hülse verschlossen, schmekken wie Blumenkohl aber ihr Abschneiden zieht den Tod des Baumes nach sich. Der Stengel, welcher die Früchte hervorbringt, wird häufig abgeschnitten und ein Gefäß daran gehängt, in welches sich ein süßer Saft, der Palmwein, sammelt, der aber bald sauer wird. Wird er gleich anfänglich gekocht und destillirt, so giebt er einen vortrefflichen Arak.

Der Kokosbaum ist der nützlichste, der Banianenbaum aber der sonderbarste in Ostindien, weswegen er auch der Wunderbaum genannt wird. Sein Stamm geht gerade in die Höhe, aber aus seinen dicksten Aesten schiessen kleine Zweige herab gegen die Erde, bewurzeln sich in derselben und treiben junge Bäume, welche diese Fortpflanzung fortsetzen, so daß bisweilen ein einziger Baum sich so verbreitet, daß tausend Menschen unter ihm stehen können. Dieser Baum gewährt herrliche Spatziergänge,

seine Blätter gleichen den Quittenblättern, seine Früchte aber den Oliven.

Der Trauerbaum erreicht die Gröse und Schönheit der Linde, und eröfnet blos in der Nacht seine schneeweißen wohlriechenden Blüthen, die mit Sonnenuntergang sich zeigen und bey deren Aufgang sich schließen.

Das Gewächs Dutroa, schießt in einen hohen Strauch auf, hat spitzige und gekerbte Blätter und eine weiße Blüthe, welche eine Hülse voll Körner hervorbringt. Viel von diesen Körnern genossen verursachet Raserey und Tod, eine geringere Dosis bringt nur zwölf bis sechszehnstündigen Wahnwitz oder Schlafsucht zu wege. Die Portugisinnen und Indianischen Weiber bedienen sich derselben bey ihren Ausschweifungen.

Auf der Malabarischen Küste sieht man an manchen Orten ganze Felder mit Kardemom bepflanzt, er gleicht dann von weitem dem Reis. Die Mohren und Indier führen ihn häufig im Munde, den Oden wohlriechend zu machen, auch kochen sie ihn mit dem Fleisch, das davon einen guten Geschmack bekommt.

Am Cap Comorin wird der beste Ambra in

Indien gefunden, manchmal in grosen Stücken. Er ist grau mit kleinen weißen Adern.

Unter allen Raubthieren Indiens ist der Schakal das dreisteste, und sein Geheul ist abscheulich. Da er besonders sehr nach Menschenfleisch geht, so muß man die Leichname wohl verwahren, und darf sich nicht gegen Abend betrunken unter freyem Himmel niederlegen. Fledermäuse hat man von der Gröse eines Raben, mit Flügeln welche ausgebreitet eine Klafter lang sind. Sie hängen mit den Spitzen der Flügel an den Baumzweigen und werden von vielen Indischen Nationen als Leckerbissen gegessen. Unter den Schlangen giebt es verschiedene giftige, einige von der Länge von 20 bis 25 Fuß und der Dicke einer Linde, von den Holländern Schlucker genannt. Sie wickeln sich mit an die Erde hängendem Kopf, der die Form eines Schweinkopfs hat, um die grosen Bäume und nichts Lebendes das diesem Baum naht, entgeht ihnen, denn sie sind von erstaunlicher Geschwindigkeit. Haben sie sich aber voll gefressen, so können sie sich nicht rühren und sind wie betäubt, daß man sie ohne Gefahr töden kann. In Banda fand man in einer solchen Boaschlange eine tode Sclavinn. Das Fleisch kann gegessen werden und die Indier schätzen das Fett sehr. —

Eine andere Schlangen Gattung, die Rattenfänger sind wegen ihrer Unschädlichkeit beliebt, sie wohnen in den Häusern und fangen Ratten und Mäuse weg. — In Indien findet man viele Schlangenbeschwörer, welche mit den giftigsten Arten umzugehen und sie zu allerley Künsten, ja zu einer Art Tanz abzurichten wissen.

Zwey und zwanzigstes Kapitel.

Die Küste Koromandel. Städte. Karnatik. Wechsel der Jahreszeiten. Insel Ceylon. Städte. Geschichte der Besitznahme der Holländer. Einwohner. Sitten und Hauswesen Künste und Handwerker. Religion. Producte. Der Zimmtbaum. Der Elefant. Affen.

Vom Cap Comorin, das sich bis an die kleine Insel Rammanakoyel gegen Norden erstreckt, läuft die Küste Koromandel nordwärts gegen Bengalen hinauf. Diese kleine Insel hat eine prächtige Pagode; doch leben viele Katholiken daselbst. Bey ihr liegen noch andere kleine Inseln, welche den augenscheinlichen Beweis geben, daß hier Ceylon mit dem festen Lande zusammengehängt hat.

An der Küste Koromandel hinauf liegen folgende Städte:

Tondy, ein geringer Ort, liefert vieles Vieh nach Ceylon, wohin man in vier Stunden

kommen kann. Negapatnam (Schlangenstadt, wegen der grosen Menge Schlangen, welche es daselbst gab) ist sehr volkreich, von der Zeit der Portugisen her mit vielen Kirchen und grosen Häusern geschmückt, und treibt einen ausgebreiteten Handel. Carcal, ehemahls sehr nahrhaft, jetzt aber nebst dem Holländischen Comtoir daselbst in schlechtem Zustande. Trankebar, gehört den Dänen, die es seit langer Zeit besitzen und herrlich erbaut und befestigt haben, weswegen es von der Seeseite sehr ins Auge fällt, diese Nation hat ausserdem keine Besitzungen in Indien. In Tegepatnam wird starker Handel von den Holländern mit Mohren und Hindus getrieben. St. Thomas hatten die Portugisen, welche es eine zeitlang besassen, zu einer vortrefflichen Handelsstadt erhoben, welche reich an Färbern, Webern und Zeugmahlern war, seitdem es aber in die Hände der Mohren kam, fängt es an zu sinken. Madras ist eine starke Festung der Engländer. Diese Nation hat meines Wissens ausser dieser und Bombay keinen befestigten Platz in Indien inne, wohl aber köstliche Komptoire an allen Orten. Paliacatte das Hauptcomptoir der Holländer auf Koromandel, mit dem Fort Geldern, liegt in unfruchtbarem Sandlande, und man muß mit vieler Vorsicht daselbst vor Anker gehen. Hier

residirt der Oberbefehlshaber über alle Holländischen Niederlassungen dieser Küste. Masulipatnam steht unter Mohrischer Oberherrschaft und ist die angesehnste Handelsstadt der ganzen Küste. Engländer, Dänen und Holländer haben hier Comptoire, und die grose in einer herrlichen Gegend gelegene Stadt wimmelt von Persern Indiern, Mohren und Sinesen. Sie liegt an einem Meerbusen und wird von einem Fluß bespühlt, den viele Kaymans bewohnen.

Zwischen den Küsten Malabar und Koromandel erstreckt sich das Reich Karnatik, das von den Nayken beherrscht wird, die nach dem Tode eines mächtigen Monarchen sich der Regierung bemächtigten und das Land theilten. Die jezigen residiren zu Tanjore, Madura und Chengier und führen königlichen Staat. Vor einigen Jahren wurde das Land von dem König von Visapur so verwüstet, daß die Einwohner zu tausenden Hungers starben, und eine grose Menge von den Holländern nach Ceylon und Java gebracht wurden. — Die Länder der Koromandelschen Küste liefern viel Vieh, Reis und Salz, am stärksten aber werden die feinen Musselintücher ausgeführt welche alle andern in Indien an Güte übertreffen. Man rechnet auf 5000 Weber auf dieser Küste.

Der Winter fängt in Indien im April an und endet mit dem September, er zeigt sich mit Sturm, Gewittern und Regengüssen, welche starke Ueberschwemmungen verursachen. Diese Gewitter ziehen von Süden nach Norden, so daß Cap Comorin eher Winter hat als Cochin und dieses eher als Goa oder Surate. Nähern sich die Wintermonate, so versieht man sich mit Vorrath für die Küche, die Schiffe werden ausgeladen und mit Matten bedeckt und die geladenen gehen schleunig in See, da ihnen in der Nähe des Landes Gefahr droht, denn die Südwestwinde treiben schwere dunkle Wolken aus dem Meer herauf, welche sich mit grosen Regengüssen öffnen, indeß die Wellen toben, daß man an kein Ufer kommen kann. Land und Ufer zittert von den Schlägen der Brandung, und die senkrecht über den Scheitel stehende Sonne wird von schwarzen Wolken verhüllt, sonst würde die Hitze unausstehlich seyn. Bald fängt das bis jetzt ausgedorrte Land an zu grünen, aber Strassen und Wege werden unbrauchbar und grose Wasserfluthen ergiessen sich. — Mit dem September scheidet der Winter unter erneuertem Blitz, Donner und Stürmen, die dicken Wolken trennen sich, die Luft wird klar, die Sonne erquickt das ersoffene Land und trocknet es, daß es nun reichlich seine Früchten giebt und die verstopften

Häfen

Häfen werden wieder eröffnet. In diesen Sommermonaten wehet der Wind bey Tage aus der See, des Nachts vom Lande, der letztere hört Morgens um neun Uhr auf, es wird ganz still und die Sonnenhitze unerträglich, bis sich der Nordwind erhebt, der bis zu Sonnenuntergang anhält; dann wehen bisweilen die Nordwinde so scharf, daß die Kälte unleidlich ist, so wie die Hitze am Tage. Diese Landwinde spürt man auf hoher See niemahls, nur an den Küsten, wo sie oft von den Schiffern zu ihrem Fortkommen benutzt werden.

Sonderbar ist es, daß wenn auf Malabar, Orixa, Bengalen und Arakan mit dem October der Sommer seinen Anfang nimmt auf der Küste Koromandel der Winter eintritt. Von Paliacate aus südwärts findet dann kein Schiff mehr eine sichere Rhede, indeß die nördlichen Gewässer und Küsten die schönste Witterung haben. Dieß ist um so mehr zu bewundern, da diese Länder, als Koromandel und Malabar, unter einer Höhe liegen. Diese sonderbare Veränderung der Jahreszeit findet sich auch auf Ceylon, ist es zu Jaffnapatnam Sommer, so ist es in Colombo Winter.

Der Küste Koromandel gegenüber liegt die grose und fruchtbare Insel Ceylon, eines der

vortrefflichsten Länder in Asien. Sie hat ohngefähr 20 Meilen in Umkreis und kann ehedem noch gröser gewesen seyn, da Stürme und Fluthen an der Nordseite wahrscheinlich viel weggerissen haben. Franz d'Almeida entdeckte sie unter den Portugisen zuerst und ließ die feste Stadt Colombo bauen, von wo aus sich die Portugisen immer mehrerer Plätze auf der Insel bemächtigten, indem sie in immerwährendem Krieg mit den Einwohnern lebten, bis sie in den neuern Zeiten von den Holländern aus deren Besitz vertrieben wurden.

Die vornehmsten Städte dieser Insel sind: Caliture eine kleine feste Stadt am Strande des Meeres in einer fruchtbaren Gegend. Colombo die Hauptstadt der Holländer und Sitz des Gouverneurs, welches zuvor Puncto Gale war liegt an der Westseite von Ceylon und hat um sich die besten und meisten Zimmtplantagen; dritthalb Meilen davon nordwärts Negombo hatte ehemals unter den Portugisen starken Handel. Von hier aus geht ein wenigbewohnter unfruchtbarer Landesstrich Medampe bis nach den Inseln Calpentin und Manar zwischen welchen die Sandhügel gesehen werden, wo ehemahls die Perlenfischerey war, die nun in Tutecoryn getrieben wird. Auf Manar ist ein

starkes Fort welches die Holländer 1658 nach hartem Widerstand, wobey der Portug. Gouverneur von Ceylon Anton de Meneses blieb, eroberten. Auch die berühmte Festung Jaffnapatnam, 24 Meilen nord-ostwärts von Colombo wurde noch in demselben Jahre vom Herrn Admiral van Goens erobert. Die Stadt war gleich beym Anmarsch der Holländer von den Portugisen verlassen worden, die sich insgesammt in die starke Festung gezogen hatten. Wegen der geringen Mannschaft konnte man nicht stürmen und den starken Festungswerken eben so wenig durchs Geschütz anhaben, also dauerte die Belagerung dritthalb Monate, in welcher Zeit man den Feind mit Granaten, Bomben und Feuerkugeln so zugesetzt hatte, daß er die Festung endlich übergab. Die Vornehmen wurden Kraft der Capitulation nach Goa gebracht, den übrigen Einwohnern freygestellt sich in Batavia oder Malakka niederzulassen und die Besatzung kriegsgefangen gemacht. Funfzehnhundert Menschen waren in der Festung während der Belagerung geblieben. Das Gebiet von Jaffnapatnam hängt als eine Halbinsel durch eine schmale Landenge mit Ceylon zusammen, hat zehn Meilen im Umfang und mehr als 150 Dörfer unter sich. — Seit die-

ser Eroberung von Jaffnapatnam ist Ceylon gänzlich von den Portugisen geräumt worden. Trinconomale an der Nordküste der Insel hat den schönsten Hafen. Schon 1639 warfen die Holländer hier eine Schanze auf, verliesen sie aber nachher. Als ich 1661 die Bay passirte war sie ganz demolirt, wurde aber im zweyten Englischen Krieg wieder errichtet. Zu Batacola liesen sich die Holländer schon 1602 nieder, eroberten die Portugisische Schanze 1638 und übergaben sie dem Kayser von Ceylon. Alle Küstenländer von hier aus bis Galiette gehören den Holländern. Zu Dondery und Matura sind kleine Forts. Puncto Gale nahmen die Holländer 640 den Portugisen ab. Admiral Jacob Koster eroberte es mit Sturm, nachdem er den von Colombo kommenden Succurs geschlagen hatte. Die Stadt liegt an einer schönen Bay und ist sehr befestigt, mit herrlichen Kirchen und Gebäuden und ausserhalb mit schönen Gärten und Lusthäusern versehen. Obgleich die Bay sehr gros ist, so hat sie doch einige Untiefen und Klippen und ist den Westwinden offen, wodurch die Schiffe Gefahr laufen, doch wird sie von zwey Schlössern gesperrt, daß kein Schiff ohne Erlaubniß einlaufen kann; hingegen ist die Stadt, welche auf einem Hügel liegt, gegen die See zu offen. Das

Gebiet von Puncto Gale trägt der Kompagnie viel ein.

Die Einwohner dieser herrlichen Insel heissen Cingalesen, und leben an den Küsten unter dem Schutz der Niederländer, das Innere des Landes steht hingegen unter dem Kayser von Ceylon oder Candy der in Candy residirt. Als die Portugisen hier landeten, war das Reich durch innerliche Kriege zerrüttet, und der Kayser hatte nur noch den Titel. Hierdurch wurde es ihnen leicht sich festzusetzen, und sie hatten sogar Candy ein Zeitlang in ihrer Gewalt. Als der Holländische Admiral Spielberg zuerst 1602 nach Ceylon kam, regierte Vinna Ladarma Soria (Erlöser des Reichs) ein Sohn des Vinna Lamantia, welcher von einem Reichsrath an die Stelle eines untüchtigen Regenten Raja Singa zur Regierung berufen, aber in die Gewalt seines Vorgängers gerieth und lebendig begraben wurde. Vinna Ladarma Soria rief nun die Portugisen zu Hülfe, und eroberten mit ihnen Candy, allein diese setzten einen zur Katholischen Religion Uebergetretenen Don Philip auf den Thron, der aber von Vinna Laderma Soria mit Gift hingerichtet wurde. Der neue Kayser, den die Portugisen gemeinlich Don Jean nannten, hob nun alle

Freundschaft mit den Portugisen auf und gebot ihnen das Land zu räumen, trieb auch den entkommenen Raja Singa so in die Enge, daß er aus Gram starb. Doch sein Secretär Janire Wandar trat als Kronprätendent auf, brachte mit Hülfe der Portugisen und der Regenten von Jaffnapatnam, Cota, Pannia und Batacola eine Armee von 140000 Mann und 1100 Elefanten zusammen, griff Candy an und trieb den Kayser in die Flucht, der mit wenigen Getreuen sich in den Wüsten verbarg. Man brachte nun die Tochter des Raja Singa, welche zu Manar in der Katholischen Religion erzogen war und Catharina hieß, herbey, führte sie mit groser Pracht in Candy ein, und krönte sie als Kayserin, worauf sie Janire durch den Portugisischen General Pedro Lopez zur Gemalin verlangte. Da die Prinzessin aber diese Heurath ausschlug, glaubte Janire, daß dieß auf Anstiften der Portugisen geschähe und suchte Gelegenheit sich zu rächen, es wurde aber entdeckt und er verrätherisch ermordet. Indessen kam Don Jean aus seiner Verborgenheit wieder hervor, brachte eine ansehnliche Macht zusammen, mit welcher er die Portugisen schlug, den General Lopez und die Kayserinn Catharine zu Gefangnen machte und die leztere heurathete. Der General starb an seinen Wunden. Don Jean regierte nun als

Kayser unumschränkt und trieb die Portugisen, welche noch einigmahl Versuche auf Candy machten, mit grosem Verlust zurück.

Zu dieser Zeit kam Spielberg als Gesandter der Holländisch-Ostindischen Compagnie auf Ceylon an, wurde von Trinconomale von einer großen Begleitung mit vielen Elefanten und Palankins nach Candy geholt und von dem ganzen Hofstaat und 1000 Mann Leibwache in Parade mit herrlicher Musik umpfangen. Seine Zimmer waren ganz nach Europäischer Art ausmeublirt, (da der Kayser noch viele Portugisen in Diensten hatte, ja Emanuel Dias der gewesene Bediente des General Lopez war oberster General) und die Audienz war für ihn außerordentlich erfreulich, denn auf das Anerbieten holländischer Hülfe gegen die Feinde des Kaysers, umarmte derselbe dem Admiral und schenkte ihm alle Vorräthe von Zimmt und Pfeffer, welche in Kandy lagen. Auch von der Kayserin und den Kindern derselben wurde der Gesandte aufs freundlichste empfangen und reisete mit großer Ehre und Geschenken wieder ab. Der Kayser hatte sogar geäußert, daß wenn die Holländer nur eine Festung auf Ceylon bauen wollten, er auf seine eignen Schultern die Materialien herbeyschaffen helfen wollte. Doch bald wurde die-

ses gute Vornehmen durch den Viceadmiral Sebald de Weert gestört, der sich auf Ceylon so unbescheiden benahm, daß er beynahe sammt seinem Gefolge von den kayserlichen Truppen wäre niedergemacht worden. Ueberdieß starb Don Jean bald darauf, und sein Stiefbruder Zenuwierat, welcher die Kayserin Catharina heurathete bekam das Reich. Mit diesem errichtete die Kompagnie durch den Kaufmann Buschhauer ein Bündniß, das aber ohne Erfolg blieb, da die Holländer, welche mit seiner Bewilligung zu Cotjar eine Festung bauen wollten, von den Portugisen überfallen und niedergesäbelt wurden.

Catharina starb 1613 und Zenuwierat 1632, wo sein Sohn Raja Singa zur Regierung kam, und die Niederländer um Hülfe gegen die Portugisen anrief. Die Kompagnie schloß durch die Admirals Westerwald und Koster eine Allianz mit ihm und fieng an mit glücklichem Erfolg die Portugisen aus Ceylon zu vertreiben, welches aber seine Eifersucht rege machte, so daß er hie und da Feindseligkeiten gegen die Holländer ausübte, ja sogar den Admiral Koster, der nach der Eroberung von Puncto Gale nach Candy reisete, ermorden lies. Diese Feindseligkeiten dauerten bis 1649, wo man

sich verglich, doch machte Raja Singa nach der Eroberung von Colombo, welche den Holländern viel Blut und Geld gekostet hat, Ansprüche auf diese Stadt, wodurch die Mishelligkeiten wieder anfiengen, welche bis jetzt noch nicht beygelegt sind; da er aber die immer wachsende Macht der Holländer fürchtet, so hat er bis jetzt ruhig gesessen, man hat weder Krieg noch Friede, doch regieren beyde Mächte ihre Besitzungen in Ruhe.

Raja Singa war zur Zeit meiner Anwesenheit schon ziemlich alt, und residirte mit vieler Pracht zu Candy, er hatte eine große Dienerschaft um sich, und viele Soldaten, die Lascarynen heißen. Seine Unterthanen sehen ziemlich schwarz, sind klein von Statur aber wohlgebildet, tragen kurz abgeschnittenes Haar und die Vornehmen Cabayen, (lange mohrische Röcke von geblümten Seidenzeug) einen Säbel mit goldnem oder elfenbeinernem Griff und Geschmeide an Fingern und in den Ohren. Das Volk geht außer einem kleinen Schurz, ganz nackend. Auch das Frauenzimmer trägt nebst dem Geschmeide blos ein kurzes Gewand um die Hüften.

Der Cingalese ist kunstreich und klug, wie dieß seine herrlichen Waffen, die er selbst ver-

fertigt, zeigen, dabey schnell im Angriff gegen den Feind, aber hinterlistig und unzuverläßig. Er liebt die Weiber sehr, und verheurathet sich früh, auch nimmt er mehrere, wobey die sonderbare Gewohnheit herscht, daß dem Gast, den der Hausherr ehren will, eine seiner Weiber auf die Zeit seines Aufenthalts im Hause überlassen wird. Diese Weiber wissen sehr gut mit der Kochkunst umzugehn und ihre Gastmahle sind sehr lecker, ob man gleich nur auf der Erde sitzt, und statt des Tischtuchs und der Teller Pisangblätter vor sich hat, doch wird dabey nur Wasser getrunken.

Ihre gelernten Künste und Handwerker halten sie sehr in Ehren und keiner darf ein anderes lernen oder treiben, als das seines Vaters. Die Bauern (Bellali) werden nach den Braminen am höchsten geachtet, unter ihnen trift man viele Christen und Leute von Bildung, die gute Nahrung haben, und ihren Landbau mit grossem Vortheil treiben. Sie lassen das Getreyde von Ochsen austreten. — Auch heurathen die Eingalesen gerne in einerley Handwerke, obgleich Verbindungen mit Blutsverwandten ihnen die angenehmsten sind. Chivias sind die Wasser- und Palankinträger, meistens große und starke Leute. Die Kaufleute heißen Chittis, Carreas und

Mockuas Fischer, Nalloavas Sclaven und Knechte der Bauern, und Parias die elendeste und geringste Klasse, sie räumen den Unflath und das Aas hinweg, essen das, was andere für unrein halten und müssen als Unreine den andern aus dem Wege gehen.

Die herrschende Religion unter den Cingalesen ist die der Hindu, doch giebt es auch viele Mahometaner und Christen unter ihnen. Man sieht eine Menge schöner Pagoden, zu welchen auch von dem festen Lande häufige Wallfahrten geschehen. Auf einem der höchsten Berge, Pico d'Adam genannt, ist eine herrliche Pagode, in welcher Tag und Nacht Lampen brennen und wohin die Pilger sehr zahlreich kommen, da man vorgiebt, Adam habe daselbst gewohnt und einen Stein mit Adams Fußabdruck zeigt. Noch eine Reliquie dieses Tempels war der Zahn eines weisen Affen, der viele Wunder würkte; als aber die Portugisen, in der Meynung, große Schätze zu finden, die Pagode niederrissen, verbrannten sie auch dieses Heiligthum, obgleich die Cingalesen eine ansehnliche Geldsumme dafür boten. Auch viele Klöster, schön und weitläuftig erbaut, trift man im Lande zerstreut. Die Mönche gehen gelb gekleidet und haben geschorne Köpfe.

Die Wohnungen der Cingalesen sind, obgleich klein und aus schlechten Materialien, doch bequem und reinlich, worin sie den übrigen Indianern vorzuziehen sind. — Ein Alter von 80 bis 90 Jahren ist bey dieser Nation gar nicht selten. Die Todten werden begraben, bey Vornehmern verbrannt. — Die Münze, silberne Larynen 10 holländische Stüver an Werth, goldne und silberne Fanons (fünf Stüver) nebst den goldnen Pagoden, hat Ceylon mit den Ländern Malabar und Koromandel gemein, doch sind auch spanische und holländische Münzen genug im Kurs. —

Das Hauptproduct dieser schönen Insel, welche nicht nur den größten Ueberfluß im Thier- und Pflanzenreich, sondern auch großen Reichthum an edlen Steinen besitzt, ist der Zimmt, so daß man ganze Wälder von dem Kaneel- oder Zimmtbaum trift. Dieser Baum sieht den Orangenbaum viel ähnlich, seine Zweige aber sind gerader und haben nicht so viele Knoten, die Blätter gleichen den Lorbeerblättern, die Frucht den Oliven, auch wird aus ihr ein starkes Oel gepreßt, die Blüthe aber ist weiß und von angenehmen Geruch. Aus den auf die Erde gefallenen Früchten schießen junge Bäumchen auf, denen wenn sie heranwachsen, durch

das Umhauen des alten Luft gemacht werden muß. Wenn man die auswendige dünne Rinde des Baumes abgeschält hat, so schneidet man die inwendige, welches eigentlich der Zimmt ist, in länglichten Streifen ab, in der Sonne, wo man sie trocknet, rollt sie sich dann zusammen, und wird roth. Hiervon stirbt der Baum nicht ab, wie man glauben sollte, sondern er braucht nur drey Jahre, um seine vollkommene Rinde wieder zu erhalten, die man dann wieder abnehmen kann.

Zwischen Puncto Gale und Negombo wächst der beste Zimmt, welcher in drey Sorten getheilt wird, der von den alten Bäumen ist der schlechteste. — Das Holz des Zimmtbaumes braucht man zum Bauen und Brennen, und aus seiner Wurzel schwizt eine Art Gummi. Die Einwohner verarbeiten auch die grüne Zimmtrinde in niedlichen Kästchen, die sie mit derselben auslegen und wohlriechend machen.

Im Thierreich hat der Elefant vor allen den Vorzug, er ist der größte und schönste in ganz Asien, wird über 6 Fuß hoch und 150 Jahr alt, und läßt sich sehr gut abrichten. Das Thier ist aus vielen Beschreibungen schon bekannt genug, und ich führe bloß an, daß die

wilden Elefanten an Bäumen und Gewächsen in Ceylon vielen Schaden thun, auch bisweilen Menschen töden, weswegen Reisende Feuer anzünden und auf Trommeln und Becken schlagen, sie zu verscheuchen. Die Holländer haben seit einigen Jahren den Elefantenfang mit vielem Nutzen getrieben. Sie ziehen mit einigen 100 Männern und etlichen zahmen Elefanten aus und umpfählen einen großen Bezirk in dem sich der wilde Elefant aufhält. Diese Verzäunung wird gegen das Ende immer schmäler und ist mit Fallthüren versehen, in dieselbe wird der Elefant durch Geschrey und Trommeln hineingetrieben und am Ende derselben durch die Fallgitter verschlossen, man bindet ihn sodann zwischen zwey zahme Elefanten die ihn mit fortführen und wenn er sich sträubt mit den Zähnen antreiben. Diese sind auch seine Lehrmeister und zähmen ihn in kurzer Zeit, daß er sich von einem Kinde regieren läßt, welches ihn auf dem Nacken sitzt und ihn mit einem kleinen Streithammer leitet.

Die Ceylonischen Wälder enthalten noch eine grose Menge Affen und Paviane, welche die Reisenden durch ihre lächerlichen Sprünge und Bewegungen belustigen. Sie thun an Gewächsen und Bäumen grosen Schaden und saufen oft den Palmwein aus den Gefäsen, die zum Auf-

sammeln desselben an den Bäumen aufgehängt sind. Man fängt sie mit Kokosnüssen, in welche ein kleines Loch gebohrt wird; der Affe welcher den Kern mit seinen Pfoten heraus holen will, wird von den Indiern überfallen und gefangen. Oft verkauft man das Stück um zwey Holländische Stüber. Der Orang Utang ist an Gröse und Gestalt fast dem Menschen gleich, vorne kahl, an Rücken und Lenden aber behaart, dabey stark, geschwind und kühn, daß er sich auch bewaffneten Männern widersetzt. Zahm gemacht lehrt man sie verschiedene Verrichtungen im Hause, als Bratspies drehen, Gläser reinigen und serviren, wobey sie auf den Hinterfüssen einhergehen. Doch muß man Aufsicht über sie haben, denn sie sind sehr diebisch.

Drey und zwanzigstes Kapitel.

Beschreibung von Java. Lage und Fruchtbarkeit. Städte. Regierung. Geschichte des Regierungsantritts des Mataram. Verwaltung des Landes. Turniere. Weiber des Mataram. Gastmahle. Einwohner. Ihr Character und Art Krieg zu führen. Kleidung. Religion. Hauswesen und Sitten. Künste und Handwerker. Schiffarth. Producte. Pflanzen Thiere.

Noch sey die schöne Insel Java, der Sitz der Regierung aller Holländischen Besitzungen in Asien, auf welcher das reiche Batavia, der Mittelpunct des blühenden Niederländischen Handels liegt, der Gegenstand einer kurzen Beschreibung.

Java oder Gros Java, unter den Sunda-Inseln die vorzüglichste, erstreckt sich von der Strasse Sunda, die sie von Sumatra, bis zur Meerenge Balumban, die sie von der Insel Bali oder Klein Java scheidet, 65 Meilen in die Länge

und hat ohngefähr 150 Meilen im Umkreis. Sie hat von weitem ein herrliches lustiges Ansehen, von himmelansteigenden baumreichen Gebirgen durchschnitten, ist auf der Südseite wenig angebaut und bewohnt, aber die Ost-Nord- und Westküsten sind sehr volkreich und fruchtbar, daß selbst hohe Berge durch Felder und Baumgärten einen herrlichen Anblick gewähren. Alle Arten Südfrüchte giebt das Pflanzenreich reichlich und einen Ueberfluß an Medicinalkräutern. Der Reis wird wegen der Trägheit der Einwohner nicht so häufig und schön gebaut, als wohl geschehen könnte, aber von Pfeffer, Ingber, allen Arten Gemüse, zahmen Thieren und Federvieh ist ein solcher Ueberfluß vorhanden, daß die gröste Wohlfeilheit dadurch bewürkt wird und man öfters 24 Hühner um einen Reichsthaler kauft. Die Wälder sind voll von Tygern, Rhinoceros, Schlangen, Hirschen, Rehen, Büffeln, Schweinen, Affen, Zibetkatzen und die Flüsse voll Krokodile.

In den vorigen Zeiten hatte die Insel viele Beherrscher, indem fast jede kleine Seestadt ihren eigenen König hatte, jetzt aber ist der gröste und östliche Theil dem Mataram, der kleinere westliche dem König von Bantam, welchen beyden alle kleineren Fürsten gehorchen, unterworfen.

Das Land enthält folgende vorzügliche Städte, die ich der Reihe nach von der Ostseite her kürzlich anführen will:

Balumban eine Handelsstadt an einer grosen Bucht der Insel Bali gegenüber, gehört dem Mataram und liefert Taue, Matten, Seegeltuch, Oel und Kokosnüsse.

Panarukan ebenfalls an der See, hatte zur Zeit der Portugisischen Herrschaft in Indien starken Handel. Hinter ihr liegt ein feuerspeiender Berg, dessen häufige Ausbrüche grosen Schaden in der Gegend anrichten.

Joartan der Insel Madura gegen über mit einem schönen Hafen und starken Handel.

Sidayo und Tubaon kleine Seestädte, deren Einwohner gute Seeleute sind.

Japare wird von allen Völkern der Ostindischen Inseln sehr stark besucht, so wie von den Niederländern, welche ganze Ladungen Schiffs- und anderes Bauholz, Reis, Vieh und andere Lebensmittel holen.

Samarang ohngefähr drey und eine halbe Meile von Japare, gros doch unbefestigt.

Hier landen gewöhnlich die Gesandten an, die zum Mataram reisen, von wo aus der Weg durch schöne Ländereyen und volkreiche Ortschaften gegen Süden hin längs den hohen Gebürgen Ongaran, Marabu und Belirang und über den Fluß Lamack geht. Die Einwohner aller dem Mataram unterworfenen Orte, wodurch die Gesanten kommen, müssen bey hoher Strafe alles unentgeldlich verabfolgen lassen.

Die Haupstadt Mataram selbst liegt in einer grosen Ebene, die ringsum von sehr hohen grünenden Bergen umschlossen ist, so daß blos vier Wege dahin führen, welche mit Thoren versperrt werden können und mit Wache besetzt sind, welche jeden den sie auf den Versuch antrift sich durch das dicke Gebüsch oder über die Felsen weg zu wagen, niedersäbelt. Diese vier Pässe heissen Silimby, Tadie, Upack und Caliadier und führen durch unzugängliche Wälder und Gebirge nach der Hauptstadt, die von vielen volkreichen Dörfern und fruchtbaren Ortschaften, welche manchmahl bis zu 30000 Einwohner haben, umgeben wird und sich vom Paß Caliadier bis zum Kayserlichen Schloß eine Meile in die Länge erstreckt. Ihre Strassen sind eng und unsauber und wimmeln von Menschen. Blos eine welche die Stadt durch-

schneidet, ist etwas breiter und reinlicher und geführt nach dem Schloß, das ziemlich schön gebaut von Lustwäldern, Gärten und einer grosen Menagerie umgeben ist.

Die Orte an der Nordküste von Samarang bis Batavia sind von keiner Bedeutung. Diese Hauptstadt des ganzen Holländischen Ostindiens hieß vor der Besitznahme der Holländer Jacatra, hat vor sich im Meere einige kleine Inseln, die eine Rhede bilden, und wird hinten von hohen Bergen umgeben. Der schöne Strom Jacatra durchschneidet es in der Mitte, sondert die Festung von der Stadt und bildet einen schönen Hafen. Die Festung hat vier starke Bollwerke, ist mit allen Kriegsbedürfnissen überflüssig versehen und die Wohnung des General Gouverneurs und der Räthe von Indien. Die Stadt selbst von einer Menge Holländer, Sinesen, Mohren und Malayen bewohnt, hat herrliche Gebäude, Plätze und Strassen, schöne Brücken und lustige Spatziergänge. Zwey Kirchen, das Rathhaus, Hospital, Waysenhaus und Spinnhaus zieren dieselbe im Innern und aussen die angenehmsten Spatziergänge längs schönen Gärten und Landhäusern, auch ist sie mit Mauern, Graben und Bollwerken umgeben und im Umkreis liegen eine Menge Schanzen, welche den ersten

Anlauf des Feindes abhalten können. Die Holländisch-Ostindische Kompagnie beherrscht die Stadt und das Gebiet souverain.

Fünf Meilen von Batavia gegen Westen liegt Sumatra gegen über Bantam die vornehmste See- und Handelsstadt der Javanen in einer grosen Bay am Fuß eines sehr hohen Berges. Sie wird von drey kleinen Flüssen bewässert, von denen der vornehmste einen bequemen Hafen für kleine Schiffe bildet, die grösern aber bleiben eben so sicher in der weiten und schönen Bay welcher die Stadt ihren blühenden Handel zu danken hat, denn ob sie gleich das nicht mehr ist, was sie vor der Besitznahme der Holländer von Jacatra war, so wird sie doch noch von Arabern, Persern, Hindostanern, Peguanen, Mohren, Malayen, Sinesen, den Bewohnern aller Ostindischen Inseln, Portugisen und Engländern stark besucht. Die letztern haben ein schönes Komptoir daselbst. Jeden Tag werden drei Märkte gehalten, der erste an der Ostseite, frühmorgens, der zweyte gegen Mittag am Pallast des Königs, der dritte im Sinesischen Quartier Nachmittags. Am Ufer hin hat die Stadt eine starke Mauer mit metallenem Geschütz besetzt, welches die Javanen aber nicht gehörig zu bedienen verstehen, das Innere aber war schlecht

gebaut, niedrige Häuser, ungepflasterte enge Strassen. Beym Königlichen Pallast steht ein Thurm in welchem eine acht Fuß hohe Kriegstrommel befindlich ist, deren Schall durch das ganze Gebirge gehört wird.

Der Mataram und der König von Bantam beherrschen die Provinzen dieser Insel. Ersterer hieß zur Zeit meiner Anwesenheit Susuhunan und folgte seinem Vater Mahomet in der Regierung, bey dessen Lebzeiten er sehr unterdrückt wurde und viele Verdrießlichkeiten erfahren mußte, weswegen er sich nach seiner Thronbesteigung zu rächen suchte und den alten Tomagon Guna, Gouverneur der Stadt Mataram zur Vergeltung seiner ehemaligen Feindseligkeiten unter dem Vorwand, daß er seine Ordre bey Stillung der Empörung der Einwohner von Bali nicht Gnüge geleistet habe, hinrichten ließ, welches Schicksal alle Verwandte und Freunde dieses Mannes erlitten, doch stellte sich der Monarch dabey als ob dies blos Privatrache seines Ministers sey, weil auch sein Bruder Raja Agong unter seinen Feinden gewesen war, mit dem er vorsichtig verfahren mußte und ihn scheinbar mit aller brüderlichen Freundschaft behandelte. Raja Agong aber, der seinem Bruder nicht traute, machte sich einen Anhang und be-

schloß ihn bey einem Turniere zu ermorden. Der König, von diesem Vorhaben unterrichtet, schickte seinen Oheim an ihn, ihm die Nahmen der Verschwornen abzufordern und als er sich weigerte, wurde er seiner Würden und seines Vermögens beraubt, ihm nur 300 Männer zu seinem Dienste vergönnt und er mußte unter der Aufsicht des alten Tommagons Mataram ihres alten beyderseitigen Lehrers leben. Alle seine Anhänger wurden hingerichtet. Raja Agong ganz ausser sich über diesen Schimpf, nahm aus den ihm übergebliebenen 300 Männern 50 Waghälse und drang mit ihnen, just als der König Divan hielt, in den Pallast, indem er alles was ihm vorkam ermordete. Alles kam nun in Waffen, und bald wurden die 50 niedergehauen, blos Raja Agong wüthete noch, weil der König ihn zu schonen befahl, und suchte an diesen zu kommen, indem alles floh, da sich niemand gegen ihn zur Wehr setzen durfte. Als er aber auch einen alten getreuen Rath des Mataram durchbohrte, erlaubte der König jeden sich seiner Haut zu wehren und der Wüthende fand alsbald seinen Tod. Susuhunan betrauerte einige Tage seinen Tod und ließ grose Betrübniß blicken, beschloß aber sich an den Mahometanischen Pfaffen, welche die eigentlichen Anstifter dieser Unthat waren, zu rächen und sandte vier

seiner Getreuen durchs ganze Land, welche alle Pfaffen aufzeichneten, die sodann auf einen Befehl des Monarchen an einem Tage, 6000 an der Zahl, ermordet wurden. Am folgenden Tage wurden noch einige Reichsräthe und vornehme Hofbediente eingezogen und hingerichtet, worüber es bald zu Mishelligkeiten zwischen dem Mataram und seinem alten Oheim gekommen wäre, welche aber die Königin Mutter zu beseitigen wußte und seit dieser Zeit regiert Susuhunan löblich, friedliebend und mild, so daß die blutigen Auftritte seiner ersten Regierungszeit von seinen Unterthanen vergessen worden sind.

Wöchentlich dreymahl wohnt er den Sitzungen der Reichsräthe bey, bisweilen besucht er sie auch ausser dieser Zeit, denn sie werden alltäglich von neun bis zwölf Uhr gehalten. Auch besucht er die Versammlungen des Justizhofes, da kein Verbrecher in seiner Abwesenheit zum Tod verurtheilt werden darf; dieser wird gemeiniglich in schweren Feßeln und Blöcken vorgeführt, seine Anklage mit Ernst untersucht, Zeugen abgehört, und nach einem genauen Durchgang der Sache das Urtheil vom König gesprochen. Alle seine Unterthanen sind unbedingt seine Sclaven, auch die vornehmsten Reichsräthe wagen es nicht ihm zu widersprechen, doch haben die Tommago-

nen und Pangoranen einige Vorzüge, die meisten der Tommagon Mataram oder Stadthalter der Provinz Mataram, welcher die mehresten Regierungsgeschäfte über sich hat. In den Provinzen, deren zwölf sind, sind noch die Orankayen Befehlshaber in Dörfern, Städen und Flecken, und die Sabander Zollaufseher, überdieß giebt es noch eine Menge anderer Bedienten, bürgerliche und militärische, Fiskale die im ganzen Land herum ziehen auf alles fleißig achten und es dem Oberfiskal in der Residenz hinterbringen, auch Königliche Spione die in den Provinzen umherschleichen, etwas in Erfahrung zu bringen, was dem König Gefahr bringen könnte. — Jeder Pangorang oder Tommagon weiß wie viel Soldaten er im Fall der Noth in seinem District aufbringen muß und diese werden fleissig in den Waffen geübt, so daß auf ergangenen Aufruf sogleich einige hunderttausend wohlgerüstete Soldaten dastehen, welche ihre Obersten Mantrins und Hauptleute Loeras haben und mit Musketen, Piken, Bogen und Pfeilen bewafnet sind.

Mehrentheils am Montag versammlen sich in dem grosen Hof des Pallasts an 500 Herrn von Adel um dem Turnier beyzuwohnen auf schönen

Pferden mit groser Pracht, jeder mit einem grosen Stock oder Lanze, am Ende mit einem Knopf versehen, bewafnet. Sie sind am Oberleibe nakend, mit einem Turban auf dem Haupt und einem seidnen oder weiß musselinenen Kleid um die Lenden. Der Turnierplatz ist mit Stacketen umgeben, hinter welchen eine Menge Musikanten stehet, die den König, so wie er aus dem Pallast tritt, mit einer rauschenden Musik empfangen. Er wählt sich, so wie die übrigen alle, einen Gegner und nun sucht jeder den andern aus den Sattel zu heben oder sonst einen Vortheil abzugewinnen wobey sie ihre Pferde mit der größten Geschicklichkeit, denn sie sind gute Reuter, herumtummeln. Dieses Spiel dauert von Nachmittags vier Uhr bis zum Untergang der Sonne und die Javanen erscheinen dabey sehr gewandt, denn sie können die Pferde mit den Füssen, an welchen sie die Trense befestigt haben, in vollem Laufe lenken.

Die Wache des Pallasts bestehet aus zehntausend bewafneten Weibern, welche in Kompagnien abgetheilt sind, die ihre Offiziers haben. Sie stellen in dem weitläuftigen Gebäude und Gärten viele Posten aus, da jeder Zugang, jede Gallerie und Pforte von ihnen besetzt ist und niemand ohnbefragt aus- oder eingehen darf. Die welche nicht auf der Wache sind, müssen in der

Küche oder im Harem weibliche Arbeiten verrichten. Diese Frauenzimmer sind aus den vornehmsten Familien des Reichs, werden täglich in den Waffen, Musik und weiblichen Arbeiten unterrichtet und begleiten den König, wenn er aus dem Pallast geht, mit leichten Flinten und scharfen Lanzen bewafnet, in groser Anzahl; sie machen zugleich seine Bedienung aus, tragen Lebensmittel, Tabak, Betel und die zu seiner Bequemlichkeit gehörigen Bedürnisse nach und umgeben ihn schlafend und wachend. — Sie werden häufig an seine Edlen verheurathet, so wie die eigentlichen Weiber seines Harems, welche jedoch nach seinem Tode nicht wieder zur Ehe schreiten dürfen.

Bisweilen giebt der König seinen Beamten ein groses Mahl, wozu im Hofe des Pallasts eine Menge Logen gebaut werden, deren jede 25 Speissende faßt und die im halben Mond um den erhöhten Königlichen Speisesaal stehen, daß der König alle seine Gäste übersehen kann. Seine Blutsverwandte und Minister speisen mit ihm. Die Tafel ist überflüssig mit Gebratenem, Gekochtem und Confituren aller Art besetzt, es erscheinen Musikanten und Tänzerinnen, die herrlich geschmückt bis in die späte Nacht die Gäste bey Fackelschein belustigen.

Bey einer Beschreibung der Hofhaltung des Königs von Bantam müßte ich das meiste, was ich hier vom Mataram gesagt habe, wiederholen, ich übergehe es also. Er beherrscht den westlichen kleinsten Theil der Insel eben so unumschränkt wie der Mataram, kann eine ansehnliche Macht auf die Beine bringen, mit welcher er oft wie wohl vergeblich gesucht hat den Holländern etwas abzugewinnen, allein da diese beym Ausbruch der Feindseligkeiten jedesmahl den Hafen der Stadt Bantam mit einigen Kriegsschiffen blokirten und so seinen Handel vernichteten, schloß er bald wieder Friede.

Die Javanen geben vor von den Sinesen, die in der Vorzeit als Verbannete diese schöne Insel gefunden und sich da niedergelassen hätten, abzustammen. Sie sind von kleiner Statur, untersetzt, breiten Angesichts mit hohen Backenknochen, platten Nasen, kleinen Augen und schwarzbraun von Farbe. In ihrem Charakter liegt Kühnheit, Stolz, Rachsucht, Habsucht Unbarmherzigkeit und Unversohnlichkeit. Ihre Zweykämpfe enden sich deswegen nur mit dem Tode des einen, daher rührt auch zum Theil die schreckliche Gewohnheit des Amok Laufens, wie wohl auch viel dem übermässigen Gebrauch des Opiums zuzuschreiben ist. Ihre Betrügerey,

Lügenhaftigkeit und Raubsucht ist so fein und arg, daß auch der Vorsichtigste von ihnen betrogen wird, hingegen sind sie gute Soldaten, herzhaft, ja tollkühn und gehorchen ihrem Offizier wenn er sie ins dickste Feuer führt und die Holländisch-Ostindische Compagnie hat ihre Ueberlegenheit blos dem geschickten Gebrauch des Feuergewehrs, mit dem die Javanen nicht umzugehen wissen, zu danken, besonders da alles Soldat seyn muß und durch den Ruf der grosen Trommel in kurzer Zeit eine ungeheure Armee marschfertig steht. Ausser Dolchen, Spiessen, Musketen und Säbeln führen sie noch eine gefährliche Waffe, nehmlich Blaseröhre, mit denen sie vergiftete Pfeile schiessen, die, wenn das Gift in die Wunde dringt, schreckliche Zufälle verursachen. Dieser Waffen bedienten sich auch die Makassaren in dem Feldzug welchem ich beywohnte und tödeten uns viele Leute damit, doch hatte ich zum Glück solche Mittel angewendet, daß unter meiner Kur von diesen Blessirten nur wenige starben.

Der Javane trägt den Oberleib blos, um die Mitte des Leibes ein Stück Seidenzeug oder Musselin gewickelt, das bis auf die Knie reicht und um den Kopf ein feines Bengalisches Tuch, so daß der Scheitel entbloßt bleibt, alte Leute

tragen auch wohl eine Mütze von Musselin. Füsse und Beine sind ganz blos, das Haar wird mit Kokosöl gesalbet und das Barthaar mit feinen Zangen, so wie es erscheint, ausgerissen. Sobald der Knabe etwas erwachsen ist trägt er den Dolch (Kriß) der geflammt gearbeitet und am Heft mit Gold oder Silber eingelegt ist und den keine Mannsperson von sich legt. Die Frauenzimmer tragen ein Stück Seidenzeug oder Musselin das, unter den Armen über die Brust zusammengeschlagen, bis auf die Knie reicht, übrigens gehn sie ganz blos, binden das Haar am Hinterhaupt ein wenig zusammen und reiben die Haut mit einer gelben Salbe ein, die von Borborry, Sandelholz, Spezereyen und Kokosöl bereitet ist. Sie werden schon im dreyzehnten Jahre verheurathet.

Durch die Bemühung der Mohren sind die Javanen und zwar erst seit 1560 zur Annahme des Alkorans gebracht worden, so wie der ganze Osten, die Molukken und Banda Inseln. Sie sind eifrig in ihrer Religion und erhalten ihre Priester meistentheils aus Arabien. Bey ihren Eyden stecken sie die Spitze ihres Kriß ins Wasser und lassen den sich anhängenden Tropfen auf ihre Zunge fallen.

Ihre Häuser sind auch in den größten Städen unordentlich und zerstreuet gebaut, nur ein Stock hoch aus Leimen auf ein steinernen Grund und mit Palmblättern oder Bambus gedeckt, mit dunklen kleinen Gemächern, meistens unter einem Baum. Vornehmere haben schönere Gebäude mit Säulen-Umgängen und artigen Gärten umgeben, die Kaufleute feuerfeste Packhäuser. — Die Fenster werden mit Rohrgittern verschlossen. Wer das Vermögen hat läßt besondere Hütten für seine Sclaven und Gesinde aufführen. Diese Dienerschaft begleitet den Herrn in starker Anzahl wenn er ausgeht und trägt ihm Waffen und andere Bedürfnisse nach. Die höflichste Begrüssung ist wenn man den aufgehobenen linken Fuß mit der Hand berührt und mit derselben über das Gesicht fährt.

So wie durch die Menge der Dienerschaft zeigt der reiche Javane auch die Pracht seines Hauswesens in häufigen Gastereyen, bey welchen das Vergnügen durch Musik, Gaukler und Tänzerinnen erhöht wird, man braucht aber weder Messer noch Löffel dabey, sondern bedienet sich der Hände. — Ihre Gewandheit und Geschwindigkeit ist ausserordentlich, welches ich oft beym Ballspiel zu beobachten Gelegenheit hatte, wo sie den Ball mit Fussen, Knien und Elnbogen

zu schlagen wissen. — So wie bey allen Indischen Nationen, ist es auch bey den Javanen eine Schande sein Wasser stehend zu lassen, man kauert sich dabey nieder.

Die Javanen schreiben auf Sinesisches Papier, welches sehr fein und durchsichtig ist, oder mit einem eisernen Griffel auf zubereitete Palmblätter und bedienen sich sehr fertig der Charaktere oder Zeichen, wie die Sinesen. Ihre Sprache ist die angenehme Malayische. Der Ackerbau wird durch Sclaven besorgt, so auch viele Handwerke, besonders geschickt sind sie in feiner und grober Schmiedearbeit, in Eisen, Kupfer, Gold und Silber, mit der sich aber auch viele Freye beschäftigen. Ihre vielen schönen Häfen haben sie zu guten Kaufleuten gemacht, die im Grosen und Kleinen handeln; sie sind dabey klug und verschmitzt und die kleinen Krämer wissen ihre Läden auf das schönste auszuschmücken und ihre Waaren anzupreisen. Der Groshandel geht zur See und erstreckt sich über ganz Ostindien. Trefliche Schwimmer, treffliche Seeleute, sind sie eben so gute Schifsbauer. Sie bauen Fusten eine Art Galeeren, die viel Volk fassen deren bey einer Unternehmung zur See bisweilen an 300 ausgerüstet werden, und Junken sowohl zum Krieg als Handel, die

2 bis 300 Last führen, 3 Masten und ein Bogspriet haben, aber keine Stengen, Marsch- und Topseegel, sondern blos grose viereckigte Seegel von Stroh oder Kokosbast. Ueberdieß verfertigen sie eine Menge kleiner Fahrzeuge, Canots, Tynangs und Prahmen mit denen sie durch Hülfe eines Strohseegels sehr geschwind fortkommen.

Die Producte von Java sind: Reis, Pfeffer, Kokosnüsse, Kokosöl, Salz, Zucker, Ingber, Honig, Wachs, schwarze Farbe, Arak, Gummi, Medizinalkräuter und Spezereyen nebst einer überflüssigen Menge an Lebensmitteln aus dem Thier- und Pflanzenreich.

Der Pfeffer ist zweyerley, der runde und lange, ersterer wächst an Pfählen auf, wie der Weinstock, treibt sehr hoch und viele Schößlinge, die an der Erde fortkriechen wenn sie sich nicht an einem Baum oder Strauch aufhelfen können. Säet man ihn in ein fettes Land so bringt er innerhalb Jahreszeit häufige Früchte, und nimmt an Fruchtbarkeit immer mehr zu. Die Wurzel hat viele kleine Fasern, die Blätter sind den Epheu gleich, auf der inwendigen dunkelgrünen Seite mit einer kleinen Hohlkehle, auswendig aber bleichgrün. Der Pfeffer sitzt

in kleinen Trauben beysammen, hat erst grüne, dann schwarze Körner, die in der Sonne gedörret runzlicht werden. Legt man den reifen noch frischen Pfeffer in Seewasser, so zerspringt die Haut und die weißen Körnen fallen heraus, welches der sogenannte weiße Pfeffer ist. Der lange Pfeffer wächst am häufigsten in Bengalen und Malabar, unterscheidet sich im Aeussern wenig vom runden, ist aber ausserordentlich scharf, so daß er in Indien mehr zur Arzney als an die Speisen gebraucht wird.

Um Batavia wächst die Pompelmuß sehr häufig, der Baum gleicht dem Limonienbaum ist aber gröser und die Frucht ist wie ein Kinderkopf aussen schön goldgelb und innen röthlich, an Geschmack weinsäuerlich und läßt sich vier bis fünf Monate aufbewahren.

Die Frucht Jacka wächst am Stamm eines hohen Baumes dessen kleine Zweige und Blätter dicht an einander sitzen und bekömmt die Gröse eines Kürbses, die Schale ist hart und stachlich, so daß man sie nur mit einem Beile eröfnen kann. Inwendig findet man eine Menge Zellen mit gelben Mark gefüllt, in welchem kleine wohlschmeckende Kerne liegen.

Duriones von den Holländern auch Stänker genannt, ist anfangs widerlich zu es-

sen, und riecht etwas nach Knoblauch, hat man aber einigemal davon gegessen, so zieht man sie allen andern Früchten vor. Sie ist von der Gröse eines achtjährigen Kinderkopfs und enthält in einer harten stachlichten Schaale, die man zerschlagen muß, vier bis fünf Zellen, die ein äusserst wohlschmeckendes Mark und einige Kerne enthalten. Ihr Genuß ist den Europäern in Indien sehr heilsam.

Ein häufiges Product von Java ist die genug bekannte Ananas, man muß daselbst die Scheiben vor dem Genuß in Wein oder Wasser legen, weil ihr starker gewürzhafter Saft sonst Blasen auf der Zunge verursacht.

Der Baum Pisang, eher eine Art Rohr als Baum, denn er ist so mürbe und saftig, daß er bis an die Wurzel von den Elefanten verzehrt wird, bringt an einem einzigen Stengel der aus dem Stamm wächst über 100 wohlschmeckende Früchte die Anfangs grün sind und bey der Reife eine länglich runde Schale bekommen. Seine Blätter sind sehr fein, weich und glatt, sechs Fuß lang und zwey Fuß breit.

Die Frucht Mangas wird für ein Mittel wider das hitzige Fieber gehalten, sie ist in der Gröse einer Pfirsche, anfangs grün dann gelblich

und ihre dünne Schale verbirgt ein saftiges säuerliches Mark, das die Indier häufig überzuckern und einmachen.

Dieses sind die merkwürdigsten Früchte aus einer ungeheuren Vegetation, mit welcher diese Insel gesegnet ist, denn unzählbar sind die Früchte, Gemüse und eßbaren Kräuter welche der herrliche Boden und milde Himmelsstrich hervorbringt. Eben so zahlreich ist die Thierwelt an zahmen und wilden Thieren, Geflügel, Insekten und Fischen. Vom Hausgeflügel lieben die Javanen vorzüglich den Hahn, den sie zum Kampf abrichten und grose Wetten bey diesem Hahnengefecht anstellen. Im Jahr 1659 sah ich in der Festung Batavia verschiedene Kasuare täglich vor Augen, die man von den Banda Inseln dahin geschickt hatte. Der Kasuar ist etwas gröser als ein welscher Hahn ganz schwarz von Federn, aber ohne Flügel und Schwanz. Die hervorstehende Brust ist sehr hart wie mit einem Schild und der Kopf mit einigen harten herabhängenden Fleischlappen versehen. An Federn und Füssen gleicht er dem Strauß, die letztern welche hoch und stark sind, wirft er beym Laufen hinten aus und hüpft so fort, welches sehr lächerlich aussieht, er ist dabey gefrässig und verschlingt alles was man ihm vorwirft,

sogar Metall. Das Thier, welches man mir als den Chamäleon auf Java bezeichnete, hat mir nie eine Veränderung seiner Farbe gezeigt, so oft ich es auch in den Händen hatte und betrachtete. Er hat die Gröse eines Wiesels, und ein schwarzfahles, glänzendes, haarichtes Fell. Beschwerlich ist die grose Menge Eidexen, die sich in den Häusern aufhalten, ob sie gleich sonst unschädlich sind und den Insecten nachgehen, doch ist es eine unangenehme Empfindung wegen ihrer Kälte, wenn sie über den Schlafenden wegkriechen. Schädlicher sind die Kakerlaken die in ungeheurer Menge umherschwärmen und alles zernagen. Nichts kann man vor ihnen sicher haben, sie nagen sogar im Schlaf die Fersen und Zehen der Menschen an. Es sind röthliche Käfer mit kurzen Flügeln die beym Zerdrücken einen sehr üblen Geruch geben. Dem Ankömmling in Indien sind sie eine grose Unbequemlichkeit. Ein anderes Insect, Tausendfuß genannt erreicht die Länge von sechs bis sieben Daumenbreit und hält sich gerne an feuchten Orten auf. Sein Stich ist sehr gefährlich, und die Matrosen empfinden es öfters, wenn sie das Wasser in den Schiffen durch eine kleine Röhre aus den Tonnen ziehen und dieses Insect, das sich gerne in solchen Röhren verbirgt, in den Mund bekommen, der Stich desselben er-

zeugt bey dieser Gelegenheit beynahe tödtliche Zufälle..

Scorpionen, Spinnen von der Gröse eines Thalers, Moskiten verleiden gleichfalls den Aufenthalt in diesem schönen Lande sehr. Man hat sich bey den ersteren gut vorzusehen, denn ihr Stich ist schmerzhaft und man muß dessen Folgen bald zuvorkommen, den Stich der letztern zu vermeiden ist wegen der grosen Menge, in der sie überall umherschwärmen, beynahe unmöglich, er erzeugt starke Entzündung und Geschwüre auf der Haut.

Vier und zwanzigstes Kapitel.

Abreise von Batavia. Verzögerung der Fahrt in der Strasse Sunda. Groser Sturm. Zerstreuung der Flotte und Nähe des Untergangs. Gutes Wetter und Ankunft auf dem Kap. Zustand der Holländischen Kolonie. Hottentotten. Reise auf dem Tafelberg. Nachricht aus Holland.

Der Abschied von meinen Freunden und Bekannten, mit denen ich zum Theil meine Reisen und Feldzüge in Ostindien gemacht hatte, gieng nicht ohne Thränen ab. Ich begab mich zu Schiff und fand eine Flotte von eilf Seegeln welche die Reise nach Holland antreten sollten. 1) Walcheren, auf welchem der Admiral Peter von Bitter, der Kommandeur der Flotte war. 2) Der Storch. 3) Diemermeer. 4) Phönix vom Viceadmiral Jacob Burghorst kommandirt. 5) Muskatenbaum. 6) Die aufgehende Sonne. 7) Das Wapen von Horn. 8) Brederode. 9) Amstelland. 10) Honingen vom tapfern Herrmann de Ruyter als Schultz

bey Nacht befehligt und 11) Der junge Prinz. Die Ladung dieser Schiffe wurde auf 60 Tonnen Goldes geschätzt und sie waren übrigens mit Munition, Geschütz, Lebensmitteln und tapfern Soldaten wohl versehen, konnten im Falle der Noth jedem Feind widerstehen, und giengen am Weyhnachtsabend 1664 unter Seegel. Am 28 December landete die Flotte in der Nicolaibay frisches Wasser einzunehmen, bey welcher Gelegenheit Musterung gehalten wurde, denn der Fiskal hatte uns mit drey Schiffen begleitet und untersuchte nun, ob jemand ohne Einwilligung der Regierung, oder vor Ablauf der Kapitulation Indien verließ. Nach diesem Geschäft fuhr die Konvoy zurück und wir am letztern December in die Strasse Sunda, wo wir wegen heftiger Westwinde einige Tage laviren und bey der wüsten Insel Cracatan vor Anker gehen mußten, da wir vom Admiral abgekommen waren. Bis zum 4ten Januar mußten wir hier liegen und beobachteten gerade im Zenith einen grosen Kometen, dessen Schweif sich nach Nordosten streckte.

Bey der Prinzeninsel kamen wir zu den übrigen Schiffen und den Admiral, es wurde nochmals Wasser eingenommen, am 8ten Jan. giengen wir in die hohe See und rückten

unter einem günstigen Südostwind schnell vor, bis wir am 4ten Februar trübes Wetter und ungestüme See bekamen, welche uns die Weisung gaben, uns auf einen Sturm gefaßt zu machen, besonders da der Wind sich immer mehr erhob, die See immer ungestümer wurde und am 13ten Febr. wo wir unsrer Rechnung nach zwischen Madagaskar und Mauritius seyn mußten, sich schon alles zu denselben anlies. Der Wind wehte heftiger als je und die dunkeln Wolken ließen uns keinen Augenblick die Sonne sehen. Alles Schwere wurde nun im Schiff festgemacht, das Steuerruder und Fockseegel, welches wir blos noch führten, mit Stricken verfestigt und das übrige Gottes Schutz empfohlen, denn alle Anzeigen ließen einen außerordentlichen Sturm erwarten. Schon erhoben sich die Wogen bis zum Himmel, der Wind peitschte die Wellen über unseren Gesichtskreis empor, so daß wir nur selten die übrigen Schiffe erblickten, doch bemerkten wir, daß die Flotte noch beysammen sey, zündeten unsere Leuchten an und nahmen die Fahrt vor Wind und Wellen gegen Westen.

Mit jeder Stunde der Nacht nahm der Sturm zu und am Morgen des 14ten Febr. sahen wir nur noch 7 Schiffe um uns, die aber

am Mittag auch verschwanden, denn die von den tobenden Winden in die Luft geschleuderten Wogen fielen als Regen und dicker Nebel auf uns und benahmen uns alle Umsicht. Indessen ließen wir noch die grose Raa nebst den Stengen nieder und hielten mit unsrer Focke noch immer vor dem Wind, doch vermehrte die einbrechende Nacht den Sturm um ein Groses und ein immerwährendes Steigen und Fallen aus den Abgrund auf die Spitzen der berghohen Wellen lies uns unsern Untergang erwarten. Auch der Morgen des 15ten zeigte uns noch kein Schiff, denn der dicke Nebel ließ uns die Wellen nicht von den Wolken unterscheiden, doch hatte sich der Wind etwas gelegt, aber nur auf kurze Zeit, denn gegen 8 Uhr kam er mit erneuerter Stärke wieder und trieb die See mit solcher Gewalt gegen das Hintertheil des Schiffes, daß im Nu durch den Schlag einer fürchterlichen Welle der ganze Spiegel auseinander gerissen wurde, die Bilder, Zierrathen und Gallerie ins Wasser fielen, Fenster, Bänke, Kisten, Tafeln und die starke Verkleidung zerscheitert, und da das ganze Hinterschiff nun offen stund, die beyden Ueberläufe unter Wasser gesetzt wurden und alles anfieng zu schwimmen.

Die Lebenshoffnung war nun verschwunden, schon riefen viele „wir sinken, wir sinken" da das Wasser mit jedem Augenblick mehr in das lecke Fahrzeug drang und der Sturm mit gleicher Wuth forttobte, doch wurde von allen Hand ans Werk gelegt, uns wo möglich noch zu retten, die Pumpen giengen unausgesetzt und die Zimmerleute schlugen Breter vor das eingeschlagene Hinterschiff, stemmten alles so gut wie möglich zusammen und verstopften die Ritzen mit Hanf und Werg. Auch bemühte man sich durch ein groses Seegel das Hintertheil zu versichern, damit sich an ihm die Wellen etwas brechen möchten, allein der Wind zerriß es und führte es in die Luft, und wir hatten Mühe daß wir unsere Stenge erhielten. Indessen erhielt sich das Schiff noch aufrecht, der Wind schien sich auch gegen Abend legen zu wollen, allein mit einbrechender Nacht wurde der Nebel wieder dichter, der Sturm erhob sich von neuen und lies uns die Nacht durch jeden Augenblick unsern Untergang erwarten. In eben solcher Verfassung gieng auch der Vormittag des 16ten Februars hin, am Mittag aber fieng das Ungewitter mit solchem Brausen an zu wüten, daß wir den Muth ganz sinken ließen, besonders als der geflickte Hintertheil des Schiffs aufs neue durch das Anschlagen der Wellen zu weichen

begann und wir fürchteten, das Schiff, welches mit Hülfe der Focke immer noch vor dem Wind trieb, den Wellen überlassen zu müssen, damit das Hintertheil erhalten würde. Dieses war das letzte aber auch gefährlichste Mittel das wir ergreifen konnten, und ob wir schon Anstalten dazu und längs dem Ueberlauf im Bord an beyden Seiten grose viereckigte Löcher machten, damit das Wasser, wenn das Fahrzeug queer in die Wellen gestürzt würde, hinauslaufen und das Schiff sich wieder heben könnte, auch das grose Zelt über die Hinterkammer über Bord warfen, so wurde es doch immer noch verschoben, da unsre Focke, an deren Erhaltung bis jetzt unser Leben gehangen hatte, noch unversehrt war, das Schiff außer dem eingeschlagenen Spiegel keinen Leck hatte und es gegen Abend etwas ruhiger wurde. Allein in der Nacht verdoppelte sich der Sturm, das Schiff hatte einen neuen Leck bekommen und fieng an zu sinken. In der Geschwindigkeit wurden nun noch zwey Pumpen angelegt und mit der größten Anstrengung gearbeitet, so daß wir durch die Nacht und den 17ten Vormittags uns noch über dem Wasser erhielten. Am Mittag endlich, als wir schon die Hoffnung der Erhaltung aufgegeben hatten, lief der Wind in einem Augenblick nach Süden, dann nach Westen wo er stehen blieb und gegen Abend

war das Meer so ruhig, daß man mit einem Boote darauf fahren konnte. Schon am andern Tag, als den 18ten früh, erhielten wir das schönste Wetter mit Sonnenschein und wurden zwey Schiffe anderthalb Meilen hinter uns gewahr, die wir aber, nachdem wir sie an dem Signalement für die Unsrigen erkannt hatten, nicht erwarteten, weil wir je eher je lieber einen sichern Ort zur Ausbesserung suchen mußten und bey starken Südostwind vorwärts kamen. Am 22ten Februar sahen wir vier Seegel und erkannten bald Walcheren, Brederode, Honingen und den Storch, welche nach dem Sturm auch den jungen Prinzen gesehen hatten, aber uns die Vermuthung mittheilten, daß der Muskatenbaum, ein schwaches und zusammengeflicktes Schiff, möchte gesunken seyn. Der älteste Seemann wußte sich keines solchen Sturmes zu erinnern.

Indem wir nun fünf Schiffe stark gegen Westen seegelten, färbten sich die Wolken am 1ten März wieder dunkel und ein heftiges stürmisches Hagelwetter brach aus, das jedoch nicht lange anhielt, aber am 4ten bekamen wir abermahls so ungestüme See, daß die Schiffe erschrecklich herumgeschleudert wurden, und die grosen Stengen auf dem Storch herabfielen,

welches unsre Fahrt etwas aufhielt. Unsrer Rechnung nach waren wir nun nicht mehr weit vom Vorgebürge der guten Hoffnung und kamen zu drey andern Schiffen unsrer Flotte, den Phönix, Amstelland und Diemermeer. In dem erstern war der Admiral, welcher Brederode als den besten Segler, das Land und mehrere Schiffe von unsrer Flotte aufzusuchen, vorausschickte, der am 16ten May mit dem jungen Prinzen wieder zu uns kam. Am folgenden Tage erblickten wir die hohen Berge der Afrikanischen Küste, längs deren südlichen Theil wir hinfuhren und am 11ten März 9 Schiffe stark in der Tafelbay vor Anker giengen.

Wir fanden hier weder Schiffe die uns Nachricht aus dem Vaterlande geben konnten, noch die zwey vermißten, den Muskatenbaum und das Wapen von Horn, doch kam das letztere am andern Tage glücklich an, das erstere aber ist wahrscheinlich mit 150 Menschen gesunken, denn man hat nie etwas von ihm gehört. In der Bay dauerte die stürmische Witterung noch einige Tage fort, daß wir Raan und Stengen niederlassen mußten, wir erhielten aber bald schönes Wetter und mit ihm Gelegenheit uns auf dem Lande von der Reise zu erquicken.

Die Festung war jetzt in vortrefflichem

Zustande, vergrößert und verstärkt, auch mit bequemen Häusern, einer Kirche und starker Besatzung versehen. Die Häuser, Gärten und Niederlassungen hatten sich mit den Einwohnern vermehrt. Gesegnete Felder und Gärten, von niederländischen Bauern angelegt, verbreiteten sich weit ins Land hinein und die reichen Auen mit herrlichen Blumen und Kräutern, Gebüschen und Wäldern bedeckt, gaben eine äußerst fröhliche Ansicht.

Die Ureinwohner des Landes sind die Hottentotten, die elendesten Menschen die ich je sah, gelb, schmutzig und mager, die Weiber klein von Statur mit pechschwarzen, dicken, krausen Haaren, können aber so schnell laufen, daß sie nur ein sehr guter Reuter zu Pferd einholen kann. Ihre Sprache wird meistens in der Kehle gebildet, so daß ihre Töne mit dem Geschrey eines welschen Hahns Aehnlichkeit haben. Sie bringen den Holländern Vieh, das sie von ihren Nachbarn aus der Saldanhabay oder dem Kaffernlande holen, für Metall, Korallen und Taback zum Verkauf, kleiden sich in schmutzige Felle, umwickeln Hals, Arme und Beine mit Viehdärmen und beschmieren den Körper dabey mit Thierblut oder Fett. Allen Unrath und Gedärme, die wir von den ausgeschlachteten

Vieh wegwarfen, fraßen sie begierig auf. Ihre Indolenz läßt ihnen weder Hütte noch Fahrzeug bauen, weder Feld noch Garten anlegen. Des Nachts bedecken sie sich mit Fellen oder kriechen in Hölen und dichtes Gesträuch, bisweilen breiten sie auch Häute über einige eingeschlagene Stöcke aus.

Von Religion habe ich keine Spur unter ihnen gefunden, nur daß sich bisweilen ein Haufe Männer und Weiber in einer grosen Grube versammelte, welche sangen, tanzten und in die Hände klatschten, einige schlugen ihre Augen gen Himmel und machten dann einander mit rother Farbe Striche an die Stirn. Ich bemerkte auch einige Weiber, welchen ein oder mehrere Gelenke an den Fingern abgeschnitten waren, welches wie man mir sagte bey ihrer Verheurathung geschehen soll. Beleidigungen rächen sie, da sie sonst keine Waffen haben, mit Steinwürfen, wodurch einige unserer Matrosen so gefährlich verwundet wurden, daß sie den Geist darüber aufgaben. Die Hottentotten nahmen nach diesem Vorgang die Flucht ins Land hinein, kamen aber bald darauf in starker Anzahl wieder. Weiter ins Land hinein sollen die Kaffern, eine mehr gebildete Nation, wohnen.

Da ich sehr grose Lust hatte den hohen Tafelberg zu besteigen, überredete ich mit vieler Mühe den Zimmermeister und Steuermann mich zu begleiten, fuhr mit ihnen am ersten April früh ans Land und wir traten früh um sieben Uhr unsere Wanderung am Fuß des Berges an. Nachdem wir über einen schmalen Rücken, der so hoch als der halbe Berg war, geklettert waren, sahen wir auf seinen beyden Seiten eine lang ablaufende Ebene, mit einem Bach auf der rechten Seite durchschnitten und vielem Gebüsch, Hölen und Klippen besät, einen wahrscheinlichen Aufenthalte vieles Wildes. Es war ein gefährliches, mühseliges Auf- und Abklimmen, so daß der Steuermann hier sitzen blieb und nicht weiter folgen wollte. Wir hinterliessen ihm Proviant mit der Nachricht, daß wenn wir in zwey Stunden nicht wieder bey ihm seyn sollten, er zurückkehren und unserer in einem gewissen Haus in der Stadt warten sollte. — Wir stiegen beyde nun immer höher bis an einen kaum vier Fuß breiten Pfad der an einem hohen Ueberhang, welcher die Wolken zu erreichen schien, hinlief, auf der andern Seite aber einen erschrecklichen Abgrund hatte. Auf Händen und Füssen, indem wir uns an Gras und Felsen hielten, erreichten wir endlich die beyden überhängenden Felsen, welche die

Pforten des Tafelbergs bildeten. Ein schmaler Weg führte durch sie auf die Ebene, welche wir mit schönen Kräutern und Blumen bewachsen fanden, wo wir uns durch ein Mahl von unsern Proviant erquickten. Von hier aus stiegen wir auf einem schmalen Weg weiter, bis wir um ein Uhr die höchste Spitze erreichten und uns daselbst mit etwas frischem Wasser, das wir in einer Höle fanden, labten.

Von der Ebene des Berges, wohin wir bald zurückkehrten, erblickten wir die Umgebungen desselben wie eine Landcharte. Die tiefer gelegenen Berge erschienen wie kleine Hügel, die Schiffe in der Bay wie Punkte und kaum konnte man die Festung mit ihren Gärten und Ländereyen unterscheiden. Die Aussicht war ganz hell, der Horizont von keinen Wolken getrübt und lieblicher Sonnenschein, von der andern Seite gegen das falsche Vorgebürge aber fürchterlich schön, da sich der Berg hier gerade wie eine Mauer in den Abgrund senkt. Die Ebene war lustig mit Blumen, Gras, Gebüsch und einigen Bäumen bewachsen, wir bemerkten aber keinen See oder ein stillstehendes Wasser, wie man sonst vorgab, sondern blos einige in den Steinhölen zusammengeflossene Feuchtigkeit die wohl von den Tauwolken herrührte.

Um drey Uhr Nachmittags, nachdem wir unsere Nahmen auf einer Klippe eingeritzt hatten, fiengen wir wieder an Berg ab zu steigen, wiewohl mit vieler Vorsicht denn das Gras war naß geworden. An dem Ort wo wir den Steuermann gelassen hatten, fanden wir sein Schnupftuch an einem Baum gebunden, zum Zeichen daß er vorausgegangen sey und folgten ihm so schnell als möglich, verirrten uns aber und kamen in ein tiefes Thal voll finstrer Hölen und dickes Gebüsch. Hier war kein anderer Rath als den nehmlichen Weg zurückzukehren, welches uns ziemlich sauer wurde, denn wir waren eine sehr steile Höhe herabgenommen. Auf Händen und Füssen kletternd erreichten wir sie endlich wieder und suchten bey einbrechender Dunkelheit den rechten Weg, verfielen aber wieder auf einen Morast und in dickes Gebüsch aus welchem wir ein Nest groser Vögel aufjagten, die durch das Geräusch ihres Auffliegens ein so unerwartetes Geräusch machten, daß mein Gefährte vor Furcht laut zu schreien anfieng, als ob er von einem reissenden Thier angefallen wäre. Glücklicher Weise kamen wir von hier aus bald wieder auf den rechten Weg und erreichten froh die Stadt und Herberge, wo wir den Steuermann fanden und ihm lachend unsre Abentheuer erzählten.

Am andern Morgen fuhren wir mit zerrissenen Kleidern und Schuhen wieder an das Schiff, auf welchem wir am sechsten April das Osterfest feyerten. Am zehnten kam das Schiff Südpols Brücke aus Holland an, das von dem Amersfort durch einen Sturm bey Irland abgekommen war, und brachte uns die Nachricht daß im Vaterlande eine gefährliche Seuche wüte, England den Holländern den Krieg erklärt und schon die Besitzungen auf Neuniederland und Guinea weggenommen habe. Auf diese letztere Nachricht hielt es der Admiral für seine Schuldigkeit, noch zwey Retourschiffe, welche aus Batavia nachkommen sollten, zu erwarten.

Fünf und zwanzigstes Kapitel.

Abreise vom Kap. Nachricht aus Europa. Vereitelte Fahrt. durch die Faroer und Shetländischen Inseln. Fahrt nach Norden. Ankunft zu Bergen. Nachricht von den Engländern. Ihre Ankunft und Unterhandlungen mit dem Dänischen Kommandanten. Seeschlacht und Sieg der Holländer in dem Hafen von Bergen.

Die erwarteten zwey Schiffe kamen am vierzehnten und sechzehnten April glücklich bey uns an und am 22sten giengen wir zwölf Schiffe stark nach einem sechswöchentlichen Aufenthalt vom Kap aus unter Seegel, erblickten am achten May St. Helena am sechszehnten Ascension und am ersten Pfingsttag ein Schiff in Nordwesten, das wir eifrig verfolgten um etwas Neues aus Europa zu erfahren, es hatte aber einen zu grosen Vorsprung und war vermuthlich ein Engländer der nach Westindien gieng. Vom achten Juny an giengen wir einige Tage lang durch die Krost-See, die mit Seepflanzen,

welche lange Stiele, kleine Blätter und Knöpfe hatten, bedeckt war, daß wir wie auf einer Wiese fuhren. Drey Schiffe in Westen und eins hinter uns, die wir am zweyten July erblickten, so wie eins im Norden am sechsten konnten wir nicht zu sprechen bekommen, weil sie uns über dem Winde blieben. Ein starker Sturm aus Nordosten, der uns am neunten July überfiel trennte die ganze Flotte und dauerte zwey Tage, doch kamen wir am dritten wieder acht Seegel stark zusammen und verfolgten drey Schiffe welche von Nordwest auf uns zu kamen, aber schnell die Flucht gaben da sie unsere Absicht merkten, dennoch wurde eins von ihnen eingeholt und zum Admiral gebracht. Es war ein Französisches von Terreneuve kommend und berichtete uns, daß sie uns für Engländer gehalten und deswegen die Flucht genommen hätten, da diese Nation alle Schiffe ohne Unterschied wegnehme. Noch vor Ankündigung des Kriegs hätten sie den Holländern ihre Besitzungen auf Neu Niederland und Guinea genommen, einige Französische und Holländische Schiffe gekapert und hielten überdieß die Kriegsgefangenen äußerst schlecht. Admiral Michel de Ruyter sey zwar mit einer Kriegsflotte ausgelaufen um diesen schändlichen Seeräubereyen Einhalt zu thun, man wisse aber noch nicht wo

er sey und wir möchten uns so viel wie möglich in Acht nehmen, weil die Engländer auf unsere Flotte lauerten.

Mit vielem Dank für seine Nachrichten wurde der Französische Kapitän entlassen und wir wandten uns mit acht Schiffen unter Sturm, Regen und ungewöhnlicher Kälte gegen Nordosten, fiengen auch an uns zum Gefecht fertig zu machen, indem wir nunmehr in die Gewässer kamen, wo wir den Feind erwarten konnten, denn wir giengen hinter Irland weg und waren schon hoch gegen Norden, da uns ein Sturm, in welchem wir nur mit dem Fockseegel gehen konnten, schnell fortgebracht hatte. Am 20ten July hörte das ungestüme Wetter auf und wir hatten die Sonne beynahe beständig über dem Horizont, sie verbarg sich blos des Nachts halb zwölf Uhr auf eine Stunde, und kam in Norden zum Westen wieder zum Vorschein, so daß es nie dunkel wurde, welches uns vorzüglich zu statten kam. Der Storch welcher sein Steuerruder bey der letzten stürmischen Witterung verlohren hatte, blieb hier zurück und als wir einen Tag gewartet hatten, glaubten wir er sey in der Nacht vorbey gesegelt und giengen bey eintretendem Nebelwetter gegen die Faroer Inseln, wo wir Holländische Auxiliarschiffe zu finden

hofften. Der Storch aber kam nicht wieder zu uns.

Am 24ten July erblickten wir die Berge der Faroer Inseln, waren aber nicht im Stande der Ordre der Ostindischen Kompagnie nach, zwischen diesen und den Shetländischen durchzusegeln, denn wir erhielten ganz widrigen Wind und einen so dicken Nebel daß wir keine Schifslänge vor uns sehen konnten und unsere Schiffe alle zerstreuet wurden, weil man auch das ununterbrochene Trommeln, welches auf den Schiffen veranstaltet wurde, nicht viel in die Ferne hören konnte. Als wieder sechs Schiffe beysammen waren, lies der Admiral einen Schifsrath zusammen rufen, in welchem ausgemacht wurde, weiter nach Norden zu seegeln, ob wir vielleicht da einen günstigen Ostwind bekommen, mit ihm an die Norwegische Küste und von da nach Holland gehen möchten. Diesem Entschluß gemäß ging es also weiter nach Norden hinauf und zu unserm größten Glück, weil wir zwischen den Faroer und Shetländischen Inseln ohnfehlbar der 25 Seegel starken Englischen Kriegsflotte in die Hände gefallen wären; das Wetter klärte sich auch bald auf, wir machten die Rechnung in der Gegend von Island zu seyn und sprachen am ersten August einen Fran-

zösischen Grönlandsfahrer, der uns meldete, daß er vor zwey Tagen eine Holländische Galiotte getroffen habe, welche uns zu führen abgeschickt sey und daß der tapfere Michel de Ruyter den Engländern Guinea wieder weggenommen und mit groser Beute nach Holland zurückgekommen sey. Der Scharbock hatte indessen hier und da auf den Schiffen sich gezeigt, wir hatten verschiedene Tode gehabt und sehnten uns herzlich, besonders aus diesem kalten so ungewohnten Klima, nach Hause, allein wir waren noch zur Erduldung vieles Elendes bestimmt, ehe wir das gewünschte Vaterland sehen sollten, denn schon am vierten August erhielten wir einen heftigen Sturm der die Wellen so ins Schiff trieb, daß wir den ganzen Tag genug zu pumpen und zu schöpfen hatten um es nur über dem Wasser zu erhalten, wir wußten auch nicht, ob es besser wäre mit diesem Winde nach Holland zu gehen oder in Norwegen einzulaufen und schon hatte Admiral Bitter beschlossen das Erstere zu wagen, als uns auf dem Wege nach Holland eine Galiotte begegnete, welche, da sie wegen der ungestümen See nicht an uns herankommen und mit uns sprechen konnte, uns blos durch Zeichen bedeutete, daß wir zurückkehren sollten, welches auch geschah, obgleich die Noth auf unsern Schiff sich vermehrt hatte, durch das

unmässige Schlagen der tobenden Wellen alle Fugen immer mehr auseinander wichen und das Wasser so schrecklich herein drang daß wir zu sinken befürchten mußten und die Nothfahne aussteckten, aber ohne Erfolg, denn die übrigen Schiffe waren in gleicher Noth und wir mußten selbst das Möglichste thun mit Pumpen und Verstopfen des Leks Gut und Blut zu retten. Unsere Bemühungen erhielten das Schiff auch über dem Wasser und des Nachts um eilf Uhr erblickten wir die Küste von Norwegen, worauf wir steuerten und nun gutes Wetter und Wind erhielten.

Am Morgen als wir noch anderthalbe Meile vom Ufer waren kamen zwey Holländische Galiotten zu uns, welche folgenden traurigen Bericht abstatteten: „die schöne Holländische Flotte „sey unter dem Kommando des Admiral Obdam „von den Engländern geschlagen und zerstreuet „worden, daß Admiralschiff mit ihm selbst und „84 Kanonen sey in die Luft geflogen, die „Viceadmirale Kortenar und Stellingwerf nebst einer Menge Soldaten wären geblieben, viele Schiffe verbrannt und gesunken „und der Ueberrest habe übelzugerichtet die Holländischen Häfen gesucht. Deswegen spielten „die Engländer jezt zur See den Meister, lau=

„erten überall mit starker Flotte auf unsere Schif-
„fe. Dreysig Kriegsschiffe hätten zwischen den
„Faroer und Shetländischen Inseln auf uns
„gewartet und ob wir diesen gleich entgangen
„wären, so kreuzte doch eine andre Flotte von 24
„Schiffen vor den Norwegischen Häfen und eine
„dritte zwischen Doggersand und den Holländi-
„schen Häfen, wir sollten uns also nach Ber-
„gen begeben, wo schon drey Schiffe unserer
„Retourflotte lägen."

Nach Bergen wurde also unser Lauf gerichtet, da wir aber gewahrten, daß wir zu weit nach Westen abgekommen waren, bemühten wir uns bey der langen Insel Iltefort einzulaufen welches uns aber nicht glücken wollte und wir sahen uns genöthigt bey Kreuzfurt an der Südseite dieser Insel vor Anker zu gehen. Bey Backsund ließen wir zwischen vielen Klippen und kleinen Inseln das erstemahl seit der Abfahrt vom Vorgebürge der guten Hofnung die Anker fallen, unbemerkt von den Engländern, welche durch den starken Wind nach Süden verschlagen waren. Hier trafen wir vier von unsern Retourschiffen und ein andres von dem uns der Kapitän besuchte und sich für einen Ostender ausgab. Er prahlte viel, daß er das Schiff Amstelland welches vor uns ankam, leicht hätte

wegnehmen können, da die Besatzung voll Furcht gewesen und ihn für einen Engländer angesehen habe, ich stopfte ihm aber das Maul, so daß er gelindere Saiten aufzog und in der Nacht fort zu den Engländern gieng, welchen er verrieth, daß unsere Flotte schwer beladen und wehrlos sey, also leicht ihre Beute werden könne.

Indessen kam auch der Schultz bey Nacht mit dem Schiff Honingen an. Wir mußten wegen widrigen Windes noch diese Nacht und den folgenden Tag hier liegen bleiben, in welcher Zeit der Admiral eine Galiotte voraus nach Holland schickte unsre glückliche Ankunft zu melden, und wir von den armen Norwegischen Bauern, welche auf den kleinen Inseln wohnten, Lebensmittel um alte ostindische Lumpen eintauschten. Endlich erhielten wir am 8ten August einen so vortheilhaften Wind, daß wir mit unsern sieben Schiffen in den Hafen von Bergen einliefen und uns vor die Stadt legten, wo wir die drey übrigen Retourschiffe und noch funfzig andre holländische Fahrzeuge aus verschiedenen Gegenden trafen, mit denen wir eine Bedeckung aus Holland erwarten wollten. Den Storch und Neuhofen hofften wir auch bald ankommen zu sehen. Die Einwohner von Bergen empfiengen uns mit vieler Freude und Freundschaft,

besuchten uns in groser Anzahl und luden uns mit vieler Herzlichkeit zu sich ein. Auch unser Admiral wurde vom Bergischen Kommandanten, Kaspar von Sisignor und dem General Ahlefeld freundlich empfangen, von dem Dänischen Adel und Offiziren auf dem Schlosse herrlich tractirt, und den ganzen Tag hörte man Freudenschüsse von der Stadt und den Schiffen.

Wir glaubten uns nun in Bergen, einem Dänischen neutralen Hafen, vollkommen sicher, sollten aber bald die bittere Erfahrung machen, daß die Engländer nach Seeräuberart keine Neutralität respectirten, denn kaum hatten wir 24 Stunden hier gelegen, so kam die vom Admiral nach Holland gesandte Galiotte ohne Mast zurück, mit der Nachricht, daß sie vor Kreuzfurt eine englische Flotte getroffen und von ihr gejagt, den Mast verloren habe. Sie hatten uns fünf Stunden nach unsrer Abreise in Kreuzfurt gesucht und waren in der größten Wuth über unser Entkommen gewesen. Die zweyte Galiotte wurde auf einem andern Weg, da Bergen viele Einfahrten hat, nach Holland gesandt.

Der Bericht der Norweger, daß vierzehn grose englische Schiffe bey Backsund angelangt

wären, machte uns eben so wenig Kummer als die Nachricht, daß verschiedene davon schon vor Bergen kreuzten, denn wir glaubten uns hier ausser Gefahr eines Angriffs, als die Engländer dem Kommandanten von Bergen einen Brief schickten, des Inhalts „Sie fänden sich sehr beleidigt, daß er eine holländische Flotte in seinen „Hafen aufnehme und beschütze, welche rechtmäßiger Weise ihrem König gehöre, sie wären also „gekommen, diese Flotte als ihr Eigenthum abzufordern und die Ursache seines Verfahrens „zu vernehmen." Der Kommandant, nachdem er diese stolze Erklärung unserm Admiral mitgetheilt hatte, antwortete: „Er sehe nicht ein, „wie die Engländer durch die Aufnahme einer „Flotte der Niederländer, mit welchen sein König in Friede und Freundschaft lebe, beleidigt „seyn könnten, der Hafen stehe allen freundschaftlichen Nationen, auch ihnen, offen, doch „habe er Ordre nie über sechs Kriegsschiffe, sie „gehören wem sie wollen, einzulassen, damit „die Einwohner nicht beunruhigt würden." Englischer Seits erwiederte man darauf: „daß „ihre Flotte einen sichern Hafen suche, da sie „bey ungestümen Meer lange sey herumgeschleudert worden und Mangel an vielen Bedürfnissen leide." Auf diese Unterhandlungen legte sich die Englische Flotte am eilften August eine

Meile von der Stadt mit vielen Brandern vor Anker und ein vornehmer Offizier, nach einigen der Viceadmiral Tydemann selbst, kam in einer Schaluppe ans Land und erklärte dem Kommandanten, „er solle der Holländischen Flotte befehlen den Hafen zu räumen, widrigenfalls er die „Stadt selbst angreifen werde, denn er habe Ordre keines Hafens zu schonen in welchem er die „Holländische Retourflotte treffe; als ihm aber dieser seine Forderung geradezu abschlug und sich bereitwillig erzeigte, die Freyheit seines Hafens mit aller Macht zu beschützen, verlangte er blos mit seiner Flotte vor der Stadt ankern zu dürfen, um die verlangten Bedürfnisse leichter einnehmen zu können, nahm höflich Abschied und wurde vom Dänischen und unsern Geschütz salutirt.

Wir glaubten immer noch nicht daß es den Engländern Ernst sey uns im Hafen anzugreifen, als sie am Nachmittag mit vierzehn Schiffen, welche alle zwischen 60 und 70 Kanonen führten, drey Jagden und drey Brandern unter Kanonendonner und Musik in den Hafen einliefen, sich in einem halben Mond dicht vor uns setzten, so daß kein Boot aus dem Hafen konnte, und die uns zugekehrten Seiten, so mit Geschütz besetzten, als ob sie uns auf einmahl in den Grund

schiessen wollten. Sie liessen die rothe Flagge wehen, woraus wir schlossen, daß es blos der Viceadmiral von der rothen Flagge sey, der Admiral aber war tiefer in der See geblieben, weil der Wind umgelaufen war. Sobald unser Admiral vom Lande kam, wo er den Kommandanten um seinen Beystand gebeten hatte, wurden sogleich alle Maasregeln getroffen, diesem stolzen Feind zu begegnen; unsre Schiffe legten sich gleichfalls in Form eines halben Mondes aneinander, obwohl nur acht dem Feind die Spitze bieten konnten, die noch dazu sehr tief geladen, schwach, leck und mit wenig Geschütz versehen waren und da sie im Innersten des Hafens lagen, wenig Raum hatten. Man kehrte dem Feind das Steuerbord zu, lies die Prinzenflagge wehen und stellte sich sehr wohlgemuth und tapfer, obwohl der Feind, wenn er seine Boote und Schaluppen wohl bemannt einen heftigen Anfall auf uns thun lies und unsere Ankertaue abhieb, unsere ganze Flotte nebst 50 andern Kauffahren hätte aus dem Hafen schleppen können, denn bey unsrer Sicherheit war unser Volk beynahe alles am Land in den Wein- und Bierhäusern, also kein starker Widerstand zu leisten. Auf Bitters Ansuchen aber wurde sogleich in der Stadt die Trommel gerührt, die Sturmglocke angezogen und ausgerufen daß alles was zur Hollän-

dischen Flotte gehöre, sich sogleich bey Lebensstrafe und Verlust seines rückständigen Soldes dahin verfügen solle. Dieß erregte in der Stadt das größte Schrecken, denn man sah die grose Uebermacht der Engländer sowol gegen uns, als die unbefestigte Stadt und schlecht verwahrte Wasserschanze, alle Laden und Häuser wurden verschlossen, alles Bewegliche eingepackt und Weiber, Kinder und Wehrlose verließen gegen Abend in Eil ihre Wohnungen und verkrochen sich im Gebürge, wehrhafte Bürger aber traten in die Waffen, ihre Stadt im Nothfall zu vertheidigen.

Auch wir hatten auf der aufgehenden Sonne noch wenig Mannschaft, alles Geschütz im Hintertheil des Schiffs, weil wir einen Leck im Vordertheil verstopfen wollten und mußten also in größter Eil 24 Kanonen von schwerem Kaliber vorbringen, wobey viele Kisten und Laden, die uns hinderlich waren, ins Wasser geworfen wurden. Die übrigen Schiffe thaten ein Gleiches und da allmählich unsere Mannschaft aus der Stadt eingetroffen war, lagen wir gegen Abend zum Treffen fertig. Der tapfere Admiral fuhr nun von einem Schiff zum andern, stieg in jedes und hielt eine kurze Rede, in welcher er uns Muth einsprach und bat alles aufzubie-

ten damit diese reiche Flotte nicht in die Hände der Feinde gerieth. „Da wir übrigens schloß er“ wenn uns Gott den Sieg verleiht, von „diesem Feinde keine Beute machen können, als „Pulver und Kugeln, so soll jeder, Mann für „Mann, dreymonatlichen Sold erhalten.“

Alle antworteten mit einem muthigen Freudengeschrey und nun bekam die Besatzung der im Hintertreffen liegenden Kauffarthenschiffe Befehl, theils auf die Ostindischen Schiffe, theils auf das Dänische Schloß zu gehen, wohin sich auch die tapfern Bergischen Bürger zogen. Die größte Furcht hatten wir für die Brander der Feinde, allein glücklicher Weise wehte der Wind zum Hafen hinaus, daß sie dieselben nicht brauchen konnten. Die Engländer hatten sich unterdessen immer mehr zum Treffen fertig gemacht und sich uns so weit genähret, daß wir ihr Frohlocken über die reiche Beute, welche ihnen nicht entgehen zu können schien, deutlich vernahmen, sie giengen in groser Anzahl in die Stadt liefen von einem Wirthshause ins andere und bramarbasirten von ihrer Tapferkeit, daß sie die grose Holländische Kriegsflotte geschlagen, ihnen also die Eroberung einer Kauffarthenflotte, die in schlechtem Zustand und mit abgematteten Leuten bemannt sey, wenig Mühe machen würde;

wir beantworteten aber diese Pochereyen gar nicht und lachten daß sie die Haut verkauften, ehe sie den Bären hatten.

Nachdem wir in der Nacht in Ruhe geblieben waren, kam am andern Morgen, den zwölften August in aller Frühe der Englische Viceadmiral zum Dänischen Kommandanten und foderte von ihm in Namen seines Königs, daß er unsere Flotte ihm willig verabfolgen und sich nicht in das Spiel mischen sollte, wofür man ihm die Hälfte der Beute überlassen wolle. Dieses schändliche Anerbieten wieß der Kommandant mit Verachtung ab und erklärte, daß er den Ersten, welcher im Hafen Feindseligkeiten anfangen würde, sogleich als Feind betrachten und gegen ihn agiren würde, worauf der Engländer erwiederte „Seine Flotte sey stark genug, um nach Niemand „fragen zu dürfen und er wolle auf jeden Fall die „Holländische Flotte nehmen.“ Diese starke Aeusserung, milderte er endlich auf das Zureden einiger Dänischen Offiziers dahin, daß er warten wolle, bis wir ausgelaufen wären und nur Erfrischungen für seine Flotte begehre. Auf seiner Rückkehr kam er so nahe an unsere Flotte, daß er Schiff vor Schiff besah, für welche Ehre wir uns mit drey Schüssen bedankten und ihm

von den Trompetern unser Wilhelmus von Nassau lustig nachblasen liessen.

Es war ohngefähr des Morgens um sechs Uhr als der Englische Admiral zu seiner Flotte kam und sogleich lies er das Zeichen zum Angriff geben. Zuerst gab uns der Feind, als eben die Sonne, welche hell aufgegangen war, durch einen Staubregen verhüllt wurde, der Wind aber unsern Wunsche gemäß immer noch vom Lande gieng, aus allen seinen Schiffen eine volle Lage, wir blieben ihm aber nichts schuldig und so entstand eine fürchterliche Kanonade, wobey die Kugeln schrecklich durch unsere Schiffe sausten, aber weniger Schaden anrichteteten als man glauben sollte, denn da der Wind den Dampf auf die feindliche Flotte trieb, schossen sie häufig zu hoch und trafen die Häuser in der Stadt. Die Dänen hatten indessen, statt der gehoften, Hülfe, eine weiße Fahne auf dem Schloß aufgesteckt, um die Engländer zum Einhalten zu bewegen, wie sich in der Folge der Kommandant erklärte, vertauschten sie aber, nachdem das Treffen eine Stunde gedauert hatte und den Engländern der Muth etwas sank, mit einer rothen und fiengen stark an mit ihrem Geschütz gegen die Engländer zu spielen, worüber diese in Bestürzung und da ihnen unser Geschütz eine

erstaunliche Menge Leute weggeraft hatten, in einige Unordnung geriethen. Wir aber fuhren immer fort heftig zu feuern und die Engländer liessen allmählig nach, kapten auch endlich in Angst, da ihre Schiffe mit Toden und Verwundeten immer stärker angefüllt wurden, nachdem die Schlacht drey Stunden gedauert hatte, eilig die Taue, liessen die Anker auf dem Grund und verliessen die Rhede. Also behauptete unser Heldenmuth gegen einen so überlegenen Feind den Kampfplatz, wir begehrten ihm mit unsern reichbeladenen Schiffen nicht zu folgen, da er besonders sehr guten Wind hatte, schickten ihm noch einige Salven nach und eroberten ein Boot und zwey Schaluppen.

Unser Verlust war nach Maasgabe dieses harten Treffens nur gering, er bestund in einigen 30 Toden und 70 Verwundeten, unter den ersteren war der tapfere Oberkaufmann Peter von Sandfliet, der in Bergen begraben wurde, die Feinde hingegen hatten nach Aussage der Gefangenen, ausser dem jungen Grafen Sandwich und fünf Kapitäns, 500 an Offizieren und Gemeinen verloren, so wie einige hundert Blessirte; drey bis vier ihrer Schiffe konnten sich mit Mühe über dem Wasser halten und eine Menge Tode wurden noch von den Bergischen Bürgern

aufgefischt. Auch unsere Schiffe waren an Tau- und Takelwerk nicht wenig beschädigt und vorzüglich das des tapfern Kapitän Maximilian der von Lissabon hier eingelaufen war, welches die See nicht mehr halten konnte. — Dieß war also die Beute welche die Engländer von der Holländisch-Ostindischen Flotte machten.

Sechs und zwanzigstes Kapitel.

Drohung der Engländer. Neue Zurüstung zum Treffen. Nachrichten aus Holland. Ankunft der Holländischen Kriegsflotte. Abfahrt aus Bergen. Zerstreuung der Flotte durch Sturm. Sie gerathen mitten unter die Englische Flotte. Mühsame Flucht.

Vom sogenannten Lied von Bergen aus, wohin sich der Englische Admiral mit seinen beschädigten Schiffen gewendet hatte, schickte er an den Dänischen Kommandanten ein Schreiben, in welchem er sich höchlich über dessen Betragen beschwerte und drohte mit verstärkter Macht wiederzukommen und die Stadt in Grund zu schiessen; dieses wurde aber nach Gebühr furchtlos beantwortet und unser Admiral schickte eine Galiotte mit dem Bericht von unserm Sieg nach Holland, und der Bitte um baldige Uebersendung von Kriegsbedürfnissen, weil wir unsere Schiffe auszubessern, noch länger hier bleiben und einen abermahligen Besuch von den Eng-

ländern befürchten mußten. Auf diesen Fall fieng man auch an die verfallenen Festungswerke der Stadt herzustellen, die umwohnenden Bauern, welche einberufen wurden und die meisten Bürger legten mit Hand an, alles geschwind wieder in Stand zu bringen und von unsrer Flotte, die aufs Beste wieder ausgebessert wurde, gaben wir 30 Kanonen, welche wir entbehren konnten, in die Stadt.

Am folgenden Tag, als die Einwohner Bergens wieder nach Hause kamen und ihre durchlöcherten und beschädigten Häuser besuchten, entstund ein groses Wehklagen, denn diese guten Leute waren des Kriegs nicht gewohnt, ihr Hauswesen, ihr Verkehr, ihr schöner Handel war zerrüttet und überdieß befürchtete man an jedem Tage die Rückkehr der Engländer. Wir bekamen indessen, nachdem wir 24 Anker der Engländer aus dem Grunde geholt hatten, am vierzehnten August die Nachricht, daß unsre Kriegsflotte bereit sey aus Holland auszulaufen, um uns zu convoyiren, und daß der tapfre Michel de Ruyter daselbst angekommen sey.

Als wir am sechzehnten August einen Dank- und Bettag gehalten hatten, erschien beym Dänischen Commandanten ein Englischer Parlamen-

tär und verlangte die Erlaubniß für vier Schiffe auf der Rhede einzulaufen, ihre Anker zu suchen und die nöthigen Bedürfnisse für ihre Blessirten einzukaufen, welches ihnen aber, da sie die Stadt so übel zugerichtet hatten, abgeschlagen wurde. Nun drohten sie mit Macht wieder zu kommen, die Holländische Flotte wegzunehmen und die Stadt in Brand zu stecken, auf welche Nachricht die Arbeiten am Hafen, den Festungswerken und auf der Flotte verdoppelt wurden, besonders wurde der Baum am Hafen ausgebessert und die Einfahrt mit Ketten versehen, weil wir bey dem damahligen Nordwind die feindlichen Brander am meisten zu fürchten hatten.

Von diesen erneuerten Anstalten zur Gegenwehr wurden die guten Bürger wieder so in Furcht gesetzt, daß sie aufs Neue anfiengen in die Gebürge zu flüchten. Alles was sie mit fortbringen konnten, wurde auf Wagen und Fahrzeuge gepackt, es ins Innere des Landes zu bringen, wobey sie sich bitterlich beklagten, daß wir die einzige Ursache ihres Unglücks wären und unsere Ankunft verwünschten. Diese Stimmung der Einwohner bewog den Admiral Bitter zum zweytenmahl nach Holland zu schreiben und um Hülfe zu bitten, da wir die Engländer jeden

Tag mit verstärkter Macht erwarten mußten; aber schon am nähmlichen Tag erhielten wir die Nachricht, daß unsere Kriegsflotte wegen widriger Winde nicht auslaufen könne und Bergen wurde durch die Drohungen der Engländer, welche nur eine Meile von der Stadt lagen, immer mehr in Schrecken gesetzt.

Mit einer Menge Französischer Flüchtlinge, denen die Engländer ihre mit Wein beladenen Schiffe weggenommen hatten, erhielten wir die frohe Zeitung, daß unsere zwey verloren gegebenen Schiffe, der Storch und Neuhofen in Drontheim sicher vor Anker lägen, an welche wir unverzüglich eine Galiote mit den nöthigen Nachrichten und Bedürfnissen abgehen liessen. Ein Schottisches Schiff, welches am 20ten August einlief und nichts von allem Vorgefallenen wußte, wurde vom Kommandanten mit Gut und Mannschaft in Beschlag genommen, und am 22sten, als wir guten Ostwind bekamen der unsre Hoffnung, die sehnlich erwartete Schutzflotte bald eintreffen zu sehen, wieder belebte, erfuhren wir daß die Englische Seemacht die Norwegischen Küsten geräumt habe, so wie am andern Tag durch eine Holländische Jagd, daß Tromp und Ruyter unter Seegel gegangen wären, die Englische Flotte in den schottischen

Gewässern aufzusuchen, sodann aber zu unsrer Heimbegleitung nach Norwegen zu seegeln. Diese Nachricht erregte bey uns und der Bürgerschaft herzliche Freude, ob wir wohl bey unsern Vertheidigungsanstalten nichts versäumten und die Bergischen Bürger die Furcht noch nicht ganz fahren ließen, da auch unsre Schutzflotte von den Engländern geschlagen werden konnte und sie dann immer noch gleicher Gefahr ausgesetzt waren. Doch lief am 27 Aug. nähere Bestätigung ein, daß unsre Flotte im Anzug sey, und die Englische, achtzig Seegel stark, in den schottischen Häfen eingelaufen sey, auch kam unsre nach Holland gesandte Galiote zurück, über deren Relation man im Vaterlande die lebhafteste Freude empfunden hatte, welches unsern Admiral so aufheiterte, daß er dem Dänischen Kommandanten, seinen Offiziren und dem Magistrat von Bergen auf seinem Schiff ein herrliches Gastmahl gab.

Drey Kriegsschiffe, welche am 30 Aug. früh da es noch dunkel war in den Hafen einliefen, brachten die Einwohner aufs neue in Angst, uns aber viele Freude, denn es waren Holländer, welche uns meldeten, daß die ganze Kriegsflotte auf der Rhede unsrer warte. Sogleich machte man alles zur Abreise fertig, die Trommel wur-

de durch die Stadt gerührt, und jeder der zur Flotte gehörte, dahin entboten. Auch ich begab mich auf die aufgehende Sonne, obgleich der Viceadmiral Burghorst, der in Bergen krank lag, mich sehr gerne bei sich behalten wollte, und als ich es ausschlug, sich zu Schiff bringen, und mich zu sich auf den Phönix entbieten lies. Zu meinem Glück wußte ich auch dieses zu hintertreiben, denn der Phönix wurde von den Engländern genommen, welche die Mannschaft desselben so schlecht behandelten, daß die meisten starben, der Viceadmiral wurde jedoch bald wieder ausgewechselt.

Fröhlich lichteten wir nun die Anker, ob uns gleich die Norweger noch manches Unglück prophezeyten, welches leider auch eintraf, und fuhren unterm Donner der Kanonen von Bergen ab, doch blieben noch einige Schiffe zurück die wir bei Jeltefurt erwarten mußten. Da wir nun 65 Seegel stark, von hier abgehen wollten, denn der Admiral Michel Ruyter schickte den Befehl, ja nicht zu säumen, hielt uns ein widriger Wind bis zum vierten September, wo wir nach Kreuzfurt und von da in See giengen. Mit herzlicher Freude erblickten wir am sechsten unsre Kriegsflotte, die Freudensalven donnerten ohne Unterlaß den gan-

zen Tag und von jedem Schiff schallte das fröhliche Wilhelmus von Nassau.

Die Admirale Tromp und Ruyter ertheilten nun ihre Ordres, und bestimmten, im Fall ein Sturm die Flotte zerstreuen sollte, Doggersand zum ersten, Texel zum zweiten und Guderoe zum dritten Sammelplatz. Bis zum achten trieben wir noch beim schönsten Wetter in der Nordsee, auf die zurückgebliebenen Schiffe zu warten, und folgten dann Ruytern der die Prinzenflagge aufsteckte 190 Seegel stark, worunter achtzig Kriegsschiffe waren. Schon mit Einbruch der Nacht erhob sich ein heftiger Nordwestwind, welcher uns nöthigte die Lichter anzuzünden, damit wir beisammen bleiben möchten, aber der Sturm erhob sich mit jedem Augenblick stärker, daß ein Licht nach dem andern verschwand, und wir, wegen der starken Beschädigung, die unser Schiff am Hintertheil hatte, die Seegel streichen mußten. Der Morgen zeigte uns kaum noch zehn Schiffe, der Sturm hielt an und wir trieben bis zum eilften September fort, wo der Sturm sich legte und wir ohngefähr sechzehn Seegel um uns sahen, worunter sechs Kriegsschiffe und zwey Ostindienfahrer waren. Unsre Kapitäns hielten beym Schultzen bey Nacht van Neß, der im Kriegs-

schiff kommandirte, Schiffsrath und beschlossen südwärts der Doggersbank die Fahrt zu nehmen, ob wir da vielleicht mehrere von unsern Schiffen treffen möchten. Dieses wurde auch ins Werk gesetzt, wir sahen unterwegs noch sieben Seegel, die wir aber in der Nacht wieder verlohren, und passirten die Doggersbank, erblickten aber kein holländisches Schiff, welches uns bewog unsern Lauf gerade nach dem Texel zu nehmen, da wir gewiß glaubten, daß die englische Kriegsflotte ruhig in Soltsbay läge, und wir in so kleiner Entfernung vom Vaterlande waren.

Unvermuthet, als wir einige Tage wegen des zunehmenden Südwindes zu laviren gezwungen waren, und ich eben bey einem Kapitän zu Tische saß, meldete ein Matrose eine grose Menge Schiffe gerade vor uns. Diese Nachricht erregte bey uns grose Freude, denn wir glaubten bestimmt daß es die Holländische Flotte sey und manche wollten schon durch ihre Fernröhre die Prinzenflagge bemerken, allein als uns dicke Wolken aus Süden die Aussicht benahmen, hörten wir eine starke Kanonade, und sahen, da sich nach einem Platzregen der Himmel aufgeheitert hatte, eine Flotte von mehr als hundert Kriegsschiffen auf uns zukommen, deren rechter

Flügel mit Schiessen anhielt, bis von einem in der Mitte befindlichen Schiff Masten und Stengen abfielen, worauf das Schiessen aufhörte und wir die fürchterliche Entdeckung machten, daß die ganze englische Flotte gegen uns im Anzug sey, und wie sie uns erblickte, die Seegel beysetzte. Nun war guter Rath theuer, alle übrigen Schiffe, welche bey uns waren, entflohen so schnell sie konnten, und wir sahen uns trotz dem schlechten Zustand unseres Schiffes, genöthigt ein gleiches zu thun, hatten aber wenig Hoffnung zu entkommen, da es sehr langsam mit uns gieng, und die Feinde immer näher kamen.

Zwey von unsern Schiffen, welche sich mit den Engländern geschlagen hatten, waren schon entkommen und uns vorbey geseegelt, gegen Abend kam das dritte, und rief uns im Vorüberfahren zu, daß wir alle Seegel beysetzten sollten, dem Feind zu entkommen, in dessen Hände sie, weil er falsche Flaggen aufgezogen, gerathen wären. Viele Schiffe, nebst dem Viceadmiral und Schulzen bey Nacht wäre schon genommen, und wir könnten ihnen vielleicht noch mit Hülfe der Nacht, wenn wir den Lauf veränderten, entgehen. Wir beschlossen nun, im Fall wir angegriffen würde, unsre Haut so theuer als möglich zu verkau-

fen, seegelten in größter Angst fort, und hielten, sobald die Nacht einbrach, den Strich nach Nordosten. Die Nacht war sehr finster mit Regenwetter, wir löschten alle Lichter aus, hielten uns ganz stille und seegelten mit solcher Anstrengung fort, das alles auf dem Schiffe zitterte. Wie froh waren wir, als wir mit Aufgang der Sonne kein einziges Schiff mehr erblickten, und so dem Feinde entgangen waren, obgleich die übrigen gewiß glaubten, daß wir ihnen des Nachts in die Hände gefallen wären, und auch diese Nachricht in Holland bekannt machten, so daß es in die öffentlichen Blätter gesetzt wurde.

Sieben und zwanzigstes Kapitel.

Noth zur See. Erscheinung eines Englischen Kapers. Sie werden von fünf Englischen Schiffen verfolgt. Sonderbare Errettung. Ankunft im Sund vor Kronenburg. Schonen und Helsingborg. Nachricht aus Holland. Abreise. Begebenheit mit einem Kaper. Ankunft im Vaterlande.

Zwar froh den Feinden entkommen zu seyn, waren wir doch noch in grosen Sorgen wegen des schlechten Zustandes unsres Schiffes, welches noch dazu wegen widrigen Windes nicht nach Holland, das uns so nahe lag, seegeln konnte. Wir mußten also laviren, während dessen eine holländische Galiote zu uns kam, die bey uns zu bleiben beschloß. In die Hamburger Bucht, denn wir waren in der Nähe von Helgoland und sahen viele Schiffe in die Elbe aus und einfahren, trauten wir uns wegen der englischen Kaper, die da gemeiniglich lauern, nicht, fuhren also fort in der ungestümen Nordsee herum zu laviren, leider in einem elenden Zustande, denn vom Treffen vor Bergen her, war unser

Fahrzeug kläglich zugerichtet, die Mannschaft kraftlos, denn die Lebensmittel waren geschmolzen, weil wir bey der Kriegsflotte ein Proviantschiff zu treffen gehofft, und deswegen nichts in Bergen eingenommen hatten, und überdieß zehrte die anhaltende Arbeit, durch welche wir das Schiff bey der ungestümen See über Wasser zu halten suchen mußten, unsre letzten Kräfte auf.

In dieser traurigen Lage beschlossen wir einen sichern Hafen zu suchen, und, da wir Glückstadt und Hamburg, welches die nächsten waren, aus oben angeführten Ursachen, meiden mußten, nach dem Sund zu gehen, seegelten also nordwärts und waren in der Nähe von Jütland, als wir ein Schiff gewahr wurden, welches uns zu verfolgen schien. Da es für ein englischer Kaper gehalten wurde, legten wir sogleich bey und erwarteten es, indem wir uns zum Treffen fertig machten, seegelten aber als der Kaper das nehmliche that, stark gegen ihn an, worauf er die Flucht nahm, und wir unsre Fahrt nach Jütland fortsetzten. Allein der Kaper suchte nunmehr zwischen uns und dem Lande durchzukommen um wahrscheinlich Succurs zu holen, welches wir ihm jedoch verwehrten, ihm den Paß abschnitten und nöthigten hinter uns herum zu laufen.

Gegen Abend giengen wir mit einem guten Westwind um das Schaggerack, hatten aber immer noch den Kaper hinter uns, weswegen wir in die Konstabelskammer zwey schwere Stücke brachten, um ihn von hinten zu empfangen. Am siebenzehnten September früh aber erblickten wir mit grosen Schrecken fünf grose Schiffe hinter uns, welche uns mit vollen Seegeln verfolgten, und uns dadurch zu den Entschluß brachten, ihrer zu warten, damit sie, sofern es Feinde wären, uns nicht für muthlos halten möchte. Wir giengen nun mit einem kleinen Seegel hart am Lande weg, und rückten unsre 24 Kanonen, auf der ihnen zugekehrten Seite alle vor die Schießlöcher, damit sie uns für ein Kriegsschiff von 48 Kanonen halten und also keine grose Beute bey uns vermuthen möchten. Auf den äussersten Fall hatten wir beschlossen lieber das Schiff zu verbrennen und uns ans Land zu salviren. Inzwischen waren einige Jütländische Fischer zu uns gekommen, die uns ihre Fische zum Verkauf anboten, aber wahrscheinlich uns nur auskundschaften wollten, weswegen wir auch, ob uns die Lebensmittel gleich sehr angenehm gewesen wären, nichts von ihnen kauften. Sie berichteten uns, daß die fünf Schiffe Engländer, zwey Kriegs- und drey Kauffartheyschiffe wären, und der Admiral fünf-

zig Kanonen führe; wir aber gaben uns für ein holländisches Kriegsschiff aus, das aus dem Texel käme, um Kauffahrer aus dem Sund abzuholen, und erklärten ihnen, daß der starke Pfeffergeruch unten im Schiff, um dessen Ursache sie fragten, von einer Parthie Gewürz herrühre, welche die Ostindienfahrer, die wir begleitet, an uns abgegeben hätten.

Nachdem nun die Engländer nahe an uns gekommen waren, sahen wir ihre zwey Kriegsschiff so trefflich ausgerüstet, daß wir mit ihnen gar nicht im Vergleich kamen, und unsre Leute den Muth verloren, so daß schon einige das Boot losmachten, um ans Land zu gehen, das Schiff aber in die Luft zu sprengen. Keiner Vorstellung wurde Gehör gegeben, jeder schnallte sein bisgen Geld um sich, und war in Begriff mit Boot und Schuyte davon zu gehen. In dieser Angst, da wir mit jedem Augenblick eine volle Lage von den Engländern erwarteten, seegelten diese, da sie uns bestimmt für ein Kriegsschiff hielten, ohne einen Schuß zu thun, an uns vorbey, und nahmen ihren Lauf nach Osten. So wurden wir zu unsrer größten Verwunderung von einem fünfmal überlegenen Geschwader der Feinde unangetastet gelassen. Der Kommandeur desselben war mit bey dem Treffen von

Bergen gewesen, war aus England an den Dänischen Hof abgefertigt, um sich über den von dem Kommandanten von Bergen erlittenen Schimpf zu beklagen, und kam, als er in der Folge erfuhr, wer wir wären, vor Wuth ausser sich.

Dänische Fischer, welche uns bey Jütlands Ende Schelfische zum Verkauf brachten, erzählten, daß sechs holländische Kriegsschiffe in den Sund gegangen wären, welches sie auch den Engländern gesagt hatten, die deswegen nach Gothenburg gesegelt waren, wir aber setzten desto vergnügter unsern Lauf fort, und kamen am neunzehnten Sept. gegen Abend an das hohe Land von Kohl, wo wir den Anker fallen ließen, und die Galiotte auf Kundschaft voraus schickten. Am zwanzigsten segelten wir weiter erblickten bald das Schloß Kronenburg und zugleich fünf Kriegsschiffe, welche mit vollen Seegeln auf uns ansetzten, so daß wir uns aufs neue zum Treffen fertig machten. Unsre Furcht aber verkehrte sich bald in Freude, da wir sahen daß es Ruyter war, welcher die Kauffahrer aus dem Sund abholen sollte. Mit ihnen giengen wir fröhlich vor Kronenburg vor Anker, und erquickten uns da durch die Lebensmittel, welche uns von der Flotte reichlich überlassen wurden, nach so vielen überstandenem Elend.

Sobald wir am 20sten September gelandet waren, wurden sogleich Briefe mit der Nachricht unserer Ankunft und Bitte um fernere Verhaltungsbefehle nach Holland gesandt. Am Nachmittag kam Herr von Amerongen, der als Holländischer Ambassadeur an den Dänischen Hof gieng, auf unser Schiff und rieth uns hier liegen zu bleiben. Ihm folgte kurz darauf der Englische Gesandte nach Kopenhagen, welcher sich über das bey Bergen erlittene Unrecht beklagte und Satisfaction verlangte, aber man stellte ihm Dänischer Seits das unmenschliche, feindselige Verfahren der Englischen Flotte gegen die Stadt Bergen mit starken Ausdrücken entgegen und er mußte beschämt nach Gothenburg zurückkehren.

Da wir sehr schönes Wetter hatten, gieng ich am 23sten nach Schonen über, um das Städtchen Helsingborg zu besehen und wurde da vom Gouverneur, der gerne etwas Neues aus Ostindien hören mochte, zur Tafel geladen. Ich fand hier eine ansehnliche Gesellschaft von vornehmen Schweden, die mich sehr höflich empfiengen und nicht genug Verwunderung über die sonderbaren Sitten und Lebensart der Indier und die Merkwürdigkeiten dieser entfernten Länder, mit welchen ich sie unterhielt, äussern konn-

ten. Diese Herren waren grose Tafelfreunde, denn man aß und trank stattlich, sie hätten auch wohl Lust gehabt die Welt zu umreisen, wenn es mit ihrer gespickten Küche und auf dem Lande Schonen hätte geschehen können. Man aß und trank bis zur Mitternacht, ich wurde mit der Equipage des Gouverneurs in die Stadt gebracht und am folgenden Tage nochmahls eingeladen. In der Zwischenzeit besah ich die Stadt und Gegend und wurde am Abend sehr ehrenvoll entlassen. Der Gouverneur ist Befehlshaber über das ganze Land Schonen und residirt auf der Festung Helsingborg, welche ziemlich stark, doch inwendig unbequem ist, auch die Stadt ist schlecht gebaut.

Indem ich noch die Dänische Küste, die berühmte Festung Kronenburg und die schöne Stadt Helsingör besuchte, bekamen wir die Nachricht aus Holland, daß im letzten Treffen der Phönix und Honingen nebst einigen andern Fahrzeugen von den Engländern erobert, Walcheren, der Storch und Brederode glücklich in Holland angekommen, der junge Prinz, Koge und Neuhofen sich nach Sunwasser, Diemermeer nach Fleckern und Amstelland nach Bergen retirirt hätten und Tromp und Ruyter einen Theil ihrer Flotte

wieder zusammengebracht und mit 70 Seegeln im Texel eingelaufen wären. Dieses bewog uns unsre Reise ins Vaterland sogleich anzutreten. Wir lichteten also am zweyten October 1665 mit 23 Kauffarthey und sechs Kriegsschiffen die Anker, segelten mit gutem Wind an der Jütländischen Küste hin und erblickten, mit welcher Freude, läßt sich nicht beschreiben, am fünften die Insel ter Schelling, wo uns die Kriegsschiffe verliessen und nach Göroe giengen die Englische Flotte zu beobachten. Ob wir gleich sehr nahe bey dem Vlie waren, mußten wir doch noch einen Tag in See bleiben, da widrige Winde uns zwangen zu laviren.

In der darauf folgenden Nacht kam uns eine Galiote an die Seite und rief uns zu: „Nehmt euch in Acht, es sind einige feindliche „Kaper unter uns und haben schon ein Kauffartheyschiff genommen" worauf wir ungesäumt die Waffen ergriffen und so lange es finster blieb kein Schiff an uns kommen liessen. Dieses bestätigte sich am Morgen auch in so weit, daß uns ein Kaper von der Jütländischen Küste gefolgt war und in der Nacht ein Kauffartheyschiff, das nur wenig Mannschaft führte, genommen hatte. Jedoch diese braven Holländer hatten auf der hohen See die Gelegenheit in Acht genommen, die

Engländer niedergemacht und brachten einige Tage darauf ihr Schiff triumphirend nach Holland, wo sie eine ansehnliche Belohnung erhielten.

Am achten October kamen wir bey dem Vlie an, lavirten längs dem Helder hin und giengen endlich am neunten im Texel vor Anker. Bis zum eilften warteten wir hier auf den Fiscal von Amsterdam, der sich im Nahmen der Ostindischen Kompagnie freundlichst für unsere geleisteten Dienste bedankte und nun gieng jeder da oder dort hinaus zu seinen Freunden oder an anderweitige Bestimmung, ich aber miethete mir nebst dem Ober- und Untersteuermann ein Schiff und gieng mit ihnen nach Amsterdam, auf welchem Wege wir noch einmahl in Edam anlegten, da unser Schiffer schlecht mit Proviant versehen war, und zum erstenmahl wieder im theuren Vaterland ein fröhliches Mahl hielten. Am zwölften kamen wir nach Amsterdam, von wo ich sogleich noch am nähmlichen Abend nach Harlem in die Arme der Meinigen eilte. — Welchen fröhlichen, herzlichen Empfang, da mich alle tod geglaubt hatten. Durch so viele Gefahren hatte mich Gott wunderbar hindurch geführt, nachdem ich sieben und ein halbes Jahr aus dem Vaterland entfernt gewesen war und

Ich schaue mit Vergnügen auf die Zeit zurück, die ich in Ostindien zubrachte. Ich gab dem Leser in der Erzählung meiner Reise treu, was ich selbst sah, hörte und erfuhr, Unwahrheit nie wissentlich und lebe jetzt ruhig in meinem Vaterlande, in der Ueberzeugung, viele meiner Mitbürger angenehm unterhalten und belehrt zu haben.

Schiffbruchsgeschichte

des

Jagdschiffes ter Schelling

ein Gemälde

des

größten menschlichen Elendes

von

Franz Janßen van der Heyde.

Im Jahr 1660 den vierten September gieng ich mit dem Jagdschiff der Schelling, welches 24 Kanonen führte, mit 24 Menschen besetzt war und blos Geld und Breter geladen hatte, von Batavia nach Bengalen unter Seegel. Wir setzten unsre Reise bis zum achten October, wo wir die Küste von Bengalen erblickten ohne Anstoß fort, doch machte ein Vorfall auf dem Schiff vieles Aufsehen, denn ein Matrose Nahmens Hildebrand, welcher in das Kabelloch hinunter stieg, kam ganz erschrocken zurück und gab vor, eine schreckliche Erscheinung gehabt zu haben, in der Gestalt eines ausgehungerten traurigen Menschen. Ob er nun zwar darüber ausgelacht wurde, so war doch sein Betragen von dieser Zeit an ganz verändert, vorher immer lustig, sah wan ihn jetzt immer wehmüthig und ernsthaft und er ereiferte sich über jedes leichtfertige Wort, daß er von einem der Schiffsleute hörte.

Da wir nicht wußten ob die vor uns liegende Küste die Bengalische oder Arakanische sey, so ließ unser Schiffer Johan Jacob Strohm den Obersteuermann und Kellermeister mit der Schunte abgehen, die der Arakanischen Sprache kundig, bey den Einwohnern sich nach einem guten Landungsplatz erkundigen sollten, denn es ist der vielen Sandbänke wegen hier gefährlich. Das Schiff blieb indessen eine Meile vom Lande vor Anker, und wartete drey Tage, da sie aber nicht wieder kamen, glaubten wir es sey ihnen ein Unglück begegnet und suchten sie einige Zeit, doch vergeblich. Endlich kamen drey Indische Fahrzeuge mit einem Orangcay zu uns, von denen wir Lebensmittel kauften. Der Orangcay war eben in das Schiff getreten, uns Nachricht über die Beschaffenheit der Küste zu geben, als wir auf eine Sandbank geriethen und durch das Getümmel und den Lärmen, welcher vom Auswerfen der Anker verursacht wurde, ihn so in Schrecken setzten, daß er das Geld im Stiche ließ, über Bord sprang und sich in aller Eile mit seinen Fahrzeugen davon machte, ohne uns einigen Unterricht gegeben zu haben. Als wir die Schunte nun acht Tage gesucht hatten, strandeten wir aufs Neue auf einer Sandbank und fanden bey der Untersuchung mit dem Bote daß wir ringsum mit Sandbänken eingeschlossen

waren, mußten also liegen bleiben und zwey Anker auswerfen. Es fieng an zu stürmen, das Schiff bekam einen Leck, der vordere Mast muste abgehauen werden und zum größten Unglück kam noch Hendrich Veerbeck mit dem Boot unter das Schiff, wiewohl er selbst noch gerettet wurde.

Schuyte und Boot war nun weg, die Ankertaue wurden von dem Schwanz eines Orkans zerissen, und ob wir gleich zwey neue fertig machten, waren doch die Anker des Sturmes wegen zu schwach, das Schiff fieng an zu treiben. wir mußten sie also kappen. Seegel konnten wir nicht brauchen, weil wir die grose Raa niedergelassen hatten, das Vormarschseeel hatte der Sturm davon geführt und als wir alle, 70 Mann stark, uns vergebens angestrengt hatten die Fockraa in die Höhe zu setzen, entschlossen wir uns das Schiff auf die Bank laufen zu lassen. Ob das Fahrzeug gleich so schrecklich darauf zerstossen wurde, daß wir glaubten es würde zu Grunde gehen, kamen wir doch darüber weg, aber leider auf eine andere und hier fieng das Schiff an zu bersten. Wir thaten zwar unser Möglichstes mit Schöpfen und Pumpen, allein die meisten unsererLeute waren zu sehr entkräftet.

Indessen zankten sich der Schiffer und die Steuerleute über die Art an das Land zu kommen, da wir nicht wußten, ob wir Land- oder Seewärts trieben, das Wasser im Schiff immer mehr überhand nahm und schon die Lebensmittel bedeckt hatte, weswegen wir Hunger leiden mußten. In sechs Tagen und Nächten hatten wir nun nicht geschlafen, eine Portion Arak, welche jeder bekam, unsere Lebensgeister etwas gestärkt, als Albert Kunst Land erblickte, worauf wir mit allem Eifer hinarbeiteten, allein wir hatten nur vier Faden Wasser und mußten anderthalbe Meile vom Lande liegen bleiben. Diese Nacht durch hofften wir noch uns zu halten, obgleich die Pumpen mehr Sand als Wasser herausbrachten, sich Erschöpfung und Hunger einstellten, daß viele halb tod niederfielen, andere sich zum Tod bereiteten und bey einigen sich Spuren von Wahnsinn zeigten. Da ein Matrose in seiner Lade nach eine Parthie Kitsery (eine Art kleiner Bohnen) fand, wurde diese mit einigen Stücken Speck gekocht und wir hielten eine Mahlzeit, worauf sich die meisten aus Entkräftung hinlegten und schliefen, ich aber setzte mich auf den Ueberlauf und schlief, damit wenn das Wasser meine Füsse benetzte, ich desto eher aufwachen möchte.

Nach-

Nachdem wir zwey Stunden geschlafen hatten, legte sich das Schiff auf einmahl auf die Seite, wodurch alle aufs Verdeck getrieben wurden, doch fehlten uns drey Menschen, welche wahrscheinlich ersoffen waren, nach zwey Stunden aber richtete sichs wieder in die Höhe. Indessen hatten die Matrosen ihre besten Kleider angezogen, die Branntweinfässer eingeschlagen und sich so betrunken, daß niemand mehr gehorchen wollte und ein schrecklicher Zustand auf dem Schiff war, bis Adrian Raes Oberzimmermeister und Johan Gert Meyert die Hand an die Verfertigung eines Flosses legten, das aber als es fertig war, nur 40 Menschen tragen konnte. Es wurde mit zwey Stricken zusammengebunden, mit Rudern versehen und jeden der darauf gieng ein Reisegeld mitgegeben. Vierzig Menschen waren darauf gegangen, der betrunkene Untersteuermann ward auf Befehl des Schiffers darauf geschleppt und auch ich war im Begriff mitzugehen, als mich mein Freund Sebastian Bruck abhielt, weil er mir durchaus nicht folgen und ich ihn nicht verlassen wollte. Dieses elende Fahrzeug, das sehr schwer im Wasser gieng und auf welchen die Menschen blos sitzen konnten, auch weder mit Proviant noch den Bedürfnissen zur Ausbesserung versehen war, sahen wir nach kurzer Zeit fern vom Ufer treiben,

wo es wahrscheinlich mit allen den armen Menschen gesunken ist.

Wir waren noch 32 Mann im Schiff stark und fiengen an, nachdem wir uns mit einer Mahlzeit etwas gestärkt hatten, ein neues Floß zu bauen, es war aber kaum für zehn Mann stark genug und wir bemühten uns die Marsegelstange von dem grosen Mast zu nehmen, konnten aber nichts ausrichten, da sie wegen ihrer Schwere zu tief ins Wasser hieng; besser glückte es uns mit der Vormarssegelstange, die Sebastian Bruck, nachdem er sich einen Strick um den Leib befestigt hatte, losmachte, daß wir sie an uns ziehen konnten. Als wir das Floß gegen Mitternacht fertig hatten, so daß es ohngefähr 20 Mann tragen konnte, wollten sieben Matrosen heimlich damit entwischen, aber glücklicher Weise fiel eben die Fockraa, welche abgehauen wurde, vor ihnen nieder und zwang sie ans Schiff zurück.

Nun zwang uns die ungestüme See welche sich mit Eintritt der Nacht erhoben hatte, das Schiff zu verlassen, wir nahmen nur wenig Speisse, zwey Kompasse und einige Degen mit, da das Fahrzeug überdieß zu viel Menschen tragen mußte und ruderten, mit dem halben Leib

im Wasser sitzend, gegen das Land hin, wurden aber durch einen Strom aufs hohe Meer getrieben, daß wir kein Land mehr sehen konnten und aus Hunger und Erkältung viele von uns wahnsinnig wurden. Der Zimmermann sprang in das Wasser und wollte nach einer schönen Kirche mit Sternen verziert, schwimmen, die er vor sich zu sehen vorgab, ein anderer sah den Thurm von Helvoetsluis und wollte dahin rudern, die meisten glaubten noch auf dem Schiff zu seyn, wollten andere Kleider holen, oder sich in der Küche wärmen. Dieser Wahnsinn verlohr sich meistens wenn wir ein wenig geschlafen hatten, kam aber wieder, denn wir glaubten kurz darauf Land zu erblicken worauf Kühe graseten, da es doch in der Nähe blos eine Sandbank war, an der sich die Wellen brachen. Diese getäuschte Hofnung und der Umstand, daß das Floß immer tiefer im Wasser gieng, brachte viele zu dem frevelhaften Entschluß einige unserer Elendsgefährten in der Nacht ins Wasser zu werfen, allein der Vorschlag des Zimmermanns von dem Gelde, was jeder bey sich hatte, einen Anker zu machen, der das Floß, welches bey der Ebbe rückwärts trieb, festhalten könnte, verhinderte diesen Anschlag, das Geld wurde in einem Mannsrock gebunden und so der silberne Anker beym Eintritt der Ebbe in die See gelassen, welches so weit half, daß

wir am andern Tag wieder Land erblickten und demselben ganz nahe kamen.

Wir sahen am Ufer Fischerboote, Fischer die ihre Netze trockneten, ja wir glaubten Holländer und Indianer unterscheiden zu können, welches auch der Schiffer mit dem Fernrohr bekräftigte, deswegen wurde aller Proviant in die See geworfen, um desto besser anlanden zu können und der Schiffer gieng mit zehn andern, als wir an das Ufer gekommen waren, voraus, um eine gute Mahlzeit zu bestellen. Nachdem wir übrigen das Floß hatten forttreiben lassen, folgten wir langsam, fanden aber zu unserer Verwunderung weder Menschen noch Häuser und erhielten auf unser Rufen keine Antwort. Endlich fanden wir unsere Gefährten, beym Durchsuchen des Gebüsches unter einem Baume schlafend und thaten ein gleiches. Als wir aufwachten, suchten wir zu ergründen wo die Menschen, die wir gesehen hatten, geblieben wären, allein vergeblich und wir mußten es blos für Darstellungen unsrer Einbildungskraft halten.

Bey einbrechender Nacht wurden drey grose Feuer aus Furcht vor den wilden Thieren angezündet, zwischen welche wir uns lagerten, der Prediger aber war so wahnsinnig geworden

daß er nicht schlafen wollte und durch sein Toben uns alle störte. Am Morgen giengen wir aus, das Land zu durchforschen, wobey sich der Wundarzt beklagte, daß in diesem elenden Zustand einer den ganz vergeblichen Diebstahl begangen und ihm sein Geld entwendet habe, denn wozu konnte es in einem wüsten Lande nützen. Der Untersteuermann hatte eine tode Schildkröte gefunden und wir sahen einen Büffel am Ufer liegen, der schon stark von den Würmern zernagt war, am Eingeweide frassen die Leguans und er stank so, daß wir kaum vorüber gehen konnten und nicht glaubten 20 Tage nachher noch von dem übriggebliebenen Aas essen zu müssen. Weiter hin trafen wir über einen Bach acht Indier, zu denen wir, als das Wasser wegen der Ebbe seicht geworden war, giengen und sie um die Beschaffenheit dieser Gegend fragen wollten, allein sie verstanden uns durchaus nicht, warfen sich uns zu Füssen und schienen uns ihr Elend klagen zu wollen, da wir ihnen aber nicht helfen konnten, suchten wir einen Ort zum Nachtlager, zündeten ein Feuer an, brateten die Schildkröte in ihrer Schale und vertheilten sie. Am folgenden Morgen hatten wir nichts als drey Pfund Käse, die der Schiffer gerettet hatte und vertheilte, wozu wir Wasser tranken, das aber salzig war.

Wir erfuhren jetzt zu unsrer größten Betrübniß, daß wir uns auf einer Insel befanden, die ohngefähr vier und eine halbe Meile vom festen Lande lag und uns nichts als Baumblätter zur Nahrung darbot. Einige waren daher vorausgegangen und hatten einige Stücken von dem toden Büffel abgeschnitten, die sie uns brachten. Unsern Prediger fanden wir nicht mehr an dem Ort, wo wir ihn verlassen hatten und beschlossen unsern Aufenthalt an dem Ufer zu nehmen, wo wir vielleicht ein vorübersegelndes Fahrzeug erblicken könnten; richteten auch sogleich unsern Lagerplatz um ein groses Feuer ein, woran wir den Leguan, den wir beym Aase des Büffels gefangen hatten, brateten. Das Thier war von der Gröse einer Katze, gab also für jeden nur einige Bissen und wir stillten unsern Hunger nach dem Beyspiel des Wundarztes mit Baumblättern, ob wir gleich viele wilde Schweine, Büffel und Hirsche sahen, deren wir aber, wegen Mangel an Gewehr, nicht habhaft werden konnten. Zwey grose Schlangen, die wir einige Zeit darauf fanden, mußten uns wieder eine Mahlzeit gewähren und ob wir uns gleich anfänglich scheueten, aßen wir sie doch ohne allen Nachtheil. Nicht so gut bekam uns eine Art Bohnen von süssem Geschmack, welche einige im Gebüsch gefunden hatten, sie erregten solche Be-

klemmung und Uebelbefinden, daß wir den Tod erwarteten, doch verlohr es sich nach drey Stunden wieder.

Baumblätter waren nun unsere gewöhnliche Speise, einige davon hatten einen sehr schlechten Geschmack, weswegen wir es mit dem Grase versuchten, allein es war so scharf, daß es uns den Mund und die Zunge verwundete, dabey entgiengen uns die Kräfte so, daß wir kaum das zum Feuer nöthige Holz zusammenschleppen konnten. Dieß bewog uns zu dem Versuch aus den am Ufer stehenden Bäumen ein Floß zu bauen, daß mit Bast zusammengebunden, nicht mehr als fünf Mann tragen konnte. Der Schiffer wählte also fünf von uns aus, gab ihnen Unterricht wie sie fahren sollten, zwey Compässe und den Auftrag uns sobald, als möglich Hülfe zu schicken. Sie reiseten am dreyzehnten Tage nach unserer Ankunft mit einer Portion Baumblätter ab, begaben sich aber noch einmahl an die Landecke der Insel, vergrösserten da das Floß mit zwey Bäumen und nahmen noch zwey andere auf ihr heftiges Bitten mit.

Wir suchten indessen emsig nach dem Leichnam des Predigers in der Absicht ihn zu verzehren und als wir ihn nicht fanden, thaten

einige heimlich den schrecklichen Vorschlag die Schiffsjungen zu töden und zu fressen, welches aber von den meisten mit Abscheu verworfen wurde und wir fuhren nun fort uns Baumblättern zu nähren, die durch einige Bissen anderer Speise geschmeidiger gemacht wurden, daß wir sie mit weniger Anstrengung niederschlucken konnten. Ein Leguan, den wir glücklicher Weise fiengen, diente uns zu diesem Behuf mit einigen Bissen, allein von dieser Zeit an hatten wir lange nichts, bis der Zimmermann Paul Jacob Schnecken ohne Schalen in einem Morast fand, die wir begierig zusammenlasen und in der Asche brateten, ob wir gleich denken konnten daß sie ungesund wären, da sie blau von Farbe waren und der Zimmermann, welcher zuerst davon gegessen hatte, nach zwey Stunden in Ohnmacht fiel. Sie schmeckten angenehm und das Schicksal des Zimmermanns konnten unsern Heishunger nicht bezähmen. Wir fielen auch alle in die nehmliche Krankheit, lagen zwey Stunden unter den grösten Schmerzen halbtod da, bis wir Linderung bekamen und blos noch eine kleine Mattigkeit verspürten.

Auf Befehl des Schiffers fiengen wir nun an, jeden Abend ein groses Feuer anzuzünden, den vorbeyfahrenden Schiffen ein Signal zu

geben, oder auch die Aufmerksamkeit der Bewohner des festen Landes zu erregen, allein unsere Entkräftung machte uns das Herbeyschaffen des Holzes beynahe unmöglich und bewirkte Murren gegen den Schiffer, welcher der stärkste unter uns allen war, da er einen starken Körperbau und Schmeerbauch hatte von dem er zehren konnte. Er stellte uns aber vor daß dieß das einzige Mittel zu unserer Erlösung sey, weil man dieß Feuer in der Nacht über sechs Meilen sehen müsse. Der Mangel an Schlaf verzehrte unsere Kräfte noch mehr, denn keiner wagte es zu schlafen, aus Furcht, daß ihn die übrigen töden und fressen möchten; bisweilen geriethen wir auch in Gezänk, wie das immer beym Mangel der Fall ist, und dann wartete jeder auf Schlägerey um nur todschlagen und fressen zu können.

Ich hielt mich immer zu meinem Freund Bastian Bruck und wir giengen zusammen nach Lebensmitteln aus, waren auch einst so glücklich eine Schildkröte zu finden, die wir in einem Topf, den wir von den oben erwähnten Indiern erhalten hatten, kochten und mit Blättern verzehrten. Auch der Wundarzt hatte das Glück einen Baum mit grosen wohlschmeckenden Blättern zu finden, von denen er an den Schiffer

und Buchhalter austheilte, die sie in der Asche rösteten. Er entdeckte uns aber den Baum nicht und gieng durch tausend Umwege zu ihn, daß wir ihm nicht nachschleichen konnten.

Siebenzehn Tage waren wir nun hier, als ich mit meinem Freunde rund um die Insel wanderte, in der Hoffnung einige Nahrungsmittel zu treffen, allein es fand sich nichts als nur der tode Büffel, von dessen Genuß mich Bruck nur mit Mühe abhalten konnte; am andern Tag aber waren einige unserer Gefährten glücklicher, die dem Schiffer zur Vertheilung einen Leguan brachten, er war aber so klein, daß er nur in sechs Portionen für die zwey Finder, den Schiffer, Steuermann, Buchhalter und Wundarzt vertheilt werden konnte, diese gaben aber jeder die Hälfte an einem andern ab und die übrigen zwölfe rissen sich nun um das Fell. Auch schleppte man an diesem Tage Haut und Eingeweide der verzehrten Schlangen herbey und aß sie als Leckerbissen, ob sie gleich schon grün und blau aussahen. Eine Menge kleiner Schnecken mit Schalen, die ich an einem sumpfigten Orte gefunden hatte, gaben in der Asche geröstet mir und meinem Bruck eine Mahlzeit und als ich mit den andern nochmahls dahin gegangen war und wir einen ziemlichen Vorrath brachten, sag-

te uns der Schiffer er habe Fische bekommen, die an jenem Baume in einem Korb hiengen welche er uns lassen wolle. Wir fanden auch diese Fische und nachdem wir sie in der Asche gebraten, verzehrten wir sie mit unbeschreiblichen Vergnügen, besonders da wir glaubten, daß ein Fahrzeug da sey, welches dieß Gericht gebracht habe, allein der Schiffer erklärte uns, daß er sie in einer Grube gefangen habe, die, bey der Ebbe gegraben, von der Fluth mit Wasser und Fischen angefüllt worden sey. Ob wir wohl dieses Verfahren öfters versuchten, so wollte es uns in der Folge nie wieder gelingen Fische zu fangen.

Je länger unser Aufenthalt auf dieser Insel währte, desto gröser wurde unser Elend, desto gewisser unser Tod, also entschlossen sich unsrer fünf ein neues Floß zu bauen, welches uns zwar Anfangs der Schiffer ausreden wollte, allein doch endlich seine Einwilligung gab. Wir erhielten noch zwey Schiffsjungen zu Gehülfen, denn unsere Kraftlosigkeit verstattete uns nur sehr langsam daran zu arbeiten und zehrten indessen von dem toden Büffel von welchem ich, nachdem ich bey dem Aase lange vergebens auf einen Leguan gelauert hatte, ein Stück schnitt und es meinem Gefährten ans Feuer brachte.

Da ihnen dieses so gut aussah, wiewohl der Gestank kaum auszuhalten war, liefen sie alle fort, eine Quantität davon zu holen, ich mußte ihnen aber nachrufen, blos das Magere zu nehmen, denn das Fette welches ich an einem Hölzchen geröstetet hatte, hatte sich in Schleim aufgelöset und war nicht zu geniessen. Sie brachten also ohngefähr 40 Pfund mageres Fleisch, daß wir an Bäumen aufhiengen, ob sich der Gestank etwas verlieren möchte und es dann in dem Wald verbargen. Da wir uns auf diese Art etwas versorgt hatten, giengen wir zum Schiffer ihm von unsern Fleische anzubieten, allein er schug es wegen des schrecklichen Gestanks aus und schalt uns; nicht so die übrigen, welche wir, nachdem wir ihnen etwas mitgetheilt hatten, nicht ersättigen konnten, so daß wir alles hergeben mußten, was wir hatten. Besonders hatte Willhelm Katt einen so unvertilgbaren Hunger, daß er, ob ihm gleich jeder andere von seiner Portion mittheilte, doch nicht satt werden konnte und dennoch hatte er außerdem an diesem Tage noch einen von der See ausgeworfenen Fisch, den die Vögel halb aufgefressen hatten und welchen er Anfangs selbst für hinreichend zu einer dreytägigen Nahrung hielt, aufgezehrt. Auch die übrigen hatten durch das ihnen mitgetheilte Fleisch solchen Appetit bekommen, daß

sie in der Nacht nicht dafür schlafen konnten und mit dem frühsten Morgen nach dem Aase liefen.

Wir fanden in der Folge daß das Büffelfleisch durch das Aufheben einen bessern Geschmack bekommen hatte, der Gestank sich nach und nach verlohr und dessen Genuß uns soviel Kräfte gab, daß wir jetzt an einem Tage mehr als zuvor in dreyen arbeiten konnten. Also wurde unser Floß bald fertig und ob uns gleich der Schiffer von der Reise abrieth, da wir ohne Anker in die hohe See getrieben werden könnten, achteten wir doch nicht darauf, da wir auch hier den Tod erwarten mußten und das Floß da es sehr leicht war, mit den Ruderriemen glaubten regieren zu können; auch erdachte einer von uns, Karl Dubbel, einen Anker aus vier krummen Hölzern, die wir mit Bast zusammenbanden und, da auf der Insel weder grose noch kleine Steine waren, einige Hemdeermel mit Sand gefüllt, darauf befestigten. Das zwanzig Faden lange Seil verfertigten wir aus Bast und einer Art Epheu, so daß unsere Anstalten selbst des Schiffers Beyfall hatten.

Am andern Tag nahmen wir mit Wehmuth vom Schiffer Abschied, trugen unsern Vorrath

von Fleisch aufs Floß und fuhren von der Insel ab bis an die äußerste Ecke, wo wir anlegten, aßen und Baumblätter sammelten. Als wir von da weg, gegen das feste Land zu fuhren, war uns Anfangs der Strom entgegen, wir erhielten aber endlich stillstehendes Wasser und warfen öfters, die Tiefe zu erforschen, einen Beutel mit Sand aus, liessen auch wenn wir widrigen Strom erhielten unsern Anker fallen, durch dessen Hülfe wir allmählig abtrieben. Als uns der Hunger ankam, wurde der sämmtliche Vorrath vertheilt, so daß jeder nach Belieben von dem Seinigen essen konnte, wir konnten aber kein Maas halten, und einige verzehrten ihre ganze Portion. Indessen erhob sich in der Nacht ein starker Wind und die See gieng so hohl, daß die Wellen über das Floß hinschlugen, unsern Vorrath herabspühlten und das Ankerseil brach, worauf wir ungesäumt nach der Insel, von welcher wir ohngefähr eine Stunde entfernt waren, zurückruderten und an der Ecke wieder landeten.

Wir liessen die Jungen beym Flosse und giengen fort, Holz zu einem neuen Anker zu suchen, fanden aber bey unserm verlassenen Feuer ein Indianisches Weib, das uns mit Heulen entgegen stürzte, uns die Füsse zu küssen und uns

ihren mit Wunden bedeckten Körper zeigte. Sie sah überdieß sehr elend und mager aus, war von ihren eigenen Landsleuten so übel zugerichtet worden und wir setzten uns bey ihr nieder. Beynahe wäre sie ein Opfer unsrer Hungersnoth geworden, denn als sich nach einigen Stunden der Hunger bey uns einstellte, griff ihr Karl Dubbel nach dem Hals und wollte sie erwürgen, allein ich brachte ihn durch die Vorstellung, daß wir bey Tagesanbruch, der nicht mehr ferne wäre, nach dem Büffel gehen und sehen könnten was noch davon da sey, fänden wir nichts, so sey es immer noch Zeit, unsern Hunger durch Menschenmord und Menschenfleisch zu stillen, dahin daß er sie gehen ließ. Einige von uns giengen also fort Speise zu suchen, die übrigen blieben da, einen neuen Anker zu verfertigen und auf die Indianerin zu achten. Am Büffel fanden wir noch viel Fleisch, wovon wir einige Stücke rissen und damit zum Feuer liefen, es zu rösten und verzehren, bemerkten aber zwey von des Schiffers Leuten, welche den Weg nach dem Büffel nahmen. Aus Besorgniß, daß sie uns nichts davon lassen möchten, giengen wir ihnen nach, sobald wir gegessen, und fanden daß sie das Aas ganz umgekehrt hatten, um Fell und Fleisch mit sich zu nehmen; wir baten sie anfänglich, uns etwas davon abzulassen, als aber

dieß nichts half, fielen wir auch mit unsern Messern darüber her, worüber es bald zum blutigen Streit gekommen wäre, doch verglichen wir uns, daß sie mit dem was sie schon hatten zufrieden waren und wir das übrige Fell und Fleisch abschälten, welches uns wenig Mühe machte, denn es gieng wegen der Fäulniß ganz leicht von den Knochen.

Nachdem wir unsere Beute abgewaschen, den achten Theil davon sogleich verzehrt, das übrige aber in den Rauch gehängt hatten, liessen wir den Schiffer um sein Hackmesser, ein Anker damit zu verfertigen, bitten. Er ließ es uns auch verabfolgen und der Schiffsjunge, welcher es holte, bat uns zu erlauben, dem Schiffer etwaß von seiner überflüssigen Kleidung entwenden zu dürfen, da er blos und ganz erfroren sey. Wir giengen in der Nacht selbst mit dahin, fanden den Schiffer schlafend und stahlen ein altes Hemde, ein Unterkleid und den ganzen Vorrath von Büffelfleisch, welchen unsere Kameraden dort aufgehoben hatten.

Mit diesen Raub fuhren wir ab, und liessen unsere unglücklichen Gefährten in größtem Jammer über den am Morgen gewahrten Verlust, doch Gott schickte ihnen noch an diesem

Tage Hülfe, denn als gegen Abend einige an den Strand giengen, sahen sie vier kleine Fahrzeuge der Insel nahen, worauf einer sogleich sein Hemde auszog und es zum Zeichen, daß hier Unglückliche der Hülfe bedürften, aufsteckte. Die Fahrzeuge liessen hierauf die Seegel fallen, kamen auf anhaltendes Rufen näher an die Insel und fragten auf Portugisisch: wer seyd ihr? zum Glück war ein Portugise, Rodrigo unter ihnen, der ihnen diese und andre Fragen beantwortete, allein die Anzahl der Unglücklichen nur auf sieben angab, aus Furcht sie möchten wieder wegfahren, wenn sie hörten daß ihrer so viele wären. Die Indier stiegen nun mit Piken, Bogen und Pfeilen bewafnet aus Land, begehrten die Messer ausgeliefert, welche einer im Empfang nahm, und nun liefen die Unsrigen in größter Freude gegen das Gebüsch und riefen: Erlösung Erlösung! Die übrigen aber welche im Walde herumstrichen, verstunden: Halt auf! glaubten daß sie ein wildes Thier zurückjagen sollten und kamen mit Knüppeln zum Vorschein, worüber die Indier heftig erschraken, sich verrathen glaubten und mit Pfeilen unter sie schossen, zum Glück aber keinen trafen. Die andern bedeuteten nun ihre Gefährten die Stöcke wegzuwerfen, welches sogleich geschah, auch wurden auf Verlangen der Indier, die Gewehre, in zwey Sä-

beln, einem Degen und einem Hackemesser bestehend nebst den Messern ausgeliefert und nun theilten die Indier, da sie den elenden Zustand der Holländer sahen, gekochten Reis aus, der mit der größten Begierde verschlungen wurde.

Die angekommenen Indier versprachen ihnen zwar die Ueberfahrt ans feste Land, allein da sie arme Fischer wären, verlangten sie Geld und zwey Tage Zeit ihre Fahrzeuge zu vergrössern. Man kam also um vier Reichsthaler für den Mann überein und gieng, da die Fischer Reis genug bey sich hatten, auch hinlänglich Fische zu fangen versprachen, an die Landecke der Insel, wo die Fahrzeuge lagen, welche von den Indianern vergrössert und dabey Fische gefangen wurden. Sie gaben den Holländern dort einen Topf, welche nun anfiengen zu kochen und zu essen, die Fische, so wie sie die Indier gefangen hatten, sogleich in den Topf warfen und ununterbrochen zwey Tage aßen, jedoch mußten sie dafür bezahlen und bekamen für eine Rupie einen Hut voll Reis, etwas Salz und nach Maasgabe der Gröse einige oder mehrere Fische.

Nachdem die Fahrzeuge genugsam vergrössert waren, giengen alle an Bord, die Hollän-

länder bezahlten die bedungene Fracht und die Indier legten sich schlafen, blos einer am Steuerruder wachte und weckte die übrigen nach zwey Stunden, während denen sie langsam am Ufer der Insel hingetrieben waren. Mit gesamter Hand ruderten sie nun an die Küste des festen Landes, wo sie Mittags um zwey Uhr ankamen und die Holländer sogleich zur Behausung ihres Oberhauptes führten. Welche Freude, welche Verwunderung, als ihnen auf diesem Wege ihre fünf mit dem ersten Floß abgefahrenen Gefährten begegneten und auf die Frage, warum sie ihnen nicht längst ein Fahrzeug zur Hülfe abgeschickt hätten, die Auskunft gaben, daß sie erst gestern hier angekommen und bereits ein Schiff mit Speise und Trank für sie gemiethet hätten. Der Indische Befehlshaber vor dessen Wohnung sie unterdessen angekommen waren, hieß sie willkommen und fragte sogleich, ob noch mehrere Unglückliche auf der Insel wären? welches sie mit der Nachricht, daß noch fünf auf einem Floß abgefahren wären, von denen sie seitdem nichts vernommen hätten, beantworteten, worauf er sogleich Befehl gab, diese aufzusuchen.

Auf einer grosen Matte, die man vor die Thüre breitete, setzte sich nun der Befehlshaber mit den Holländern, sogleich wurde alles Ge-

wehr, was ihnen die Indier abgefordert hatten, herbeygebracht und er befahl jedem das seinige zu nehmen, dieß geschah und blos das Geld blieb liegen, welches die Fischer auch dazu gelegt hatten. „Ist das nicht euer Geld? fragte das Oberhaupt.“ „Nein, sondern es ist den Leuten, welche uns übergeführt haben.“ Jeder nehme auch sein Geld erwiederte er, denn es ist Euer,“ und erst nach vielen Vorstellungen war er dahin zu bewegen, es den Fischern zu lassen. Hierauf wurde ihnen ein Mahl aufgetragen, vorher aber zwey der jüngsten, Hieronimus Arndt und Willhelm Kunst, durch einen Verschnittenen in den Harem geholt, weil die Weiber des Gouverneurs neugierig waren, Holländer zu sehn und sie verwunderungsvoll überall betasteteten. Nach dem Essen brachte man sie in ein Haus am Bazar, wo sie schliefen, und am folgenden Morgen setzten sie sich, als eben Markttag war, mit dem Gouverneur in ein offenes Gebäude, vor welches jeder seine Waaren bringen mußte. Er gab ihnen Kauries für Silbergeld, sie bedeuteten ihm, was sie kaufen möchten und er bezahlte selbst die Käufer, damit sie ja nicht betrogen würden. Sie hatten auf diese Art beynahe alle Lebensmittel, die zu Markt gebracht wurden, aufgekauft und nun gieng es ans Braten und Ko-

chen, so daß sie ihr langes Fasten bestmöglichst einzubringen strebten.

Wie sehr übrigens dieser Befehlshaber die Holländer schätzte, erhellet daraus, daß er einen Indier, welcher den Buchhalter mit einem Stein geworfen hatte und erkannt wurde, mit einem durch die Nase gestochenen Pfeil und einer Trommel auf den Rücken, durch die Stadt peitschen und dabey ausrufen ließ: wer einen Holländer beleidige, solle noch härter gestraft, ja des Landes verwiesen werden. — Dankbar nahmen die gestärkten Unglücklichen von diesem menschenfreundlichen Befehlshaber Abschied und giengen nach Bolwal auf einem sehr beschwerlichen Wege, denn sie mußten zwey Tage lang bis an die Knie im Wasser gehen.

Wir übrigen hatten, wie ich oben erzählte, in der Nacht das Büffelfleisch gestohlen, nicht ohne grose Furcht daß sie uns gewahr werden und töden möchten, jedoch wie die Folge lehrte, zu unserm größten Glück, und uns damit über den Bach retirirt, den wir durchschwimmen mußten, da es eben Fluth war. Die Indianerin trafen wir nicht mehr beym Feuer, ihre Wächter gaben zur Antwort, daß sie uns sogleich nachgegangen sey und wir theilten indeß

das Fleisch, räucherten es und arbeiteten diesen Tag über an unserm Anker, in der Nacht aber bewachten wir wechselsweise einander, hatten auch diese Vorsicht nicht vergebens gebraucht, denn in der zweyten Stunde nahte sich ein Indier mit einem grosen Stock, den Egbert Theuniß, der die Wache eben hatte, sogleich niederschlug und uns weckte. Wir setzten zwar den übrigen, die wir im Gebüsch spürten, nach, allein sie flohen schnell mit grosem Getümmel und wir trafen bey der Rückkehr nicht einmal den zu Boden geschlagenen mehr, ob wir uns gleich sehr auf diesen Braten gefreuet hatten, denn es war fest beschlossen, ihn zu verzehren.

Mit anbrechendem Tage verfertigten wir vollends Anker und Taue, allein durch das lange Liegen war das Floß, als wir es besteigen wollten, zu schwer geworden und wir befanden für gut, die beyden Schiffsjungen zurück zum Schiffer zu senden, ob sie sich gleich sehr sträubten. Als wir aber etwas weiter hinuntergefahren und am Ufer die Fluth noch erwarten wollten, hörten wir ohngefähr zwey Stunden nach Sonnenuntergang ein Geschrey, welches wir beantworteten und endlich die zwey Jungen wiederkommen sahen, welche mit Bestürzung erzählten, daß sie niemand mehr auf der Insel gefunden

hätten. Heftig hierüber erschrocken, beschlossen wir noch diese Nacht auf der Insel zu bleiben und mit Tagesanbruch nach dem Lagerplatz des Schiffers zu gehen. Mit diesem Vorsatz liessen wir das Floß gegen einen Platz hin, wo sonst viel trocknes Holz lag, treiben, um es stärker zu machen, wurden aber durch die Fluth auf einen grosen Baum, der halb im Wasser lag, geworfen. Einige wollten nach dem Ufer schwimmen, da man voraus sehen konnte, daß das Floß würde umgeworfen werden, allein die Brandung verwehrte es. Jetzt überströmte die Fluth alle, ich saß noch auf dem Floß und glaubte sie ertrunken, doch bald kam Karl Dubbel wieder zum Vorschein und nach und nach alle die sich an die Aeste gehalten hatten, und sich sehr wunderten daß ich noch trocken auf dem Floß saß, das nicht umgeworfen worden war. Wir setzten uns wieder darauf, brachten es mit groser Mühe über den Baum weg, mußten aber unsern hölzernen Anker, da das Tau riß, in den Zweigen sitzen lassen und brachte es endlich mit Mühe ans Ufer.

Naß und erfroren, schickten wir Karl Dubbeln und die zwey Schiffsjungen an den Feuerplatz, Feuer zu holen, die in der stockfinstern nacht in die Gräben stürzten, aber doch endlich

glücklich mit dem Feuer zurückkamen, welches wir auf dem von der Fluth überschwemmten Boden kaum anfachen konnten. Mit Tagesanbruch trieben wir weiter bis an ein sandiges Ufer, wo wir ein groses Feuer anmachten, unsern Anker herzustellen anfiengen und Karl Dubbeln (dieser war immer noch der kraftvollste) und Wilhelm Bastiansen zum Lagerplatz des Schiffers schickten. Sie kamen am Abend wieder und brachten die Nachricht, daß alles leer sey, jedoch einige Stücke Büffelsfell, Fischeingeweide, einen Topf, einige Zwiebeln und ein Hünerey, welches sie dort gefunden hatten; dabey erzählten sie, daß sie in groser Versuchung gewesen wären, einen von den Würmern halbverzehrten menschlichen Leichnam, den sie in einem Graben gefunden hätten, anzugreiffen und davon zu essen.

Nun war es ausser Zweifel, daß unsre Unglücksgefährten erlöset waren, wir setzten den Topf mit dem Fischeingeweide und eine Quantität Baumblätter ans Feuer, wovon wir eine Mahlzeit hielten, und brachten noch einen Tag mit Verfertigung des Ankers und Berathschlagungen zu, weil einige glaubten, daß wir unsere Erlösung hier abwarten sollten. Allein Egbert Theuniß stellte uns vor, daß wir

bey längerem Warten immer mehr von Kräften kommen, und zuletzt nicht mehr im Stande seyn würden, von der Insel wegzukommen, wenn die gehoffte Erlösung nicht erschien. Diesem nach giengen wir nun zum drittenmahl, nachdem wir das Büffelsfell vollends verzehrt, den Rest vom Fleisch und eine Quantität Baumblätter aber aufs Floß gebracht hatten, von der Insel weg, auf welcher wir nun 31 Tage gewesen waren. Die Seegel waren unsere Hemden, das Senkbley ein Säckgen Sand an Baumbast, die Sonne und Sterne unser Kompaß, und wenn der Wind zuwider war, hielt der Anker unser Floß zu unsrer Verwunderung und Freude fest. Schon sahen wir die Insel seit sieben Stunden nicht mehr, als Dubbel: Land! rief, welches uns neu belebte, doch mußten wir den Anker fallen lassen, weil die Fluth und vom Ufer her ein ziemlich starker Wind kam, gelangten auch erst nach vieler ausgestandenen Angst, indem wir noch eine Nacht auf der See bleiben und mit jedem Augenblicke befürchten mußten, daß ein starker Wind unser Ankertau zerreißen und uns in hohe Meer zurückjagen würde, ans Land.

Hier beredten wir uns erstlich, die strengste Mässigung beym Genuß der Speisen, die wir nun erhalten würden, zu beobachten, denn seit

26 Tagen hatten wir keinen offnen Leib gehabt, konnten also leicht durch die ungewohnte Anfüllung mit Speisen unser Leben verlieren, steckten alles Geld zu uns und giengen mit erstarrten Füssen auf einem Landwege fort, von wo aus wir in kurzem ein Indisches Fahrzeug gewahr wurden.

Die Indier legten zwar auf unser Winken an, kamen aber mit drohenden Geberden auf uns zu, bis wir sie durch Mienen und den Anblick unserer ausgemergelten Körper mit unserm Elend bekannt machten, und ihnen Geld boten, wenn sie uns zu Holländern bringen würden. Sie verlangten zehn Kopfstücke weil sie als Holzhauer, zu viel Zeit versäumen müßten, da wir aber sehr arm thaten, indem wir besorgten ermordet zu werden, wenn wir Geld bey uns merken liessen, begnügten sie sich mit dreyen und führten uns weiter hinauf. Unterweges begehrten wir von ihnen zu essen, sie gaben uns aber blos etwas Reis und Pisang um Geld, und da sie einmahl bemerkten, daß wir mehr hatten, denn unser Hunger, der uns die Speisen mit Gold hätte aufwiegen lassen, verrieth es, erpreßten sie theils durch Speisen, die sie uns vorzeigten, theils daß sie aufhörten zu rudern, ein Kopfstück nach dem andern von uns.

Zwey Fahrzeuge die aus dem Ganges kamen unterhielten sich lange, und wie wir bemerken

konnten, von uns, mit unsern Schiffleuten, die hierauf nebst ihnen anlegten und sich wohl eine Stunde am Lande aufhielten, indeß wir vor Hunger und Durst hätten verzweifeln mögen, und die Indier endlich dahin bewogen, uns um Geld einen Topf süsses Wasser zu bringen, das uns vortrefflich schmeckte. Zugleich sagten sie uns, daß 20 Holländer ausgegangen wären uns zu suchen, unter welchen einer am Stock gieng. Frohlockend erkannten wir hieran die Unsrigen, denn der Buchhalter gieng, gebrechlicher Füsse halber am Stock, und als wir kurz darauf Häuser erblickten, fielen wir mit Thränen einander in die Arme. Wir stiegen nun aus, wurden vor den Orangcay oder das Oberhaupt geführt, zu dessen Füssen die Indier das erhaltene Geld niederlegten, welches er uns wieder zustellen wollte, als wir es aber nicht annahmen, uns zu unsern Gefährten führen ließ, die uns mit Jubelgeschrey entgegenstürzten, und nun gieng es an ein Braten und Kochen den ganzen Tag. Jeder hatte für seine Person, zwey bis drey Töpfe am Feuer, doch waren wir so vorsichtig, Anfangs blos leichte Speissen zu geniessen, und brachten durch Hünersuppen, Vogelfleisch, Pisang und Honig unsere zerrütete Verdauung wieder etwas in Ordnung.

Der Flecken, wo wir uns befanden, hieß Sondiep und wir befanden uns sehr wohl daselbst, als der Befehlshaber unsern zu erst angelangten Gefährten, den Befehl ertheilte, nach Bolwal und von da nach Dacka zu gehen, an welchem leztern Orte die Ostindische Kompagnie ein Komptoir hatte, weil er glaubte, daß die Kompagnie groses Verlangen nach ihnen haben würde. Sie mußten sich also gut mit Lebensmitteln versehen, weil sie in fünf Tagen keine Menschenwohnung antrafen, und reißten vergnügt ab.

Mit ihnen giengen auch die fünf Männer von den sieben, welche mit dem ersten Floß abgegangen waren, deren unglückliche Begebenheiten ich kürzlich anführen will. Nachdem sie fünf Tage und Nächte vom Strom fortgetrieben waren, und alle zu ihrer Nahrung mitgenommenen Blätter aufgezehrt hatten, blieb das Floß an einer grosen Sandbank sitzen. Sie fanden nicht das geringste Gräsgen darauf, als von der See angeschwemmten Büffelsmist, von welchem und der Unreinigkeit, die sich an das Floß angesezt hatte, sie drey Tage lebten. Als dieser nun verzehrt war und sie aus Kraftlosigkeit dahin sanken, beschlossen sie einen unter ihnen zu ermorden und zu fressen. Adrian Veerbek und Nicolaus

Lambert waren die beyden, von welchen einer das Opfer seyn sollte, allein Adrian Raes setzte sich mit aller Macht dagegen, und stellt ihnen vor: „daß dieses, wenn keine Hülfe erschien, „ihr Leben doch nur auf eine kurze Zeit fristen „könne, sie also doch ja diese schwere Sünde „vor ihrem Tode nicht noch auf sich laden möch„ten." Zwar wurden einige hierdurch gerührt, andre aber bestanden darauf, und Raes mußte es den beyden Unglücklichen entdecken, die sich bey Nacht zu verbergen suchen mußten, bey Tage aber hatten sie nicht soviel zu befürchten, da sich die andern vor Raes, der noch der kraftvollste war, fürchten mußten.

Da die Blutdürstigen merkten, daß Raes diese zwey beschützte, beschlossen sie einen unter sich selbst zu töden, nehmlich Hendrichsen Beerbeck, welcher noch der beleibteste war. Dieser aber, welchem etwas ahnden mochte, erklärte bey Gelegenheit, daß er der Mohrischen Sprache kundig sey und ihnen, im Fall Indische Fahrzeuge kommen sollten, von grosem Nutzen seyn könne, welches auch Raes bekräftigte, damit sie von ihrem blutigen Vorsatz abstehen möchten, ja er that, um sie noch eher abzuhalten, den Vorschlag zu loosen. Allein Nicolaus Lambert ergriff ein Messer, und wollte einen

um den andern anpacken, was ihm aber mit Gewalt verwehrt wurde.

Endlich beschloß man nach vielen Berathschlagungen fünf oder sechs Hölzer von dem Floß zu nehmen und ein kleineres daraus zu verfertigen, mit welchem zwey abgehen und Hülfe suchen sollten. Dieß geschah auch und, Raes der selbst mitfuhr, ermahnte die übrigen indeß in Friede zu leben und die Hülfe zu erwarten. Diese zwey kamen bald ans feste Land, in einen Bengalischen Ort, und wurden von da, nachdem man sie wohl gehalten hatte, 150 Meilen landeinwärts zu Emir Jembla, dem Feldherrn des Grosmoguls, ins Lager gebracht, wo sie auf einem Schiffe im Ganges ihre übrigen Unglücksgefährten trafen. Die übrigen fünf sahen nach acht Tagen ein Indisches Fischerboot und brachten die Fischer durch Winken und Rufen dahin, daß sie von ihnen aufgenommen wurden. Als sie aber im Fahrzeuge zu gierig auf eine Parthie stinkender Fische fielen, merkten die Indier daß sie Geld bey sich hatten, nahmen es ihnen ab, fuhren an eine andere Sandbank stießen, und prügelten sie hinaus und fuhren davon. Allein 24 Stunden darnach kamen einige mit Honig beladene Fahrzeuge, gaben ihnen überflüßig Honig und Reis und brachten sie nach Sondiep, wo

kurz darauf auch der Schiffer mit 14 Mann ankam, also nach und nach 28 Personen daselbst ihre Rettung fanden. Von den Uebrigen aber, welche gleich nach dem Schiffbruch vom Schiffe wegfuhren, hat man nie etwas gehört, und sie sind wahrscheinlich alle umgekommen.

Nachdem also der Schiffer, von dem menschenfreundlichen Befehlshaber mit guten Rath und Lebensmitteln versehen, samt unsern übrigen Gefährten abgereiset, zu Wasser nach Anam, und von da über Bolwal nach Dacka gegangen war, wechselten wir uns zuerst Kauries oder kleine Muschelschalen, die Scheidemünze des Landes, um Silbergeld ein, und lebten herrlich und in Ueberfluß, kochten und aßen Tag und Nacht, (denn die Lebensmittel sind da sehr wohlfeil) so daß wir nach fünf Tagen uns stark genug fühlten, den Orangcay zu bitten, uns weiter zu befördern. Ob er nun wohl einwendete, daß er uns noch nicht stark genug für die Strapatzen einer solchen Reise hielt, so entließ er uns doch endlich auf unser anhaltendes Bitten, wir versahen uns mit Lebensmitteln und fuhren auf einem Indischen Fahrzeuge nach Anam, wo wir vom Gouverneur wieder ein kleines Fahrzeug bekamen, daß uns nach Bolwal brachte.

Zwey Stunden von dieser Stadt wurden wir ans Land gesetzt, von einem Soldaten dahin begleitet und mußten vor dem Thor warten, bis unsre Briefe dem dasigen Befehlshaber eingehändigt waren. Wir hatten uns unterdessen von einigen Portugiesen, deren viele daselbst wohnen, einen Topf mit Milch und Reis geben lassen, den wir gekocht hatten, als wir zum Befehlshaber gerufen wurden, allein unser Hunger war immer noch so wenig gestillt, daß wir den Topf mitnahmen und unser Gericht vor dem Hause verzehrten. Nach dem Mahl wurden wir in ein schönes Zimmer geführt, wo wir unsern Schiffer trafen, der mit dem Uebrigen noch in Bolwal war. Jeder mußte sein Geld aufzählen, das er bey sich hatte, denn nach einem Landesgesetz muß jeder Befehlshaber eines Districts, das ersetzen, was einem Fremden in seinem Gebiet von Räubern ist entwendet worden. Wir wurden übrigens auch hier herrlich tractirt, besonders mit einem Gericht, das man Brensie nennt, welches aus feinem Reis der mit einer Gans oder zwey Hünern gekocht, und sodann mit Zucker und vielen Gewürzen in Butter geschmort wird, besteht.

Ehe wir von hier abreißten, wurde eine grose Versammlung der Mohren in Bolwal gehalten,

halten, die aus der ganzen Provinz in ihren schönsten Waffen zusammen kamen, und ihre Sitzungen unter freyem Himmel hielten. Die schwarzen Portugiesen, deren viele in Mohrischen Diensten sind, wurden so hoch geachtet, daß nichts ohne ihren Rath und Mitwissen geschah, wie man überhaupt jeden, der den Nahmen Christ führt, sehr hoch schätzt.

Nach einem Aufenthalt von sechs Tagen, gingen wir von einer Anzahl Mohren und Portugiesen begleitet nach Dakka, unser Buchhalter aber wurde von vier Indiern in einem Palankin getragen. Diese Reise betrug 100 Meilen Wir trafen aber den Befehlshaber des Holländischen Komptoirs, Sandvort nicht zu Hause, denn er war nach Ugly verreiset, wurden aber von seinem Stellvertreter sehr gut empfangen und herrlich bewirthet, und sollten eben, nach einem sechstägigen Aufenthalt, zu Schiffe nach Ugly gehen, als Briefe vom Ober General des Grosmoguls, Emir Jembla, einliefen, der uns sehen wollte. Wir suchten zwar diesem vorzubeugen, allein der Stellvertreter versicherte uns, daß dieses nicht abzuschlagen wäre, und daß selbst der Oberbefehlshaber der Bengalischen Komptoire, wenn er zum Nabab entboten würde, dieses nicht abschlagen dürfe. Dabey stellte

er uns vor, daß Emir Jembla uns blos sehen wolle, daß es uns wohl im Lager desselben ergehen würde, weil man die Holländer sehr schätze, und wir übrigens vieles Merkwürdige bey dieser ungeheuern Armee des Grosmoguls sehen würden.

Wir machten uns also sieben und zwanzig Mann stark, denn der Buchhalter war indessen gestorben, auf den Weg, passirten viele Städte und Dörfer, die großen Theils von der Armee verwüstet waren, und kamen nach einer Reise von einem Monat, die wir theils zu Wasser theils zu Lande zurücklegten, an ein Fischerdorf, wo wir kleine leichte Fahrzeuge mietheten, schneller fortzukommen. Nach fünf Tagereisen kamen wir zu einem Schiff das Nababs, auf welchem wir vier Engländer nebst zwey von unsern Leuten, Adrian Raes und Nicolaus Lambert, die, wie ich oben erwähnte, auf dem kleinem Floß von der Sandbank abgefahren waren, trafen. In dieses Schiff stiegen wir, und fuhren bis zur Stadt Renghematy, wo wir landeten, und in das zwey Stunden entfernte Lager giengen. Hier wurden wir sogleich ins Zelt des Nababs geführt, wo wir glücklicher Weise einen holländischen Wundarzt, Vosburg, fanden, der in des Nababs Diensten stand und uns zum Dolmetscher diente.

Emir Jembla empfieng uns sehr freundlich, lies uns einem Topf mit Elefanten-Arak und eine Schüssel Limonien bringen, und belustigte sich sehr daran, daß wir den Topf, der stark verkittet war, nicht öffnen konnten. Da wir aber sahen, daß er uns damit versuchen wollte, bohrten wir mit einem Messer ein Loch in den Topf, steckten ein Röhrgen hinein und tranken lustig auf seine Gesundheit herum, welches den alten Mann herzlich freuete. Dieser Arak berauschte erstaunlich, denn er wird blos für Elefanten destillirt, sie im Kriege wüthend zu machen, und wir sagten, trunknen Muthes dem Nabab auf sein Begehren zu, sechs Monate in seinen Diensten zu bleiben, er versprach uns dagegen für jeden feindlichen Kopf funfzig und jeden Gefangenen huudert Rupien; jedoch wurde der Schiffer, der Wundarzt, drey Schiffsjungen, und, auf anhaltendes Bitten und dringende Fürsprache des Wundarztes Vosburg auch der Steuermann entlassen, und kehrten zum holländischen Comptoir zurück.

Als wir am andern Morgen unsern Rausch, in welchem wir uns beynahe im Angesicht des Nababs geschlagen hätten, in der Behausung des Wundarztes ausgeschlafen hatten, erhielten wir 600 Rupien und den Befehl auf einen Gu-

rap, eine Art Schiffe, die vierzehn Stücke und siebenzig Mann führen, zu gehen. Diese Guraps wurden jeder noch von vier anderen schmalen, langen Schiffen begleitet, von denen jedes achtzig Mann faßte, so daß zu jedem eigentlich 370 Menschen, an Ruderknechten, Schiffsleuten und Soldaten gehörten. Die kleinen Schiffe Kossen genannt, führten nur vier Kanonen. Ueberdieß waren auf dem Strom noch viele Galiotten, worunter einige von Engländern kommandirt wurden, andre von Portugisen, die letztern aber mußten uns eine räumen, auch welche unsrer neun unter Nicolaus Lamberts Kommando kamen, auch Galeassen, ohne Masten, mit vierzehn Kanonen und sechzig Mann besetzt. Die Anzahl der Transportschiffe, welche der Armee Geschütz, Lebensmittel, Munition u. dgl. nachführten, war ungeheuer groß, ja es folgten sogar große Fahrzeuge, mit Gebäuden von zwey bis drey Stock, in welchen die Weiber der hohen Offiziers von Verschnittenen bewacht wurden.

Wenn die Armee, welche 800,000 Mann stark seyn sollte, aufbrach, und neben der Flotte am Ufer hinmarschirte, giengen einige tausend mit Aexten und Beilen voraus, das Gebüsch nieder zu hauen, welches die ihnen folgenden Ele=

santen zusammentraten, daß die Armee bequemer folgen konnte. Sobald der Nabab aus seinem Zelt trat, schwang er sich, ob er gleich schon ein alter Mann war, mit Leichtigkeit auf sein Persisches Pferd. Vor ihm her giengen Trompeten und Pauken auf Elefan die vorher den Aufbruch im Lager ausgeblasen hatten, hierauf kam ein Haufe Elefanten, deren jeder zwey Kanonen nebst dem Konstabel auf einem hölzernen Gestell trug, dann folgten die Sclaven des Feldherren und endlich das Fußvolk, eine unübersehbare Anzahl mit Musketen, Lanzen, Säbeln, Bogen und Pfeilen bewaffnet. Den Beschluß machten noch eine grose Menge Elefanten und Kameele mit Geschütz. Die Reuterey schwärmte in Haufen von 2 bis 300 unordentlich voraus.

Bey diesem Aufbruch des Lagers werden oft Menschen erdrückt, andere verlieren sich in dem Getümmel, so, daß sie sich nicht wieder zurecht finden können, welches mir und dem Zimmermann Schonhofen begegnete; wir verfehlten unser Schiff und fanden uns erst nach acht Tagen zurecht. Die ungeheuern Kosten dieser Armee sollen sich alle Monate auf funfzig Tonnen Goldes erstrecken, doch zieht auch der Feldherr grose Summen von den Kaufleuten,

Huren und Marketendern die dem Lager folgen, und nichts ist zu erdenken, was man nicht bekommen könnte, doch war alles sehr theuer, und wir verzehrten unsern Sold, auf 28 Tage 20 Rupien, jedesmahl rein.

Als Emir Jembla die Landschaft Kosbia sich unterwürfig gemacht hatte; welches ich nur wenig sah, da wir immer auf dem Fluß blieben, gieng es gegen den König von Asou, der verschiedene starke Festungen besaß und sich tapfer vertheidigte, er wurde aber besiegt, seine Festungen erobert und er selbst gefangen genommen und in Ketten gelegt, ob es gleich sonst nicht gewöhnlich war, den Besiegten das Leben zu schenken. Seine Schätze erhielt der Nabab, wir aber nur wenige Beute, da die Indier alle Sachen von Werth geflüchtet und vergraben, und nichts als einige wenige Lebensmittel hinterlassen hatten. Unterdessen waren Adrian Raes und Paul Jacobsen die Zimmerleute nach Dacka zurückgeschickt worden, für den Feldherrn ein Schiff zu bauen, und den übrigen wurde bekannt gemacht, wenn einer dem Grosmogul als Gouverneur dienen wollte, der solle sich nach Agra verfügen, und groses Einkommen und Ansehn erhalten, allein wir befürchteten zeitlebens in Indien bleiben zu müssen und keiner nahm es an.

Nach der Eroberung von Asou maschirte die Armée gegen den König von Assam, der sich nur darüber lustig machte, und den alten Nabab verspottete, weil er ehemals eine noch einmal so starke Armee beynahe gänzlich durch Hunger aufgerieben hatte, denn sein Land hat starke Festungen und wird alle sechs Monate ganz unter Wasser gesetzt. — Dieser Spott reizte den Emir Jembla so, daß er in größter Eil aufbrach und in Assam einmarschirte, wo alles vor uns her floh. Wir giengen immer mit der Armee auf dem Fluß fort, als durch einen heftigen Sturm unsre Galiotte, welche um besser Stromauf gehen zu können, gar keinen Ballast hatte, umgestürzt wurde, 26 Moren und Bengaler nebst zwey Holländern ertranken, und ich noch mit Noth von den Engländern, die neben uns segelten, aufgefischt wurde. Ich fand mich mit meinen übrigen Gefährten wieder zusammen, und wir wurden schlüssig zum General, der uns kommandirte, zu gehen. Dieser brach eben auf, weil der Feind in Anmarsch war, ließ uns hart an, weil einige metallne Kanonen mit gesunken waren, und sagte endlich im Zorn, daß wir auf das erste beste Schiff, welches wir träfen, gehen sollten, indem der Feind mit jedem Augenblicke erwartet würde. Vier von uns giengen also auf einen Gurap, welcher noch mit an-

dern Holländern und Mohren besetzt war, ich mit zwey andern aber auf eine Schaluppe, die sechs metallne Stücke, zwey Doppelhaken, noch fünf andere Holländer und zwölf Mohren führte.

Kaum waren wir hier angekommen, so gab der Admiral das Zeichen zum Aufbruch, ihm folgte die ganze Flotte, und wir hörten stark kanoniren, da der Feind mit 600 Schiffen auf uns wartete. Wir wollten sehen, was dieß bedeute, weil wir keinen Feind vermutheten, zogen alle Seegel auf und fuhren voraus, indessen erhob sich ein starker Wind, der uns ans Ufer warf, wo wir unser Steuerruder zerbrachen und sodann mitten unter einer Menge feindlicher Schiffe geführt wurden. Da der Wind ganz entgegen war, konnten wir nicht umkehren, beschlossen also uns aufs beste zu wehren, und antworteten den Feinden, die uns zu beschießen anfiengen, tapfer, so daß die Kanonade bis tief in die Nacht dauerte, ohne daß sie uns, wegen ihrer Ungeschicklichkeit in der Bedienung des Geschützes, etwas anhaben konnten; nach Mitternacht aber kam ein Mohrischer Befehlshaber von unsrer Armee, mit 30 Schiffen, der uns mit dem Schleptau über den Feind hinauf brachte, und uns Wachsamkeit bis an den Morgen befahl, welche auch nöthig war, denn schon nach zwey Stunden

kamen 6 Schiffe uns zu überfallen, allein fünf wurden durch den starken Strom vorbei getrieben, das sechste aber enterten wir, hieben die Besatzung nieder, plünderten es aus und liesen es treiben.

Endlich kam die ganze Flotte den Feind anzugreifen, Holländer und Portugisen an der Spitze, doch mußten wir uns wegen des starken Stroms ziehen lassen, und giengen, als wir glaubten hoch genug zu seyn, gegen den Feind, den wir 300 Seegel stark trafen und sogleich angriffen, die übrigen mit Holländern, Engländern und Portugisen besetzten Schiffe folgten uns und dann die ganze Mogolische Flotte. Das Treffen hatte drey Stunden gedauert, als der Feind das Land zu gewinnen suchte und floh, allein er wurde auch da verfolgt und erlitt eine schreckliche Niederlage. Es war eher eine Metzeley als ein Gefecht, und ich glaube nicht daß von 300 Schiffen, deren doch jedes, 70, 80, 90 und mehr Menschen enthielt, 50 Menschen mit dem Leben davon gekommen sind. Der Admiral wurde gefangen und ihm das Leben geschenkt. Wir aber erhielten blos Pulver, Bley und einige metallne Stücke als Beute.

Emir Jembla, der mit seiner Armee drei Meilen von uns stand, schickte, als er den Anfang

des Treffens erfuhr, sogleich eine große Menge Geschütz mit Ochsen an die Ufer, den Feind zu beschießen, welches auch viele Wirkung that, und uns die ganze Flotte vollends in die Hände lieferte, nach deren Eroberung wir den Fluß weiter hinauf giengen und eine starke Schanze paßirten, welche freywillig verlassen war, uns immer tiefer ins Land hineinzulocken, und an die Stadt Geraghan kamen woraus der König von Assam geflohen war. In dieser Gegend wurden wir indessen von der Regenzeit überrascht, das ganze Land stund unter Wasser, und der Nabab war in seinem Lager so vom Feind umzingelt, daß der Proviant anfieng zu mangeln. Er wollte Sold unter die Truppen austheilen und lies vier Schiffe mit Silber und zwey mit Gold von der Flotte, wo er seine Schätze verwahrt hatte, holen, allein sie wurden vom Feind, der uns überall umschwärmte, genommen. Unser kleines Lager hatten wir gut verschanzt, in der ganzen Gegend Gebüsch und Bäume niedergehauen, daß wir nicht überfallen würden und unser Mohrischer Befehlshaber schickte beständig Reuter auf Kundschaft aus, welche häufig Gefangene einbrachten, die mit schrecklichen Martern hingerichtet wurden. Man peitschte sie zu tod, spießte sie, stieß ihn Instrumente in den Leib, die inwendig durch einen Federdruck

auseinander sprangen und den Leib von innenheraus zerrißen. Noch lebend wurden diese Elenden in Fahrzeuge geworfen, die der Strom dem Feinde zuführte. — Die Assamer aber welche sich freywillig unterwarfen, lebten ruhig unter dem Schutz des Nababs.

Wir Holländer wurden in der Armee immer von allen geehrt, da sie in dem Treffen unsere Tapferkeit gesehen hatten, und bekamen unsern Sold richtig beym Eintreten jedes Neumondes ausgezahlt, wo die ganze Arme denselben gleichfalls erhielt, ein Reuter 50 Rupien, ein Infanterist 5, ein Konstabler 7 die Ruderknechte nur eine Rupie. Diese letztern waren Hindus, und starben lieber als daß sie Fleisch oder Fische gegessen hätten; denn der Mangel nahm auf der Flotte und im Lager, besonders an Vegetabilischen Speisen, überhand, und man fand sie bey Hundert tod in den Schiffen. Auch die Assamer sind Anhänger der Hindu Religion, und essen nichts Lebendes, wir mußten ihnen jederzeit versprechen, die Kühe, welche sie uns das Stück zu einer Rupie verkauften, nicht zu töden, und machten einst eine goldene grose Kuh, in einer Festung die wir eroberten, zur Beute.

Ob es gleich in unserm Lager noch erträglich war, so mußten doch Hunger und Seuchen in

dem grosen Lager des Nababs erstaunlich wüten, denn es war nun der vierte Monat, daß der Ganges jeden Tag mit Leichen bedekt war, auch wußte dieß der König von Assam wohl und wagte einen Anfall auf das verschanzte Lager. Allein Emir Jembla hielt sich auf der Seite, wo der Anfall geschah, ganz still und lies seine Reuterey dem Feinde in den Rücken fallen, welche solche Verwirrung und Metzeley anrichtete, daß er sich mit einem Verlust von 20000 Mann zurückziehen mußte. — Dieser Verlust und das herannahende Ende der Regenzeit, wo sich der Nabab wieder ausbreiten und ihn aufs neue angreifen konnte, bewog den König von Assam, den Antrag zu machen: „Daß er auf jede Bedingung Frieden zu schließen gesonnen sey, sofern er nur für sein „Leben nichts zu fürchten habe." Doch Emir Jembla bestand Anfangs auf unbedingter Unterwerfung seiner Person, bis ihm sein Günstling vorstellte: „Daß aus drey Armeen nur eine, welche „aus Kranken und Verhungerten bestände, ge„worden wäre, und bereits das Aas der Ele„fanten, Kamele und Pferde selten geworden „sey, man also eher fechten als den Hungertod „erwarten, am besten aber einen vortheilhaften „Frieden schließen solle. Worauf er an den König von Assam die ungeheuere Forderung that, die Hälfte seines Reichs abzutreten, seine jüngste

Tochter ihm in seinen Harem, seinen Schatz, einige Tausend Elefanten und alle grosen Schiffe seiner Flotte zu überliefern. Der König von Assam welcher durch falsche von Emir Jembla ausgestreute Nachrichten, über den wahren Zustand der Mogolischen Armee hintergangen war, gieng diese Bedingungen ein, und der Nabab bedeckte sich mit Ruhm und Ehre, obgleich die Assamer, wenn sie klüger gewesen wären, seine ganze Armee hätten vernichten können, da der gröſste Theil derselben so schwach war, daſs man sie mit der Faust hätte niederschlagen können. Auch schlepte er genug Reichthümer aus Assam mit hinweg, denn er lies in der Hauptstadt Geraghan die Gräber der Vornehmen öffnen und fand unglaubliche Schätze in denselben; als er starb erbte der Grosmogul 590 Millionen von ihm. —

Als wir noch bey Geraghan im Lager standen, und dem Nabab nunmehr 15 Monate gedient hatten, hielt der Generalgouverneur in Batavia um unsere Entlassung an, welche uns auch sogleich gewährt wurde. Wir erhielten einen Geleitsbrief, ruderten unser Schiff selbst, weil die Indischen Ruderknechte alle Hungers gestorben waren, in funfzehn Tagen bis Dacka, wo wir noch unsre Zimmerleute fanden, die ein

Schiff für den Nabab verfertigt hatten und eben über dem zweyten waren. In dem dasigen Holländischen Komptoir blieben wir nicht lange, da eben das nach Ugly bestimmte Schiff segelfertig lag, von wo aus wir nach Batavia zurückgiengen, am letzten April 1663 daselbst ankamen und so diese Reise voll Elend und Noth endeten.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Schouten, Wouter,

Walther Schulzens Reise nach Ostindien in den Jahren 1658 bis 1665 Ein Beitrag zur Geschichte der Holländer in Ostindien ; nebst der Schiffbruchsgeschichte des Schelling

Jena 1808

Coburg, Landesbibliothek -- Cas A 3493
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11928568-8